4857.5

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Ludwig Achim's von Arnim

ſämmtliche Werke.

Neunzehnter Band.

Gedruckt auf Koſten des Herausgebers.

Berlin, 1846.

Expedition des v. Arnimſchen Verlags.

Anal.

Die
Päpstin Johanna.

Von

Ludwig Achim von Arnim.

Nachlaß: Zweiter Band.

Gedruckt auf Kosten des Herausgebers.

Berlin, 1846.

Expedition des v. Arnimschen Verlags.

485~~2~~ 3.5
8

HARVARD COLLEGE LIBRARY

1874, Sept. 15
Minot Fund.

614
49-8
32-4

Die

Päpstin Johanna.

Erſte Periode.

1.

Die große Inſel Island wird jetzt von wenigen armen Hirten und Fiſchern bewohnt; einſt nährte ſie den mächtigen Urſtamm der Deutſchen, ein herrliches Volk das dort in ewig warmer Luft von den abfallenden Früchten der Palmen ſein ſorgenloſes Leben in ſeligen Gedanken vollbrachte. Ewiger Schnee deckt jetzt das ganze innere Land, unter welchem wir häufig die verſteinerten Knochen ſüdlicher Thiere und die Stämme ſüdlicher Bäume auffinden; nichts wächſt auf dieſem Gebirge jetzt als Moos; an den Küſten gedeihen von allen Arten der Bäume allein noch der Wachholder, kein anderes weicheres Grün kann die halbjährige Nacht überleben. Das Strahlennetz der Wärme, welches mütterlich liebend die luftſchwimmende Erde umſpannt, dem reifenden Leben ſie zuträgt und entwickelt, naht ſich ihr im Wechſel der Zeit an ſo verſchiedenen Orten und entfernt ſich von andern, daß reiche Länder ausſterben, während unbewohnt ſcheinende in Lebensfülle glänzen; möge die ſchöne Zeit Islands wiederkehren ohne

daß die übrigen Länder deutſcher Nationen darum in Nacht und Kälte zurückſinken.

Der Urſtamm unſeres Volkes lebte in ewiger Geſundheit viele Jahrhunderte auf dieſer Inſel, die bald ſo bevölkert war, daß ſich nie mehr Menſchen erzeugen durften, als abſtarben, wodurch ſie immer in gleicher Kraft blieben. Da geſchah es, daß bei Thule, an der Südſpitze der Inſel, ein norwegiſches Schiff ſtrandete und die Neugier nach den Ländern erweckte, wo dieſes Schiff erbaut ſei. Deut beſtieg dieſes Schiff zuerſt, fuhr aus und kehrte mit wunderbaren Nachrichten von großen Laſtern heim, die ſie in der Welt ausrotten müßten. Da folgten ihm viele, weswegen ſie den Namen der Deutſchen erhielten. Mit dieſen Helden landete er an den öden Ländern, die jetzt von den Deutſchen zu einem Paradieſe umgeſchaffen ſind, damals aber von einem laſterhaften Zwerggeſchlechte bewohnt wurden, und erſchlug dieſe Halbthiere und bevölkerte das Land durch zahlreiche Nachzüge aus Island. Sein Volk wurde mächtig genug nach blutigen Kriegen, die grauſame Weltherrſchaft Roms zu ſtürzen, auf daß ſich ein geiſtliches Reich zur Befreundung der Welt auf deſſen Trümmern erhebe, die Herrſchaft der Päpſte, deren menſchliche Schwächen der Teufel viele Jahrhunderte ohne Erfolg gegen die Herrlichkeit ihrer geiſtigen Beſtimmung zu benutzen ſuchte.

Das hatten die Isländer durch ihre Auswanderung unter Deuts Führung gewirkt, aber der Urstamm des Volkes war in dieser raschen Zeugung für die blutigen Kriege erschöpft und der Boden in die Gewalt der alles zerstörenden Kälte gekommen, der menschliche Kraft umsonst entgegenarbeitet. Da entwickelte sich in der von der Welt zurückgetriebenen Sinnenkraft und Frömmigkeit das geistige Paradies der Wissenschaften und Künste in den mächtigsten Köpfen dieses Urvolkes, und dieses Land, das nach den Lügen der Geschichtschreiber — welche die Quellen der Weisheit gern allein benutzen und darum verheimlichen möchten — bis zum achten Jahrhunderte ganz unbewohnt war, scheint im Gegentheil bis zu dieser Zeit der tugendreiche Lehrstuhl aller Wissenschaft gewesen zu sein. Aber der Drang vieler verdorbener Fremden nach dieser Weisheit erregte den Stolz der Bewohner und der Stolz blendete sie und führte sie zur Gottlosigkeit, wodurch ihre Wissenschaft zu einer Schule des Teufels wurde, welcher damit die nördlichen Völker lange Zeit von der Erkenntniß des christlichen Glaubens zurückhielt. Aber der Teufel und die ihm angehören können nur erkennen, was des Teufels ist, und so blieben zwar die Worte der Wissenschaft, aber sie wohnten nicht in ihnen, sondern wurden ein leerer Schall; das große Eigenthum aller, das Allgemeine der Wissenschaft verschwand und jeder strebte nur ein-

zeln sich geheimnißvoll damit zu bereichern und die anderen zu überragen, und jeder verschrieb gerne seine Seele dem Teufel, daß er ihn mit neuem Schein der Erfindung schmücke, den er doch am allgemeinen Leben nicht zu prüfen wagte, und so hing der Pallast hoher Wissenschaft statt der glänzenden Himmelslichter voll teuflischer Spinngewebe, in denen sich Leuchtgewürme selbst gefangen hatten, sich für das Licht haltend und sich selbst nur sehen wollend. Luzifer, einer der dummsten Teufel, hatte unter diesen Scheingelehrten seinen Thron aufgeschlagen, er besuchte sie in der Gestalt verschiedener griechischer Gelehrten, die damals eine Nachblüthe ihrer alten Landeskunst zu erwecken suchten. Bald erschien er als Metaphrastes, als Kephalas, als Photius, als Chrysoloras und hatte seine Schmelzhütte im Berge Hekla eingerichtet, wo er mit Steinwürfen, mit Lavagüssen und Aschenregen die Annäherung aller Neugierigen zurückschreckte. Er arbeitete seit Jahrhunderten an der unnützen Aufgabe, ein Geschaffenes noch einmal zu schaffen, nämlich den von Gott erschaffenen Menschen nachzumachen. Da hatte er unendlich krumme Retorten sich geblasen, um allerlei Dünste unter einer mit Quecksilber gesparrten Glocke zu verbinden, die nassen Erzschichten mußte ihre entbindende Kraft feurig dazwischen strömen; er machte Wunderdinge und erkannte sie nicht in seiner Unweisheit; er verzweifelte, weil er die Dummheit nicht er-

reichen konnte, die er sich vorgesetzt. Er konnte keinen Menschen schaffen, weil die menschliche Dunstgestalt in seiner Glocke nie den belebenden Hauch Gottes aus den Stoffen der Welt entnehmen konnte.

Nur einem Diener gestattete er den Eingang in seine Bergküche; er brauchte ihn als Gehülfen wegen seiner Stärke. Oferus hieß er; er war der stärkste Heide und hatte sich dem Teufel ergeben, weil er gesehen, daß sich alle Heiden vor ihm gefürchtet hatten. Der mußte mit ihm auch in die Welt ziehen, für ihn rauben und tödten. Das hatte Oferus bisher alles ohne Nachdenken für ihn vollführt, denn er ahnete nichts von der Freiheit in Christo; den unscheinbaren Christenglauben hatte er immer verachtet kennen zu lernen. Nun war aber seit dem 1. April des Jahres 938 nach Christi Geburt Meister Spiegelglanz, einer der schrecklichsten Philologen Islands, von seiner Irrfahrt durch Europa, um Geheimnisse zu entdecken und damit vor seinen Landsleuten zu prahlen, mit unerschöpflichem Muthe zurückgekommen, weil ihm eine Hexe vorausgesagt hatte, daß er durch keine irdische Gewalt sterben könne. Sein furchtbares Ansehen hatte sich durch diese Zuversicht auf irdische Unsterblichkeit sehr vermehrt, und obschon beim Mondwechsel oder auch bei heftigen Anlässen er der bösen Macht häufig unterlag, so machte doch die gewaltige Stärke seines Armes ihn Allen gefährlich; in seine

röthlichen Augäpfel, die das Licht der Sonne nicht ertragen konnten und sich rastlos bewegten, konnte Niemand sehen, sein weißes Haar, durch welches röthliche Haut glänzte, war gräulich verwirrt, seine Kleider, die er nie auszog, bis sie zerrissen, starrten von dem Schmutze, in welchem seine Neugierde wie ein wilder Eber wühlte. Er verspottete seine Landsleute, daß sie es für unmöglich hielten, den Berg Hekla zu besteigen, und beschloß gegen den ersten Mai ganz heimlich eine Fahrt mit seinen zahmen Wölfen auf einem Schlitten dahin vorzunehmen, um alle Welt mit seinen Entdeckungen zu erschrecken, wie er in dem Berge heimlich zu rumoren dachte. Zu seinem Schicksale gehörte es, daß Luzifer sich den Tag vor dem ersten Mai mit seinem Diener Oferus entzweite, weswegen er am Abend gegen seine Gewohnheit nicht zu seiner Werkstätte zurückkehrte, um die Arbeiten zu ordnen, und Feuer nachzulegen, sonst wäre Spiegelglanz verloren gewesen. Luzifer blieb den Tag in der Nähe des Blocksbergs voll von wildem Verdruß, daß ihn Oferus verlassen, um dann im wilderen Tanze während der Nacht alles Herzeleid zu verlernen.

Langsam näherte sich Spiegelglanz dem Krater mit seinem Wolfsgespanne, mußte seine künstliche Brücke über Eisspalten schlagen und über den flüchtigen zusammengewehten tiefen Schnee, mußte stille den Übergang der Aschenwolken abwarten und den Strom der

glühenden Lava umfahren; nur ſeine Kraft konnte ſolchen Beſchwerden widerſtehen; endlich mußte er ſeinen Schlitten ſtehen laſſen und mühſam hinaufklettern. Langſam gehen die Menſchen, ihre Füße ſind das Maaß ihres Weges; raſch wie der Gedanke durchſchneidet ein Geiſt die Luft. Es war Melancholia, das hohe geflügelte Weib, der Geiſt des ernſten ſchweren Elements dieſer Erde, ein ſchlafendes Kind in ihrem Arme, die vom Mars, dem befreundeten Sterne, hernieder in den Krater des Hekla drang. Wir hören ſie jetzt ſprechen.

Melancholia.

Die Erde prangt mit wunderbarem Angeſicht,
Es ſchmilzt das Eis von nahen Frühlingszeichen;
Dem Nordlicht, das durch ferne Wolken bricht,
Strahlt ſie zurück die freien Flammenzeichen
Die einſt auch ihr verkündet neugebornes Wort,
Dem ſich im Glanz der Mitternacht die Sterne neigen;
Zu rechter Zeit empfängts im Weltraum jeder Ort,
Es geht von Stern zu Stern in ſeines Vaters Reichen.
Du warſt es Mars der dieſe Erde grüßte,
Als ihr der Gottesmittler zwiſchen Leib und Geiſt
Geboren war, — der dieſer Erde ſtreitge Lüſte
In einer geiſtgen Liebe Eintracht unterweiſt.
Es kennt der Mars ihn nicht, doch ahnen ihn drei Weiſen,
Die raſtlos nach des Sternes hohem Zeichenſchein

Mit Weihrauch, Myrrhen, Gold hin zu dem Kind
reiſen,
Das dieſe Nacht geboren aller Sünden rein.
Ich hab den Stern umflogen, ſah den niedern Stall
Durch deſſen Thür ſo hell des Kindes Antlitz ſcheint,
Die Hirten grüßen es mit ſüßem Freudenſchall,
Die Jungfrau freud'ge Mutterthränen weint.
Wie dürſtet mich nach dieſen Freudezähren,
Im bittern Reuemeer, das mich muß nähren! —
Maria hat das Heil der Welt geboren,
Weil ihre Lieb den heilgen Geiſt erkoren.
Auch ich gebar ein Kind, das ganz verloren,
Zum Tummelplatz der Leidenſchaften iſts erkoren,
Das böſes Blut in allen Adern trägt,
In deſſen Herzen keine Liebe ſchlägt,
In deſſen Blick kein frommer Segen liegt,
Auf deſſen Mund kein reiner Kuß ſich fügt —
Durch deſſen Schrei die Mutterſorg verwirrt
In Angſt und Gram zum Fluche ſich verirrt! —
So muß ich dulden für mein ſchwaches Haupt
Das eine Nacht vom Frühlingskranz umlaubt,
Hier in der Höhle — in Träumen tief verſenkt,
Ward zu dem Bett des Oferus gelenkt.
Da mußt ich thun was mir entſetzlich ſchien
Und wenn ichs denke, muß ich ſchwindelnd fliehn! —
O Jammer welches Kind muß dies nun werden
Das ſo empfangen? — Ja in den Geberden

Wie es die Hände um den Hals mir ſchlingt
Seh ich die Bosheit ſchon, die in ihm ringt. —
Es möchte mich erdrücken und erſticken,
Es liegt ſo grimme Kraft in ſeinen Blicken
Mit denen ſieht es mich verächtlich an;
Kein Mittelding von Bös und Gutem kann
Als Bosheit ſo bei jedem Zufall ſchäumen
Als Laſter gleich in jeder Unart keimen,
Ich ſeh den Neid den es bei jedem Biſſen ſpürt
Den ihm vorbei die Hand zum Munde führt,
Und geb ichs ihm, ſo iſt es ihm zuwider,
Es nimmt ihn wohl doch ſchluckt es ihn nicht nieder,
Es ſaugt voll Gier daß mir erſchmerzt die Bruſt
Und dann verſchluckt es ſich aus böſer Luſt,
Und ängſtet mich als müſſe es verſcheiden
Und hohnlacht mir zu allen meinen Leiden,
Und ehe noch die goldnen Sonnen tagen
Soll ich ins Freie es ſchon fliegend tragen.
Bald dulden es nicht mehr die dunklen Schweſtern,
Ich merkt es gleich an ihrem Flüſtern geſtern:
Kolerika will mir das Kind zertreten,
Phlegmatika mag nicht dazwiſchen treten,
Antherea verlangt ich ſolls die Nacht ausſetzen! —
Ich muß es thun, ſo groß auch mein Entſetzen,
Ich bin zu ſchwach ein ſolches Kind zu meiſtern,
Ich gebs zurück den irdiſch böſen Geiſtern

Von denen ichs in Sünd empfangen mußte;
Dem dummen Luzifer geb ichs der niemals wußte
Wie er den Geist aus irdschem Stoff soll ziehn,
Seit Jahren läßt der Thor Retorten glühn
In denen nichts als Dunstgebilde schwirren,
Und dennoch läßt er sich davon nicht irren;
Und hofft mit jedem Tag den Funken zu entzünden
Den Gott nur schenkt und nimmer läßt ergründen.
Den Gott beneidet er daß der kann Menschen schaffen,
Er selber kann nur schaffen die leidgen Affen.
Wie wird er sich an diesem Kind erfreuen
In dessen Eigensinn und tückschem Schreien,
In dessen Unnatur erkennt er ohne Zweifel,
In jeder Unart spukt des Teufels kleiner Teufel.
Er wird das Kind versorgen wie kein Mensch vermag! —
Was säum ich noch, es nahet sich der Tag.
Und er kommt bald zu seiner Werkstätt Tiefe.
Hier soll ers finden! — — Wenn mein Kind nur schliefe —
Bis ich es in die Glocke eingebracht
Und ihm gesagt die letzte gute Nacht.

(Sie bringt es unter die Glocke.)

Das war vollbracht! — Nun ich das Kind nicht seh,
Nicht fühl in meinem Arm, wie thut mirs weh! —
Ich that kein Unrecht, bracht es heim den Seinen
Aus einem Geisterreich dems nicht gehört,

Das ihm als Hölle muß ſo lang erſcheinen
Bis es der Jammer dieſer Welt belehrt! —
Es kommt zu Menſchen die es überdauert,
Zu Menſchen die vergebens oft gekrauert
Um eine Blüthe die niederſchlug der Regen —
Und krauern nicht um jeden Liebesſegen,
Und doch in jedem frohgebornen Kind
Die große Sündenwelt aufs Neu beginnt,
Bis ſein Erlöſer endlich ihm erſcheint
Wenn es um ſeine Sünde ſchmerzlich weint. —
In ſeinem Glück da wirds den Teufel ehren,
In ſeinem Unglück wird Gott es belehren.
Leb wohl, mein Kind! — Mein Sinn iſt ſo verwirrt,
Mir iſt als hätt ich mich in dir geirrt. — —
Ich nehm dich wieder, mir iſt ſo beklommen —
Es iſt zu ſpät! — den Teufel hör ich kommen.
(Sie fliegt zögernd empor.)

2.

Luzifer kommt von ſeiner Brockenreiſe ganz ermüdet und zerſchlagen auf einem Bock geritten, ſteigt mühſam ab, läßt ihn laufen, wirft ſich aufs Strohlager und ſpricht:

Luzifer. Heda! — Bock! rühr nicht! — Was ſuchſt du da? — das brennt! — Wie das verdammte Thier gleich nach allem rennt, — an den Reſorten ſchnuppert, Gläſer zerbricht, und was ich ſage, achtet es nicht! — Ach hätt ich noch den ſtarken Oſerus, ſtatt daß ich dich nun ſelber prügeln muß. — Ich

dachte gleich nichts guts als wir heut Morgen auf Raub die Straße ritten, wo voll Sorgen die Fuhrleut aus den Bergen niederfahren, weil dort die Straß verrufen iſt ſeit Jahren, und ich kein Räderknarrn, kein Pferdeklingern hörte, nur die Einſiedelglock die meinen Muthwill ſtörte. Den Einſiedel ſah ich am Wege betend liegen umſummt von tauſend früherwachten Fliegen die ſich im Kreis auf ſeine Naſe ſetzten, und ihren Durſt an ſeinem Schweiße letzten; ſein Eſel graſte fern an unſerm Weg. Ich ſah das ſchwarze Kreuz auf ſeinem grauen Rücken, und als der Oferus die Hand wollt an ihn legen da packten mich ſchon wieder die alten Tücken; weil Chriſtus auf dem Thiere war geritten. — Ich legte mich bei Oferus aufs Bitten, er möge doch das Thier nur laufen laſſen; es werde nicht zu unſrer Eile paſſen. — Er ſah mich an und ließ es diesmal gelten, daß ich ſo für mich heimlich mußte ſchelten, und fluchen als ich das Kreuz hatt angeſehen, weil es mir nicht wollt aus den Kopfe gehen.

Ich brummte fort wie böſe Fliegen pflegen, wobei die Rinder ſich aufs Laufen legen. Doch denkt: die Hirtin ruft: „Herr Jeſu Chriſt, mein Vieh!“ ſo treibt Herr Jeſu Chriſt auch gleich zurücke ſie! — Iſts nicht genug daß er die Welt erlöſte? — Thuts Noth daß er noch jede Viehmagd tröſte? —

Ich dacht mich an dem Mädchen doch zu rä-

chen, ich zeigt ihr Gold und that dann zu ihr ſprechen: „Du haſt ein Paar ſo ſchöne rothe Backen, ich muß dich einmal derbe daran packen. Du haſt ſo krauſe Härlein wie von Gold und biſt doch arm, beſtimm ſelbſt deinen Sold! Du haſt ein Paar ſo tüchtig runde Beine, die ſuchen zierlich nach dem trocknen Steine, und wie das grüne Röcklein ſie umſchweift, der Wind erbebend in die Falten greift; ja ſeh ich deiner Brüſt geſchnürtes Neſt, ſo möcht ich ſteigen auf die ſchlanken Äſt, und möchte nach den beiden Eiern greifen.“ — Da ſpürt ich eine Ohrfeig um mich pfeifen, daß ich betäubt mit Panzerhemd und Degen hin in den Graben fiel, der war voll Regen. Ich merkte gleich ſie trug an ihrer Seit, ein Marterknöchlein vom heiligen Sanct Veit; es giebt jetzt kein ſo armes Schelmenpack, ſie haben doch Reliquien im Sack. — Hab ich darum die Märtyrer gemacht, daß ich um ihre Knochen werd verlacht! — Hätt ich ſie doch viel lieber ganz gelaſſen, als daß man jetzt ſie braucht, mir aufzupaſſen? — ſo gings mir auch im kalten Waſſergraben, es krächzſten über mir die ſchwarzen Raben, als läge da für ſie ein todtes Vieh! — Das Mädchen hob die Röcke bis zum Knie und ſang:

(Singt ſchnarrend.)

„Mein Hirte weidet mich
Auf immer grünen Auen
Wo meine matte Seele ſich
Erquicklich um kann ſchauen;

Er führet mich in Sicherheit
Zum Troſte wahrer Seligkeit,
Da rühret mich kein Grauen. — —
Wann mich zu der Verfolgungszeit
Anfechtungsſtrahlen ſtechen,
So werd ich bald von ihm geleit
Zu friſchen Waſſerbächen,
Da kann ich meine Durſtbegier
In ſolchen Matten für und für
Zur Labung unterbrechen."

Mit dieſem Spottgeſang wadet ſie durch den Grund, zum Schatz der ackerte — ſie fiel an ſeinen Mund! — Da lachten ſie — der Kerl rief verwegen, ob ich auch weich im Graben ſei gelegen? — Dann packt er ſie wie einen bunten Ball, und warf ſie in die Luft und fing ſie wieder in dem Fall. — Da ſchwand mir alle Luſt, mit ihm eins anzubinden; doch Oferus ſchien dies ſo ſchwach von mir zu finden, daß er den Weidenbaum ſich aus dem Boden riß, und ihn weit übers Haupt des Liebespärchens ſchmiß, da kriegt der Bauer einen mächtigen Schreck und ſchlich ſich gleich mit ſeiner Schönen weg.

Bin ich darum vom Himmel gefallen, daß ich keiner Jungfer mehr kann gefallen? — Ich komme an kein Mädchen heran ſo fängt ſie gleich zu ſingen an und brimmelt Gebete und macht Geberden, daß mir davon ganz ſchlecht muß werden. Kein ſchönes Weib kann mich mehr leiden, die Alten kann ich gar nicht vermeiden; — kaum hatt ich mich erhoben vom naſſen

naſſen Fall, da ruft mich Runa zum Waſſerfall, die alte Vettel vermißt ein paar Ziegen die ſich beim Trinken am Fels verſtiegen; ſie droht mir mit ihrem ſtumpfen Meſſer, daß ich die Ziegen ihr fange ein; was will ich thun, ich wad ins Gewäſſer, und Oſerus muß auch mit hinein. Der ſieht mich an ſo groß, mit welcher Münz ich mir laß zahlen von dem Geſindel, da mußt ich ihm vorprahlen wie ich ſo keck mit Schmach hab angethan, den Herrn der Welt auf ſeiner Erdenbahn, wie er gegeiſſelt worden und verſpottet, vom Judenvolk das ich zuſammengerottet. — Und wie ich ſo mit muntern Witzen ſcherze, ſeh ich das Kreuz am Weg, das fällt mir ſchwer aufs Herze; ich muß vor Angſt und wider Willen ſchreien: „O Hölle, kannſt du mich nicht von dem Kreuz befreien?“ — Da kriegt der Oſerus mein Pferd beim Zaum, und ſpricht: „Jetzt, Herr, da helft mir aus dem Traum; ich trat in Euern Dienſt und ſah wie alle Heiden Euch wie ihr Schickſal traurig furchtſam meiden; durch Frömmigkeit ſah ich Euch überwunden, durch Zauberei zu ſchlechtem Dienſt verbunden, und jetzt durch Chriſti Abbild ganz vernichtet, das hat den trüben Sinn mir aufgelichtet. Wenn dieſes ſchlichte Bild dich ſo kann ſchrecken; ſo kann es auch in mir den Glauben wecken zum Herrn der Welt den du verläugnet, und der dich wilden Teufel mit Furcht gezeichnet.“

Der Oſerus ſtieg ab vom Gaul ganz ſtumm, ſah

ſich nach mir mit keinem Blick mehr um; da hat Verzweiflung mich ſo ganz betäubt, mit einem Dolch hab ich mich da entleibt. Da lachen alle Teufel: „Du traſſt nur deinen Schatten, das Höllenfeuer leckt dein Blut und brennet ohn Ermatten.“ — So hilft mirs Sterben nicht, ſo iſt denn keine Macht, die mich vernichten kann, und ausgedacht, ſind nie die Schrecken in dem innern Geiſt! — Dies kommt vom Menſchenſohn, erzeuget von dem Geiſt. Er hat auf Roma's Trümmern ſeinen Sitz erbaut, daß alle Welt in Einheit ihn erſchaut. — — O Wiſſenſchaft! du Zauberei der irdiſchen Gewalten, du kannſt allein der Kräfte Spiel im Zaume halten, dich rief ich lange ſchon, du übermächtiger Gaſt, die alle Welt in ihrem Schooß umfaßt, als Gruß von einem fremden höhern Stamm, als eines höhern fernen Lichtes Flamm! — Ich will mich dir durch ewgen Schwur verbinden, o ſei mir günſtig, wolle mir verkünden wie ich die Stoffe kann zu meinem Willen beugen, um ſo ein reines Kind mir zu erzeugen, auf daß es meinen Geiſt im irdſchen Leben, weit übern Nazarener mag erheben. Erhöre mich und denke aller Mühen, mich deinem Dienſte lernend zu erziehen, wie ich auf jeden Wink von dir gelauert und jeden Schmerz aus Neugier ausgedauert. Gedenk wenn du mich ohne Lohn läßt ſchmachten, wer wird, o Wiſſenſchaft, nach dir noch trachten? —

Während Luzifer das wilde Höllenſpiel, die falſche

Wiſſenſchaft ſo ſehnlich anrief, erwachte das Kind unter der Glocke und ſchrie nach Kinderart. Das überfuhr den Luzifer ſo freudig daß er erſt nicht hinzuſehen wagte; endlich erkannte er die ſchöne Geſtalt des Kindes das auf dem Queckſilber unter der Glocke ſchwamm, er wagte nicht es anzugreifen, ſondern ſprach:

Luzifer.

Was klingt in meinen Ohren welcher Ton,
Iſts Sehnſucht die mich täuſcht mit bitterm Hohn?
Ich wage nicht nach jenem Wunder hinzublicken,
Doch immer neu erhebt ſich mein Entzücken,
Ich habs entdeckt und nicht durch Zaubers Gunſt,
Durch eignen Scharfſinns allerhöchſte Kunſt,
Den Menſchen frei vom Menſchen mir zu bilden!
Wie blickt dies Kind mich an aus den Gefilden
Der finſtern Nacht, auf kalten Silberwellen
Die ihm den Fuß nicht netzen doch erhellen,
Wie ſtößt es klingend an die harte Luft,
An die kryſtallne hochgewölbte Gruft! —
Du biſt aus meinem Geiſte ausgegangen,
Dir ſeh ichs an, haſt Augen wie die Schlangen.
Laß dich doch recht beſchauen; — ja irr ich nicht,
Du biſt ein Mädchen ſagt mir dein Geſicht.
Ganz recht! ſo ſoll es ſein! — von einem Knaben
Entſprang die Macht die du ſollſt untergraben.
Geduld! — du haſt da Sauerſtoff genug zum Sein! —
So ſteig heraus — du biſt doch wenigſtens ganz mein.

Jetzt nahm er das schreiende Kind unter der Glocke hervor, doch wie er dessen Arme betrachtete sah er seidne Flaumfedern daran hervorbrechen; gleich riß er die aus damit das Kind ihm nicht entfliehen solle, aber das Kind sah ihn darauf an und schrie. Dies erregte ihm so bittre Bosheit daß er es hätte zernichten mögen. Erst jetzt erinnerte er sich was Kinderpflege alles auszustehen hat, was ihm aber unmöglich zu ertragen war. Da erschien Spiegelglanz am Rande des Kraters wo sein wissenschaftlicher Forscherblick Nahrung suchte; gleich fuhrs ihm durch den Sinn, diesem des Kindes Pflege zu übergeben.

Luzifer spricht: Verflucht Geschrei! es regt die Bosheit mir, ich möcht zerprügeln dieses kleine Thier! Ach wär ichs los! — Dort geht der Spiegelglanz — hoch oben an des Kraters hohlem Kranz und schauet bei dem ersten Sonnenschein zu meinem Schornstein gierig schon hinein. Er hat den jungen Plinius in Gedanken und möchte übersteigen alle Schranken, der hätte sich so gern daran ergötzet, zu sehn wie die bildende Natur den Menschen setzet! — Wie's in Vulkanen zugeht zu erfahren, setzt er sein Leben dran in alten Jahren. Er weiß es nicht und ist mir dennoch eigen; — ich will mich als sein Freund Plotin ihm zeigen. (Verwandelt sich in einen fetten Griechen.) — Wie bin ich lächerlich in der Gestalt, ich setz mich her; — er guckt durch einen Spalt. — Er soll für mich dies seltne Kind aufziehen, ich nehm den Lohn und er behält die Mühen.

Spiegelglanz. He! Sage guter Freund! — wie iſt das kommen daß du in dieſer Höhle Tiefe biſt geklommen?

Luzifer. Steig dieſe Leiter nur herab gefällig, ſo ſprechen wir und wärmen uns zuſammen geſellig; — der mächtge Schlot von dieſen ſchwärzlichen Baſalten in dieſer Küch kann nimmermehr erkalten.

Spiegelglanz (ſteigt herab). Sieh da! ich bin bei dir! Wir beide theilen den Ruhm, in dieſem Innern zu verweilen — — Das ſieht ja wunderlich in dieſem Innern aus! — Welch chemiſches Geräth erfüllt das Haus! —

Luzifer. Doch ſieh das Kind! — Das iſt erſt recht ein Wunder, das fand ſich hier im Glas bei altem Plunder. Gewiß iſt das vor Adams Zeit hierinnen, und wird ſich viel vom Paradies beſinnen.

Spiegelglanz. Ein ſeltſames Produkt. Ich möchte wohl verſuchen, ob es was in ſich hat vom Apfel dem wir fluchen.

Luzifer. Du möchteſt ernſtlich wohl es vorbereiten, aufs Weſen dieſer Welt mit zweien Schneiden.

Spiegelglanz. O gieb es mir, mein Freund, und mein Bemühen ſoll ſein dies ſeltne Kind recht kräftig zu erziehen.

Luzifer. Du willſt es, Freund! es iſt ein mächtig Kind! doch denke daß ſein Hauch den Wind er-

zeugt, der dieſe Flammen auferweckt, die Thier und Menſch rings um den Berg erſchreckt.

Spiegelglanz. Trau mir, ich weiß zu bändigen des Kindes Tück, auch ſeh ich gleich mit meinem ſcharfen Blick daß wenn ich dieſen Geiſt ſtatt unter klare Glocken ins trübe Zimmer ſperr, ach bald wie trocken wird da die wilde Kraft! — Der Brunn verſiegt, der Spiritus Sylveſter ſchnell verfliegt. —

Luzifer. Das treibe nach Syſtem! — jetzt ſorg mir daß auf Erden zu luſtigem Gedeihn dem Kind auch Nahrung werde. — Ich muß hier fliehn! — Mein griechiſch Ohr es muß erkranken beim Kinderſchrei, es nimmt mir die Gedanken! —

Spiegelglanz.

Leb wohl Freund und gieb ihm deinen Segen,
Mit Gottes Hilf werd ich das Kind ſchon pflegen.

(Luzifer ſteigt die Leiter im Schornſtein hinauf.)

Spiegelglanz.

Der Tag beſcheert mir aller Wünſche Ziel,
Die Theorie der Erde wird mir nun Kinderſpiel.
Doch kränkt es mich daß ich den Ruhm muß theilen.
Faſt möcht ich glauben bei des Griechen Eilen
Sei Tück im Spiel. — Was treibt ihn ſo voraus? —
Er muß zurück, ich ſteig zuerſt hinaus.
Er könnte oben ſonſt die Leiter nach ſich ziehen,
Und ich verkohlte ſacht hier bei des Berges Glühen.

(Er rüttelt die Leiter.)

Luzifer.

Was thuſt du Freund! du ſchwankeſt mit der Leiter? —
Mir ſchwindelt, ich ſeh doppelt alles — kann nicht weiter! — —
O weh! bin ich denn nichts und iſt die Schwere Alles.
(Läßt ſich aus dem Schlot herabfallen unter die Retorten.)

Spiegelglanz.

O Herr erbarm dich dieſes grimmen Falles!
Wer denkt daß du, der dieſer Felſenküche Riegel,
So kühn geſprengt, herab den Schornſtein falleſt unter alle Tiegel.
(Er unterſucht ihn.)
O weh! er lebt nicht mehr! Als ich die Leiter hielt
Hat mir das Unglück dieſen Streich geſpielt. —
Ich weiß es, es war nicht meine Schuld,
Zwar dacht ich ſeinen Tod, das war nur Ungeduld.
Er war mein Freund! ich fühl es da er ſcheidet,
Welch dummer Einfall daß ich ihn hab beneidet.
Wie wurde ihm der raſche Tod ſo leicht. —
Ja! — endlich werden mir die Augen feucht.
(Er wiſcht ſich die Augen.)
O ſüßer Troſt auf Freundes Grab zu weinen,
Die Ewigkeit wird uns dereinſt vereinen.
Auch will ich Ruhm recht viel dem todten Freunde ſtiften,
Das Kind trag ich zum Licht aus dieſen finſtern Grüften; —

Zum großen Weltenplan, zum ungeheuern Werke,
Du armer Freund da drunten, fehlte dir die Stärke;
Zu ſchwach warſt du, geheimnißvolle Thaten
Verſchwiegen mit dir ſelber zu berathen.

Während Spiegelglanz im Krater des Hekla vorſichtig mit dem Kinde die Leiter hinanſtieg verwandelte ſich Luzifer aus der Geſtalt des Plotinus in eine Aſchenwolke, wie dieſer Berg ſie häufig ausſtößt; er erhob ſich und rief mit fremder Stimme ihn an; Spiegelglanz ſpähte rings umher wer ihn gerufen, und ſtarrte endlich fragend zu der Wolke empor die ihre Fledermausflügel über ihn ausbreitete und ſprach:

Ich bin der Engel Gabriel und bring dir dieſen Ruf,
Vom Gott der Tiefen der dieſes Kind erſchuf,
Der dich als Wächter und Prophet demſelben zugeeint;
Dem Gott der in den Höhen thronet iſt er Feind;
Durch ſeine Macht ſollſt du einſt viele Wunder thun,
Doch laſſe dies Geheimniß einſtweilen in dir ruhn,
Bis dieſes Kind in allen Künſten mächtig
Den heilgen Stuhl beſteigt vor dem andächtig
Des falſchen Gottes Schaaren dienend knieen,
Dann ſollſt du vor der Welt in großem Ruhm erblühen.

Spiegelglanz.

Ich höre dich! ich ſchwör nach deinem Willen
In Demuth alles Große zu erfüllen
Und treulich als ein Spiegel deiner Worte,
So ſei mein Mund nur deines Geiſtes Pforte.

Luzifer.

Daß du nicht ſtammerſt mehr in hochgelahrten Reden
Und dich verwirrſt in viel verſchlungnen Fäden,
So ſeien beide Sprachen die als gelehrt man ſchätzt,
Latein und Griechiſch in dein Gehirn verſetzt
Nach aller Regel Ausnahm und Gewalt.
Erſcheine jung, obgleich du grau und alt,
Erſcheine hochgelehrt und wiſſe nichts,
Die hohe Schule erfreu ſich deines Lichts! —

Spiegelglanz.

Ich fühl mein Haupt geſegnet rauchen,
Könnt ich dich ſchauen und fühlen ganz!
Willſt du den Aſchenregen mir vor dem Blick weghauchen
Daß ich erkenne deiner Schönheit Glanz,
Kannſt du die Gluthen meines Eifers kühlen
Mit einem Hauch von deinem Geiſtermund,
Kann ich durch dich auch wieder Jugend fühlen,
So weckt auch Liebeskraft in meines Herzens Grund.

Luzifer.

Prophet des Heils! — für deiner Zukunft Mühen
Kannſt du den Lohn doch nicht als Handgeld dir einziehen? —
Die Liebe wird in des Kindes Herz dir einſt entgegen ſchlagen,
Wenn du erreichſt durch es was dir iſt aufgetragen.

Bei dieſen Worten verſchwand Luzifer. Die Sonne glänzte über die beſchneiten Berggipfel, und Spiegelglanz ſprach:

Spiegelglanz.

Der Morgenwind entführt den Aſchenregen,
Kein Engel mir auf weiter Flur erſcheint,
Zum höchſten Ziel führt mich auf dunkeln Wegen
Dies Kind das zitternd mir am Buſen weint!
Ein Mädchen iſt dies Kind! — Wie jubelt meine Wonne
Durch aller Wolken Bett hin zu des Himmels Sonne! —
Die Wölfin heulet die den Schlitten mir gezogen,
Als ob ſie dieſes Kind ſehnſüchtig grüßte;
Sogar das grimme Thier iſt meinem Plan gewogen,
Ward Romulus doch ſtark an einer Wölfin Brüſte.

3.

Das Vorſpiel großer Begebenheiten, die Abſicht des betrognen Teufels, durch ein Kind das er geſchaffen, das nichts von Gottes Hauch in ſich trüge, den Thron des Papſtes ſich zu gewinnen, iſt uns aus ſeinen Reden deutlich geworden; — daß er aber mit keinem Kinde ſich abgeben und es nicht ſelbſt aufziehen konnte, das brachte ſein Unternehmen in die Gewalt eines Menſchen, der ſo entfernt von Gott er auch war, doch immerdar noch eins ſeiner Geſchöpfe und manchem menſchlichen Verhältniß gebunden blieb, dem

er seine eignen Absichten dabei lassen mußte, und den er nur durch die versprochne Prophetenstelle sich unterwerfen konnte. —

Spiegelglanz kam glücklich mit dem Kinde den Berg hinab zu seinem Berghaus, wo er in Einsamkeit seinen eifrigen Forschungen nachhing; er nähte das Kind in einen Wolfspelz und ließ es wie einen jungen Wolf im Walde von der Wölfin aufsaugen. Nach einem Jahr, sobald es die den Menschen geeignete Kost genießen konnte, sperrte er es in einen Kasten und bestieg mit ihm ein Schiff um Rom zu erreichen, ward aber an die nordfranzösische Küste verschlagen. — Nun war er auf der einen Seite sehr begierig die Entwicklung der Aussprache in dem Kinde zu beobachten, auf der andern Seite zwang ihn die Noth, in den beiden gelehrten Sprachen mit deren Kenntniß ihn der Teufel belehnt hatte Unterricht zu geben. Beide Zwecke zu erreichen brachte er das Kind in einer Gypshöhle am Montmartre unter wo er es heimlich und stumm, damit es kein Wort vernehme, aufzog, während er als Lehrer der Hauptschule zu Paris, durch seine Strenge der Schrecken der Jugend und durch sein Vielwissen das Staunen der Gelehrten wurde.

So waren zwei Jahre vergangen; ein neues Mailicht grüßte mit unendlicher Lieblichkeit die hellen grünen Gefilde, und er beschloß, das Kind vor Sonnenaufgang auf den Berg Montmartre zu tragen, daß

es im erſten Anblick der Sonne ihren Urnamen verwundert ausſpreche.

Der Ort war ſo abgelegen daß er mit Sicherheit auf ungeſtörte Einſamkeit rechnen konnte, aber die leichtſinnige Liebe ſpielte ſeinem gelehrten Humor einen Streich. Ein junger Römer, Raphael genannt, hatte ſich am wenigſten unter das Schuljoch des Meiſter Spiegelglanz fügen gelernt; er war ein Wunder von Schönheit, in der erſten Entwicklung ſeiner männlichen Kraft; mit ſeiner Schweſter durch den Haß ihrer Schwiegermutter, der berühmten Marozia, zu entfernten Anverwandten in Paris verbannt, trieb er ſich früh ohne große Aufſicht in der Welt umher, verlief ſich alle Schulgedanken und ging leichtſinnig der Tochter eines Bauers, die ſich Marton nannte, in die Arme. Alle Morgen ſchlich er in Ehren zu ſeiner Marton, und wie denn in jenen Zeiten noch wenig Umſtände beim Heirathen gemacht wurden, ſo beſchloß er, ſie am erſten Mai zur Frau zu nehmen und ein Landmann zu werden. Heimlich hatte er alles betrieben und ohne ſeinen Mitſchülern etwas davon zu entdecken ſie zu einem Trinkgelage auf die Nacht eingeladen. Bald ſchwärmten ſie mit den Flaſchen zum Thor hinaus, den Sonnenaufgang zu ſehen. Ihr Jubelgeſchrei im Felde hörte Spiegelglanz als er das Kind eben von der dunkeln Binde befreien wollte die noch ſeine Augen dem Licht verſchloß als er es auf den Hügel ge-

tragen hatte. Er ſah ſich um, doch der Lärm verhallte im fernen Brauſen der Welt, das gleich einer ſicheren Feſte die Einſamkeit umkreiſt, die dann dem in ſich verſchloßnen Menſchengeiſt um ſo fühlbarer ihre Macht zuwendet. Wir hören ihn in dieſer Stimmung ſprechen! —

Spiegelglanz.

Erhebe dich du lichter Sonnenwagen!
Dich nennet heut ein göttlich reiner Mund;
Wie deine Räder jetzt am Fels anſchlagen,
So thun ſie ſich in tauſend Strahlen kund; —
Doch will ich erſt dein volles Licht erwarten
Daß deine Weltenkraft das Kind berühre
Und es in deines Strahlenmeeres ſelgem Garten
Das Ewge deines Balſamfeuers ſpüre! — —
Was iſts das ferne lacht? — — —
Ich wag es nicht das Kind zu wecken
O wär es nur vollbracht!
Durch ſie die Urſprach zu entdecken!
Sieht ſie der Sonne Rund —
Ich barg zwei Jahre ſie im Dunkel,
Gewiß ruft da ihr Mund
Den wahren Nam im Lichtgefunkel.
Dann zeigt es ſich ſogleich:
Wer Gottes Sprache ſpricht auf Erden,
Dem Volk gehört das Reich,
Dem ſoll auch einſt die Herrſchaft werden! —

Mir iſt als hört ich ſchreien —
Ich will das Kind im Buſch verſtecken,
War tauſendmal allein
Und heut muß mich Geſellſchaft ſchrecken.
So muß des Morgens friſcher Hauch
In der Alltäglichkeit ſich ganz verzehren,
Viel luſtge Sänger ſeh ich auch
Rings auf den Höhen, und kann auch hören
Das Jauchzen in der Schüler Stimme,
Die ſchreck ich fort mit meinem Grimme.

(Wandernde Schüler ziehen vorüber, ſie ſind vermummt.)

Raphael (ſingt).

Aus der Schule ſchlich ich geſtern,
Wollt im Keller ganz verſtohlen
Mir vom friſchen Moſte holen,
Doch der Keller war verſchloſſen.
Und der Kellner ſprach verdroſſen:
Spiritus Sylveſter hauſet,
Horch wie's in den Fäſſern brauſet.

Chor der Schüler.

Was begeiſtert, hat gebrauſet,
Wenn der Sturm im Meer gehauſet,
Bald nach Perlen untertaucht! —
Seht wie der Champagner raucht,
Wie feurig er ſtrebt
Und Perlen er hebt!

(Sie trinken.)

Spiegelglanz.

Heda! — nun kenn ich Euch, Ihr Buben! —
Wohin? bleibt doch auf Euren Stuben,

Heut iſt kein Feiertag zum Saufen,
Ihr werdt den Schlägen nicht entlaufen.

Raphael (ſingt).

Nach der Kammer meiner Schweſtern
Ging ich dann um Milch zu trinken,
An der Thüre mußt ich klinken,
Ganz umſonſt, ſie blieb verſchloſſen,
Und das hat mich erſt verdroſſen; —
Doch als ich recht eifrig lauſchte
Hört ich daß es drinnen rauſchte.

Chor.

Was beim Weine der Sylveſter
Wird zum Liebſten bei der Schweſter,
Es iſt kohlenſaures Gas,
Sprach ich zum Champagnerglas;
Was Liebe hier ſei
Vergaß ich dabei.

Raphael.

Und ich konnt nicht länger warten,
Neugier trieb mich zu den Höhen
Dieſen Spiritus zu ſehen,
Und bald brauſte da im Herzen
Mir ein Geiſt mit ſüßen Schmerzen,
Aus dem Herzen, aus dem Munde
Drang der Spiritus Sylveſter.

Chor.

Was begeiſtert hat gebrauſet,
Was im Sturm durch Wälder hauſet,
Auch im Duft der Blumen ſpielt,
Selig wer es mit uns fühlt.
Ein ahnender Geiſt
Die Wege ihm weiſt.

(Sie trinken.)

Spiegelglanz.

Iſt ſolche Frechheit je erhöret,
Durch dieſen Wein ſind ſie bethöret,
Sie achten ihren Lehrer nicht,
Doch merk ich mir ihr Angeſicht.
Der mit dem Schnurrbart ſich bemält
Der hat die Zeche heut bezahlt
Und ſoll die Strafe auch erdulden,
Er iſt aus Rom und lebt von Schulden,
Den ſoll mir der Pedell zerkeulen
Daß er in Jahren nicht kann heilen.

(Die Schüler zupfen ihn am Kleid, er ſucht ſich ihrer zu erwehren.)

Raphael.

Ahnend ſang der Fink im Garten:
Kömmſt du aus der Schul gegangen
Nimmt ein Mädchen dich gefangen,
Spiritus hat ſie geführet
Daß ſie horchte deinem Liede.
Und mit Liedern und mit Liebe
Hat er deinen Mund gezieret.

Chor.

Was begeiſtert, will zu allen
Mit lebendger Stimme ſchallen,
Und will Liebe einſam ſein,
Der Geſang ruft: Freund herein!
Und Spiritus ſchwebt
Uns alle belebt.

(Sie trinken und wollen mit ihm tanzen.)

Spie-

Spiegelglanz.

Wer mich jetzt anrührt, den ſtech ich nieder! —

Raphael.

He, alter Narr, ſing mit die Lieder
Die uns der Augenblick erfand.
Schnell rinnt im Stundenglas der Sand,
Ich bin noch jung, werd du es wieder!

Spiegelglanz.

Ich bin noch nicht zu alt zur Zucht! —

Raphael.

Im Hörſaal ſind wir in der Flucht,
Verſuch es hier, ich treff paſſabel,
Was gilts es wird dir miſerabel! —
Kriegſt Schlag für Schlag daß es ſoll ſchallen,
Das war ſchon längſt mein Wohlgefallen! —

Spiegelglanz.

Es ſpricht der Wein aus dir, du Knabe.

Raphael.

Der Wein den in dem Kopf ich habe,
Hat lautere Wahrheit, freien Muth!
Was Gegenwart des Geiſtes thut,
Spricht laut der Wein in allen Zungen! —
Und alles Lernen iſt gelungen
Bei einem friſchen Glaſe Wein! —
Auf Brüder ſchenkt dem Doktor ein! —

Spiegelglanz.

Kein Tröpflein geht in meinen Mund
Ich leſe Meſſe in der Stund.

Raphael.

Du willſt die Meſſe leſen heut? —
Die Kirche iſt zwei Stunden weit! —
Was treibſt du hier? es iſt nicht richtig! —
Er hatte ſich vor uns verſteckt,
Ich ward ihn hinterm Buſch anſichtig.

Viele Schüler.

Laß ſein, das iſt zu viel geneckt,
Er wird ganz blau, ihn rührt der Schlag,
Wir gehen weiter, guten Tag! —

Spiegelglanz.

Ich ſage Euch, jetzt macht Euch fort,
Ich bete gern an dieſem Ort
Wenn Gottes Sonne hier aufgeht,
Daß nicht umſonſt der Tag vergeht.

Raphael.

Wer ſich entſchuldigt war doch ſchuldig! —
Seht nur wie er ſo ungeduldig
Nach allen Seiten ſieht, doch eine
Die ſieht er nicht! — Ei ſeht das kleine
Verdeckte Kind, da hinterm Buſche! —
Du winkſt, daß ich es hier vertuſche? —
Nein nein! ſeht her! — beſchaut es alle,
Wir tragen es mit lautem Schalle

Zum Rektor unſrer hohen Schule,
Du biſt ein rechter frecher Buhle,
Ei ſeht das Kind iſt ihm recht gleich! —
Du Heuchler biſt jetzt ausgelauert! —
Das wird ein Jubel ſein im Reich! —
Der Schulmonarch wird eingemauert.

Spiegelglanz.

Der kalte Schweiß bricht mir ſchon aus!
Ich ein Prophet in ſolchem Graus
Der einſt ſich nahet Petri Stuhle,
Ich muß entfliehn der hohen Schule!

Raphael.

Du haſt kein Wort für dich zu ſagen,
Du deckſt dein ſchelmiſch Angeſicht,
Sieh nur wie raſch die Wolken jagen
Und decken dir der Sonne Licht. —

Spiegelglanz.

Ich mag euch Frevler nicht erblicken,
Mein ſchwerer Zorn müßt Euch erdrücken.

Luzifer (ruft aus den Wolken).

Laß dich von Sorgen nicht erſchüttern,
Erſchreck, Prophete, nicht vor mir!
Dein Gabriel ſchwebt über dir
Und donnert Rache in Gewittern.

Spiegelglanz.

Ihr Wolken zieht Euch raſch zuſammen,
Auf die Verräther ſchießet Flammen;

Wie raſch kommt Euer Pfeil geflogen
Aus Euern ſchwarzgeſpannten Bogen.

Indem er dieſe Worte ſprach ſandte Luzifer einen ſeiner nachgeahmten Blitze auf den armen Raphael der mit kurzem Ausruf niederſtürzte.

Raphael.

Wie wohl wird mir.

Spiegelglanz.

So geht es allen
Die den Geweiheten des Herrn anfallen;
Wie ſchlimm wirds Euch ergehen.

Ein Schüler.

Gott ſtrafet ſchnell.

Ein anderer.

Erſchlagen liegt ſchon der Geſell,
Und ſeine Donner auf uns rollen.

Ein anderer.

Ich ſeh den Meiſter tückiſch grollen.

Ein anderer.

Der Meiſter ſtrahlt mit ernſtem Blick.

Mehrere.

Flieht flieht zu unſrer Schul zurück.

Spiegelglanz.

Der Strafe ſollt Ihr nicht entfliehen.

Ein Schüler.

Ha ſeht ſein grünes Auge glühen!

(Alle entfliehen.)

(Luzifer ſchwebt mit Flügeln einer ſchwarzen Gewitterwolke über Spiegelglanz.)

Spiegelglanz.

Es hängt ein grauer Wolkenfels da droben,
Ich hör in ihm ein wirbelnd Toben
Und alles fährt mit wilden Flammen
Zu einem Bogenbau zuſammen,
Ich werf mich auf mein Angeſicht,
O Herr zerſchmettre mich noch nicht.

Luzifer.

Entflieh zur Stund der Schüler wildem Haſſe.

Spiegelglanz.

Geleite mich, zeig mir die rechte Straße
Durch Wüſten, durchs weite Meer zur fernen Inſel,
Ich folge dir.

Luzifer.

Dort wo mit ihrem Strahlenpinſel
Die Sonn in ihrer Gluth Gewalt
Die Wand der Schöpfung bunt bemalt,
Da winket dir ein Wunderland
Deß Sprache heut das Kind erfand
Im Thau der erſten Tagesſtund. —

Spiegelglanz.

Noch öffnete ſein kleiner Mund
Sich nicht, mein Gabriel; geriſſen an des Tages Licht
Durch den Verrath der böſen Knaben
Glänzt ſtumm des Mädchens Angeſicht.

Luzifer.

Bald wirds erblühn in der Schönheit Himmelsgaben,
Doch nennst du so keck sein Geschlecht! —
Der Weltengeist deutet nicht Geschlechter
Denn beide sind ihm gleich gerecht,
Von beiden ist ihm keines schlechter.
Das Kind ruht in schaffenden Händen,
Das kann noch zu beiden sich wenden. —
Johannes benenne das Kind,
Belehr es wie geistliche Knaben! —

(Hier zerflatterte der schwarze Wolkenbauch und Spiegelglanz sah voll Schrecken hinauf.)

Spiegelglanz.

Er eilt davon im wirbelnden Wind
Umflattert von krächzenden Raben,
Verschwunden ist er im blauen Himmelszelt,
Und noch beengen mich so dunkle Fragen.
Und was kein sterblich Aug erhellt
Wird mir nicht klar durch fabelhafte Sagen;
Des Kindes Blick hat unstät sich gewendet
Und keinen Laut hat mir sein Mund gesendet! —

Luzifer (als Krähe schreit).

Eras, Eras, Eras!

Spiegelglanz.

Die Krähe schwätzt ihr träg lateinisch Wort
Und ziehet mit den Regenwolken fort,

Doch mahnt ſie mich ans ſchöne Römerland;
Ich trag das Kind ſogleich zum Tiberſtrand
Daß es ganz nach dem Schauplatz ſeiner Größe
Sich an dem Geiſt der neuen Zeiten meſſe.

Die Wachtel im Grünen ruft:

Liebe Gott!

Das Kind ſpricht nach:

Liebe Gott! —

Luzifer.

Verflucht! ich kann das nicht hören.

Spiegelglanz.

Ich meine — von dem Kinde Deutſch zu hören.

Die Wachtel.

Lobe Gott!

Das Kind.

Lobe Gott! —

Spiegelglanz.

Ja! Ja! die Sprache die dem Kinde Rede leihet
Sie iſt aus meines Volkes Stamme hergedeihet!
Ich folg der Stimme ich will nach Deutſchland reiſen.

Luzifer (für ſich).

Mit Steinen will ich dir die Wege weiſen.

(Wirft Steine aus der Luft herab.)

Spiegelglanz.

Es ſchlagen Steine in den weichen Boden ein,
Ich kenne wohl die böſen Teufeleien

Die des Propheten Wege möchten hemmen
Doch wird er dieſen ſich entgegenſtemmen;
O Gabriel du ſchützeſt deinen Freund
Vor ſeiner Größe unverſöhntem Feind.

Wachtel.

Traue Gott!

Kind.

Traue Gott! —

Spiegelglanz.

Unſchuldges Kind deß Stimme mich gemahnt,
Von dir mag ich die Weiſung gern empfangen,
Dein deutſcher Laut hat mir den Weg gebahnt,
Du ſtilleſt mir das heißeſte Verlangen.
Der Urſprach folg ich, die du mir erfunden,
In Deutſchland lehr ich dich in fleißgen Stunden.
(ab)

Luzifer.

Zerſtört ich nicht mein ganzes Unternehmen
Ich drehte heut ſchon um ſein dürr Genick! —
Es will mich Gott doch überall beſchämen,
Im kleinſten Vogel wirkt ſein kluger Blick,
Und wenn ich meinen Plan faſt ganz vollbracht
Gott einen Strich mir durch die Rechnung macht.
Zum Römerland wollt ich als Rab ſie führen
Denn manch Verderben ſchützet dort den Trug!
Verfluchte Wachtel gleich ſollſt du krepiren,
Mein Geier ſchwebt ſchon über dir im Flug,

Doch weiß ſie eilig dort im Grünen ſich zu decken
Und alles Grün will freundlich ſie verſtecken.
O hätte ich noch meinen Oferus,
Er würde gleich ſein künſtlich Netz ausſtellen,
Ich ſah ihn heut mit mächtigem Verdruß,
Er betete dort an des Rheines Wellen,
Und als die frommen Pilger wandernd kamen
Trug er ſie übern Strom in Gottes Namen.
Was hilfts daß ich die Brücken reiße ab
Und manches Schifflein in dem Binger Loch zerſtücke,
Er geht an ſeinem hohen Tannenſtab
Und dienet ſchwimmend da als Brücke,
Ich hoffe daß ich einen Heiden finde
Der ihn mit Schwert und Lanze überwinde.

(ab)

Marton, die Braut Raphaels, war mit einem friſchen Weinkruge auf die Höhe des Montmartre beſchieden, und konnte, ſo laut ſie auch ſchrie weder ihn noch ſeine Kameraden finden; endlich kam ſie in die Nähe wo er lag, faſt außer Athem weil ſie an dem Kruge ſchwer trug und zur Hochzeit ſchon recht ſchön eingeſchnürt war.

Marton.

He Raphael! du läßt mich auch ſo laufen
Faſt hätt ich mir den neuen Rock zerriſſen,
Ich muß mich einen Augenblick verſchnaufen,
Wo ſie nur ſtecken möcht ich wiſſen! —

Die ſchlimmen Knaben
Die laſſen mich ſo traben
An meinem lieben Hochzeittag
Wo jede Braut ſonſt ſtille ſitzen mag.
Und ſich bedenken
Wie Gottes Wege ſie nun lenken.
Ich zapfte ein
Vom beſten Wein!
Und laufe gegen den Wind
Weil er verraucht geſchwind.
Sankt Dionis, ich krieg den ſchönſten Mann
Den man auf Erden ſehen kann! —
Sankt Dionis da liegt er ja und ſtellt
Sich an als hätt er mich nicht herbeſtellt! —
Doch nein er ſchläft! — ſo ſchön und lieb
Daß ich recht gerne Kurzweil mit ihm trieb;
Ich will ihn necken
Und mich verſtecken —
Ich kanns nicht ſagen!
So hab ich ihn noch nie geſehen
Als wenn in frühen Tagen
Des lieben Gartens Blumen duftend wehen;
Ich möchte nicht allein den Strauß mir pflücken,
Ich möchte mich vergeſſen im Entzücken
Und auf den Blumen träumend ruhn
Und hätt ich noch ſo viel zu thun.

(Sie kniet neben ihm nieder.)

Und wenn er nun erwachte
Da müßt ich verzagen,
Er lachte
Und würd es nicht wiederſagen.

(Raphael erwacht aus der Betäubung in welche der Scheinblitz Luzifers ihn zerſchmettert und erkennt allmählig ſeine Braut.)

Raphael.

Iſt dies der Blitz der mich umſchlungen! — —
Was hat mit Schmerzluſt mich durchdrungen? —
Biſt du es, Marton, die mich weckte,
Du weißt es nicht wie tief ich ſchlief;
Haſt du den Blitz geſehen der mich erſchreckte?
Er hatte eine Stimme ſchrecklich tief! —

Marton.

Was iſt dir, Raphael? — verwirrt
Dein Aug durch alle Büſche irrt? —

Raphael.

Wo iſt der Doktor den der Teufel heckte?
War das ein Traum als ich hier ſchlief
Daß ich mit einem ſchönen Kind ihn neckte
Als er mich trotzig hier zur Schule rief! —
Biſt du vom Himmel mir gefallen
Der Donnerkeil der mich durchglüht? —
O fühl wie meine Pulſe wallen
Und wie dein Mund mich an ſich zieht! —

Marton.

O laß das Sprechen das dich vom Kuſſe lenket,
Ein Wort iſt aller Welt geſchenket.
Ich ſeh mich eiferſüchtig um
Wohin es fliegt in ſtolzem Ruhm,
Es iſt ein Kuß in Luft verklungen,
Sie trägt es fort und hats bezwungen
Was dir geraubt, was du verſchenkt
Ach beides ſchon die Liebe kränkt.

Raphael.

O Marton, reicher Liebesbronnen,
Der heut in Küſſen überläuft.

Marton.

Ach haſt du endlich dich beſonnen? —

Raphael.

Die Furcht zu träumen mich ergreift!
Ich fühl mich dumm, ich fühl mich matt,
Ich bitt dich laß mich nur beſinnen
Wie hier mein Feind geſtanden hat,
Als mit dem Kind ich wollt entrinnen! —

Marton.

Laß doch das Kind, es wird ſich zeigen
Ob du verſtehſt die Kinderzucht
An lieben Kindern die uns eigen,
Den falſchen Traum jag in die Flucht.

Er ſtörte uns ſchon lang genug,
Mein Kuß iſt wahr und kein Betrug!
Bald iſts erlaubt uns ganz zu kennen.

Raphael.

Bald haben wir ein Bett im Haus.

Marton.

Sieh wie die Leut zur Hochzeit rennen
Und ſchmücken ſich mit Veilchen aus! —

Raphael.

Bewahr dies Veilchen als ein Zeichen.

Marton.

Ich küß es auf damit ichs nicht verliere
Und will den friſchen Trunk dir reichen
Daß Jeder hat was ihm gebühre.

Raphael (trank aus dem Krug den die Braut ihm zugebracht und ſtärkte dadurch ſeine Glieder).

Dein Wein erweckt was die Erinnrung träumte
Wo iſt die Zukunft die mich angelacht?
Sie tränkte mich daß mirs im Geiſte ſchäumte,
Ich ſah ein Kind auf hohen Thron gebracht
Mit Papſteskrone, alles Ungereimte
Was auf der Ahnung Dämmerfeld mir keimte;
Dein Kuß hat mich in andern Rauſch gewiegt,
O hüte mich vor jener Kraft im Wein,
Er hätte ſchier der Liebe Kraft beſiegt,
Wir ſammeln fleißig unſre Trauben ein

Und hüten uns daß er uns nicht belügt
Denn in den Trauben gährt der Gott vom Schein!

(Sie gehen ab.)

Die blinde Furcht hat ihre Zeit, wenn sie vorüber, suchen die Leute nachzuholen was sie im Augenblick der rechten Zeit versäumten. Auch die Mitschüler Raphaels warfen sich vor, daß sie keinen Versuch gemacht hatten ihn wieder zu beleben, zugleich fürchteten sie wenn seine Leiche gefunden würde, daß Spiegelglanz sie könne als seine Mörder verdächtigen, weil sie ohne seine Erlaubniß die Schule verlassen und ihn gehöhnt hatten, und er ihnen dafür drohte sich fürchterlich zu rächen. — Dies lag alles so unbestimmt vor ihnen daß sie nach mancher Berathung wieder zu dem Orte getrieben wurden wo das Unglück sich ereignete. —

Ein Schüler.

Wir dürfen nicht den armen Freund verlassen.

Ein anderer.

Der Lehrer ist doch fort den wir von Herzen hassen?

Ein anderer.

Ich sehe Niemand alles ist hier still.

Erster Schüler.

Nun sage Jeder was er meint und will.

Ein anderer.

Erst suchen wir den Freund!

Ein anderer.

Ich fürchte mich,
Gewiß erſcheint
Er ganz entſetzlich! —

Ein anderer.

Der arme Raphael! — wir müſſen ihn begraben
Hier hinter dieſer Büſche Dunkelheit
Daß er nicht wird zur Beute wilder Raben, —
Dann läugnen wir ganz dreiſt den böſen Streit.

Ein Schüler.

Wo er geblieben iſt, das müſſen wir doch ſagen.

Ein anderer.

Es ſtirbt ſo mancher, wer wird danach fragen?
Und Spiegelglanz wird es gewiß verſchweigen
Damit wir nicht die Sache mit dem Kind anzeigen.

Erſter Schüler.

Wir denken darauf wie wir den Raphael beſtatten
Und finden ihn doch nicht; mir ahnt daß er uns ſchon
entführt.

Ein anderer.

Vielleicht daß ihn der Doktor ſchon ſecirt,
Und ſteckt in Spiritus den todten Schatten.

Erſter Schüler.

O weh wie wird er ihn als Geiſt noch quälen

Ein anderer.

Schweig ſtill dort kommen viele Leute.

Ein dritter.

Ei ſeht da kommt ein fröhlich Bauernpaar
Die laſſen ſich in der Kapelle trauen.

Erſter Schüler.

Der Burſche gleicht dem Raphael aufs Haar,
Je mehr ich ſeh, je länger ich muß ſchauen,
Wie ſteht ihm ſchön die plumpe Bauerntracht,
Wie freudig er zu ſeinem Mädchen lacht.

Chor der Bauern.

Jung gefreit
Hat Niemand gereut,
Luſtig heiſa Hochzeit
Hätts der Vater nicht gethan,
Könnten wir den Sohn nicht führen
Auf derſelben Ehrenbahn.
Hat der Prieſter die Gebühren
Sitzen wir beim alten Wein
Allzuſammen
Braut und Bräutgam bleibt allein,
Luſtig heiſa Hochzeit!

Raphael.

Seh nieder, Marton, ſeh da ſtehn
Die Schüler all die mich anſehn,
Sie kennen mich und zweiflen doch
Weil ich in Bauerkleider kroch.

Marton.

Ich ſeh nicht nieder, lach ſie aus,
Die haben weder Hof noch Haus,

Die

Die haben weder Stall noch Keller,
In ihrem Sacke keinen Heller.

Raphael.

Verſteh mich recht! —
Mich ärgert nicht daß ſie verwegen
Mich anſehn drauf daß ich den Degen
Mit einer Miſtfork hab vertauſcht;
Ich hätte ſie nur gern belauſcht
Was ſie jetzt unter ſich da ſagen.

Marton.

Wer wird nach allen Narren fragen.

Raphael.

Ich hab dich nimmer ſo gehört
Wie jetzt, nun du mir angetraut,
Ich mein du haſt mich mehr geehrt
Als ich dich nannte meine Braut.

Marton.

Wir dürfen uns nun nicht mehr zwingen,
Ich ſprech mit dir von allen Dingen
Als ſpräche ich mit mir allein,
Jetzt gilt nichts mehr der falſche Schein.

Raphael.

Du haſt wohl recht doch meint ich immer
Ich ſäh dich ſchon ganz ohne Schimmer.

Chor der Bauern.

Jung gefreit
Hat Niemand gereut.

Wer will Kindeskinder ſehn
Und ſelbſt ſie zur Hochzeit führen
Muß die Liebe bald beſtehn
Und ſich gar nicht lange zieren,
Hochzeit, Kindtauf nah beiſammen
Treibt die rechten Segensflammen,
Luſtig heiſa Hochzeit!

(Der Zug geht vorüber, die Schüler ſehen erſtaunt einander an.)

Erſter Schüler (zu einem Bauern).

Ei ſagt mir doch wer war der junge Mann
Der mit der Braut zur Hochzeit zog hinan?

Bauer.

Kennt Ihr denn den nicht? — unſrer Marton Buhle,
Er iſt ja aus der Stadt von Eurer Schule.

Erſter Schüler.

Wir ſahn doch recht.

Ein anderer.

Wir möchten alle ſchwören
Daß wir ihn ſahn von einem Blitz verzehren.

Bauer.

Wenn ihn die Braut aus lauter Lieb nicht frißt
So lebt er unverſehrt zu dieſer Friſt.

(ab)

Ein Schüler.

Kommt mit zur Hochzeit, laßt alles uns bedenken,
Er muß uns reinen Wein einſchenken.

Ein anderer.

Er wollte wohl den Spiegelglanz nur jagen,
Da ſtellt er ſich als ob er wär erſchlagen.

Raphael wird dem Spiegelglanz in den bedeutendsten Augenblicken wieder erscheinen, er ist eine von den leichtsinnigen guten Seelen, mit denen der Himmel am meisten wirken kann in Augenblicken, weil sie am wenigsten sich kennen, weil Absicht und Grundsatz die reine Ansicht der lebendigen Welt ihnen am wenigsten färben kann. Des Zusammenhangs wegen muß noch erinnert werden daß Raphael mit seinen Schwestern aus dem väterlichen Hause von der bösen Stiefmutter Marozia verbannt war, nachdem ihr eigner einziger Sohn von seiner Amme ihr war geraubt worden.

3.

Luzifer wurde lange von den Heiden aufgehalten; seine tapfersten Kämpfer die er dort zum Streit gegen Oferus auffütterte, zerschmetterten einander im ewigen Streit rebellischer Kräfte, noch ehe sie zu dieser gewagten Unternehmung gediehen waren. In dieser Zeit überließ er sein vermeintes Geschöpf, das Kind Johannes, dem Spiegelglanz; und das unterscheidet auch die Bösen von den Guten und den Teufel von Gott, daß dieser nie ein Geschöpf seiner Liebe unter der unendlichen Zahl vergißt, während jener über einer That seines Zornes einem Wunsch der ihm nichts werth, wenn er ihn erreicht hat, alle Welt aufopfert.

Ohne von Luzifers Beistand unterstützt zu sein, hatte sich Spiegelglanz mit dem Kinde belastet müh-

ſelig bis an den Rhein gebettelt. Nach zwei Monaten ſteten Fluchens über die wilden ſpärlich bewohnten Gegenden, ſah er Abends eine Welt des Glanzes und der Herrlichkeit vor ſich liegen, die das Kind mit ausgeſtreckten Händchen und freudigem Lallen, welches den Ruf der Wachtel nachahmte, begrüßte, wie denn Kinder häufig wenn ſie zu ſprechen anfangen das erſte Wort wiederholen.

Die Sonne ſtand ſinkend im Rücken des Wanderers und beglänzte die gegenüberliegenden Bergufer eines großen Fluſſes. — Welche blauen Gewäſſer, welche grünen Weinlauben wie Taubenneſter an den Felſen erbaut, welche zackigte Burgen mit Fahnen prangend, welche enge dichtumlaubte Städtlein mit Kirchthürmen von durchſichtigem Gewebe im Rheine geſpiegelt deren Geläut wiederhallte an dem Gefels, und in der Stromesmitte ein ſechseckig Schloß, gleich einem geankerten Schiff. Und wie Spiegelglanz, deſſen Weg ihn immer nur die große ſlaviſche Handelsſtraße herabgeführt hatte, mit erſtaunten Sinnen, denen eine neue Welt aufleuchtete, an dem Ufer hinſchritt, ſah er eine Rieſengeſtalt die mit einer ausgerißnen Tanne am Strande ſtand. — Der Rieſe hatte ihn kaum erblickt, ſo winkte er ihm freundlich, indem er den Tannenbaum an den Boden legte, und ſprach zu ihm:

Es thut mir leid daß ich ſo groß und gräßlich bin,
Nimm mirs nicht böſe auf in deinem Sinn!

Spiegelglanz.

Du biſt zwar groß, doch gräßlich nicht zu nennen,
Man kann dich ſo ſchon in der Fern erkennen,
Du mußt auch ſtärker ſein als andre Leute,
An uns machſt du auch keine große Beute.

Oſerus.

Als ich ein blinder Heid in Teufels Dienſten
Noch war, beraubt ich wohl die allerkühnſten
Raufbolde; doch ſeit ich Chriſti Lehre angenommen
Hat man vom Oſerus nichts Schlimmes mehr vernommen.
Und ſeit ich mich Chriſtoferus genannt
Bin ich als ein gar guter Mann bekannt
Der gerne allen dient. Ich nehme nichts
Und freu mich nur des freundlichen Geſichts
Wenn ich der Müden Laſt viel Meilen trage,
Die Pilger übern Rhein zu fahren wage
Die nach dem Gnadenort an jenem Ufer wallen;
Verlaß dich drauf ich laſſe dich nicht fallen,
Steig auf — die Glocken gehen in Bornhofen ſchon,
Ich bring dich noch zurecht zur heilgen Proceſſion.

Spiegelglanz.

Ich danke Euch, ich komm vom finſtern Stern,
Gelübde zu erfüllen und möchte gern
Ein ruhig Plätzchen hier in der Gegend finden,
Die heilge Schrift recht fleißig zu ergründen.

Oferus.

Ihr rares Pilgerlein das um den Saum der Welten ſtreift
Und auch die heilgen Schriften wohl begreift,
Ach müßt Ihr Euch von hier noch weit entfernen?
Ich möcht ſo gern von Eurer Weisheit lernen! —

Spiegelglanz.

Von Herzen gern möcht ich Euch unterweiſen
Denn alles Geld geht aus auf weiten Reiſen,
Könnt Ihr ernähren mich und dieſen Knaben
Da will ich Euch mit Sprachen wohl begaben.

Oferus.

Mein gutes Männlein, gern wollt ich dir geben
Was ich genieße, doch zu deinem Leben
Iſt das zu roh, das fordert einen Heiden
Um draus geſunde Nahrung abzuſcheiden.
Baumrinde mit Wurzeln eingeknetet in friſchem Lehm
Das iſt nicht jedem Erdenſohn zu verdauen bequem!

Spiegelglanz.

Ich könnt mich wohl an ſolche Koſt gewöhnen,
Doch würde ſich mein Kind nach andrer Nahrung ſehnen;
Die Mutter hat mir ſterbend anvertraut ſein Leben.

Oferus.

Verſteht Ihrs, kunſtreich umzugehn mit Reben,
So könntet Ihr in Kaub ſchon Arbeit finden,
Doch müßt Ihr Euch dabei des Stehlens unterwinden.

Spiegelglanz.

Nicht Arbeit und nicht Stehlen will mir gnügen,
Beſchaulich Leben iſt nur mein Vergnügen.

Oſerus.

Was fällt mir ein! — Ihr könntet doch verſuchen,
Den Wächter auf der Pfalz dort zu beſuchen,
Er hegt den jungen Pfalzgraf auf dem Schloſſe,
Er wünſcht ihm Zeitvertreib und Lehrer in die dumpfen Mauern.
Vielleicht wird Euer Kind ſein Spielgenoſſe,
Da ſeit der Eltern Tod der Knabe einſam muß vertrauern.

Spiegelglanz.

Das ſcheint gar herrlich, laßt gleicht die Fahrt uns wagen.

Oſerus.

Ihr ſeid gar hitzig — da iſt noch viel zu ſagen,
Das fordert Vorſicht, daß auch der Alte
Euch nicht für einen ſeiner Feinde halte! —

Spiegelglanz.

Das iſt ja wunderlich! — die Knechte ſtehlen,
Die Herren fürchten ſich! — Ihr müſſet mir erzählen
Was ſich in dieſem Schloſſe hat begeben! —

Oſerus.

Seht dort den alten wunderlichen Mann;
Sein Hündlein bellt uns ſchon von weitem an;
Wie er die Reuſen in das Waſſer legt
Und ſich umher mit Sorglichkeit bewegt.

Der kann gar viel von alten Zeiten ſagen
Was der Begebenheiten wilder Strom zerſtört,
Und weiß in Reimen ſchön es herzuklagen
Zum Dudelſack, wie es der Bauer gerne hört. —
He Thalmann! kommt doch einmal hergegangen.

Thalmann.

Was hegt Ihr denn für ſonderlich Verlangen? —

Oferus.

Erzähl uns doch vom Schloſſe dort und von dem Grafen,
Wies hergeht drin und welche Schickſale ihn trafen.

Thalmann nahm ſeinen Dudelſack in den Arm, und während die weidenden Heerden langſam auf dem Heimweg die Uferberge hinabgraſten, ſang er die Geſchichte des Pfalzgrafen und der ſieben Jungfern-Leyen bei Oberweſel.

Auf einem Felſenſteine,
Steht wie ein Körnlein Salz
So eckig weiß im Rheine
Ein Schloß, das heißt die Pfalz.
Und rings in dem Keſſel von Felſen,
Da ſiedet das Waſſer im Grund,
Ich rathe euch Wagehälſen
Verbrennt euch nicht den Schlund.

Es glänzen da ſieben Thürme,
Von ſieben Strudeln bewacht
Und wie der Feind ſie beſtürme,
Der alte Thürmer lacht.

Die alten Salme lauern
Auf friſcher Helden Muth,
Denn wenn die Bräute trauern,
Da füttern ſie ihre Brut.

Wenn ſich ein Schiffer will retten,
Dem wirft in den toſenden Strom
Der Thürmer die ſtärkſten Ketten
Daß er hinüber komm.

Und zeigt ihm da die Thüre,
Doch wer nicht fliegen kann,
Der braucht der Leitern viere
Bis zu der Thür hinan.

Und iſt er eingetreten,
Da ſtehen vier eiſerne Mann,
Die ſtechen noch eh er kann beten,
Hält ſie der Thürmer nicht an.

Sie ſcheuen keinen Degen
Und haben dennoch kein Herz,
Stahlfedern ſie bewegen,
Sie ſind gegoſſen aus Erz.

Drinn treibt ein Bächlein ſchnelle
Von einer Mühle den Gang,
Die Blumen glänzen ſo helle
Am ſchwarzen Gemäuer entlang,

Da ſitzt auf einem Löwen
Des letzten Grafen Sohn;
An ſolchen gefährlichen Höfen
Iſt das der ſicherſte Thron.

Des Hauſes Schwerter ich wetze
In ſtiller Sicherheit
Und zeige dem Knaben die Schätze
Des Hauſes von Zeit zu Zeit.

Ich ſag ihm von Vater und Mutter
Und von des Unſterns Nacht,

Das iſt ein Heldenfutter,
Was ſtählern die Herzen macht.

Die Kammern im Schloß ſind enge,
Gewölbet von ſchimmerndem Stein,
Es glänzt ihr Silbergepränge
Wie Mondenſchein im Rhein.
Ein Bett iſt da auserſehen
Zu gebähren all die Kindelein,
Die von dem Stamm ausgehen
Der Pfalzgrafen zum Rhein.

Der Gräfin nahen die Wehen,
Die möchte in ihrer Noth
Den Sternenhimmel noch ſehen,
Da ſieht ſie den Unſtern ſo roth.
Ein Unſtern ſchlägt viel Wunden,
Eh er wieder einſteckt ſein Schwert;
Die Gräfin hat Kränze gewunden,
Die hat ſie mit Thränen genährt.

Sie wecket auf den Grafen
„Die Kränze hätt ich ſo gern
Der Jungfrau von Bornhofen
Verehrt, weil ich fürchte den Stern.“
„Ich trage die Sorge im Herzen,
Sie ſchützt mein Kindlein klein,
Laß deine Augen als Kerzen
Ihr leuchten zum Ehrenſchein.“

Sie ſetzt dem Grafen die Kränze,
Es waren ſieben, aufs Haupt,
Auf daß er herrlich drin glänze,
Das war ihr nicht erlaubt;
Denn was der Jungfrau zu Ehren,
Das bleib auch ihr allein,
Wie kann ſie Bitten gewähren
Für Opfer, die nicht ſind rein.

Ach welch ein bittres Leiden,
Wenn von dem Herrn die Frau
In Kindesnöthen ſoll ſcheiden,
Ob ſie ihn wieder ſchau.

Der Graf läßt ſich zum Nachen
Herab und führt ihn allein,
Wo ſich die Wellen brachen,
Da kennt er jeden Stein.

Er iſt ſo ſicher an Kräften,
So herrlich von Angeſicht,
So glücklich in allen Geſchäften,
Der Unwetter achtet er nicht.

Er freuet ſich der Fluthen,
Er ſchlägt ſie mit ſtarker Hand
Mit Rudern wie mit Ruthen,
Sie ſpiegeln des Unſterns Brand.

Er kennet von jedem Schloſſe
Der Thürmer Loſungsgeſchrei,
Die nächtlichen Feuer der Floſſe,
Nur der Unſtern iſt ihm neu.

Denn überall am Rheine
Verkünden das Ende der Welt
Die falſchen Propheten beim Weine
Wohl keinem das Scheiden gefällt.

Auf jenem Taubenwörthe,
Wo's Turteltäublein lacht,
Vor Zeiten der Schiffer hörte
Der Nonnen Geſang in der Nacht.

Dort ſtand im lichten Hage
Das heilige Jungfraunhaus:
Da flohn vorm jüngſten Tage
Die Nonnen alle hinaus.

Sie meinen im großen Lärmen
Ihr Schutzpatron nicht hört,

Was ſie noch ſündgen und ſchwärmen
Und ihnen den Himmel nicht wehrt.
Sie ſahen ein Schifflein fahren,
Der Pfalzgraf ſaß darein,
Weil ſeicht die Ufer da waren,
Sprangen ſie gleich in den Rhein.

Sie ſprangen wie Syrenen
Rings um des Schiffes Rand,
Sie ſahen den männlich Schönen,
Sein Ruder ſtille ſtand.
Käth, Lieſe, Lore, Anne,
Madlene, Gertraut, Fränz,
Sie warben bei dem Manne
Um der Gräfin ſieben Kränz.

„Der Jungfrau ſoll ich ſie bringen,
Sie ſind euch alle zu groß,
Ihr dürft ſie ja doch nicht ſchwingen,
Ihr ſeid ja nackt und blos.“
„Wir dürfen ſie wohl ſchwingen,
Wir dürfen dich küſſen dafür,
Kein Biſchof kann uns bezwingen,
Der jüngſte Tag iſt vor der Thür.“

Sie traten ſo künſtlich das Waſſer
Und ſchwankten mit ihrer Bruſt,
Es ſchien der Mond viel blaſſer,
Die Sterne blinzeln voll Luſt.
Der Pfalzgraf will da gern ſehen
Ihr Spiel, — da pocht ihm ſo ſchnell
Sein Herz, und das Ruder bleibt ſtehen,
Der Unſtern glänzet ſo hell.

Sie ſtechen mit weißen Händen
Die ſieben Kränze ihm ab,
Dies Ringelrennen wird enden
In einem gar dunklen Grab.

Er gab da ſieben Küſſe
Und that es dann jeder kund;
Ach daß ich ſtets vermiſſe
Der Gräfin rothen Mund,

Fein Gold iſt Kuß der Reinen,
Wie Blei iſt euer Werth;
O möchtet ihr verſteinen
Daß keinen ihr mehr bethört.

Daß jeder Schiffer ſchreie
Und euch von ferne flucht,
Ihr böſen ſieben Leien,
Daß ihr den Grafen verſucht.

Die wilden Mädchen weinen,
Er ſchaut ſich nicht mehr um,
Und alle da verſteinen
Bei Weſel im Kreiſe herum.

Er eilt in bittrem Zorne
Bei Bornhofen landet er an —
Die Muttergottes vom Borne
Frägt da den trotzigen Mann:

„Wo ſind die Kränze geblieben,
Die deine Frau mir verehrt,
Es waren der Kränze ſieben,
Womit ſie dein Haupt hat beſchwert.“

„Ich ließ die Kränze fallen
Aus Schrecken in den Rhein,
Wo ſeine Waſſer wallen
Wie Moſt vom jungen Wein.“

„Du haſt mir Lügen vertrauet,
Die Frau hat mirs geklagt,
Sie hat vom Himmel geſchauet
Wie du die Kränze verbracht.“

Dem Grafen ſchwindeln die Sinne,
Er wendet ſein Schiff ſtromauf,

Daß er den Rückweg gewinne,
Der Rhein hat mächtigen Lauf.

Ich ſtand an wilden Bächen,
Die ſtürzten in den Rhein,
Ich ſah die Ruder ihm brechen
Bei heller Blitze Schein.
Ich ſah in dem Gewitter
Des Rheines wilden Lauf,
Was hält den kühnen Ritter
Im Sturm der Wellen auf? —

Es hielten die ſteinernen Arme
Von ſieben Frauen ihn feſt,
Ach daß ſich Gott erbarme,
Sein Muth ihn gar verläßt.
Ich ſah da ſtürzen den Ritter
Den Leib ins eigne Schwert,
Ich ſah da ſchwimmen die Splitter
Vom Ruder, den Nachen verkehrt.

Ich ſah auf hohen Bergen
Den Unſtern überm Rhein,
Er wollt ſich drin verbergen,
Ich ſah, er fiel hinein.
Er löſchte in den Fluthen
Wie eine Kohle aus,
Da ſchien der Rhein zu bluten,
Es brannte das heilige Haus.

Und bis aus den ſieben Leien
Ein Kirchlein dem Herrn iſt erbaut,
Da muß dem Verderben ſich weihen
Der Schiffer, der ihnen vertraut.
Wollt oft in frommen Liedern
Zur Kirche ihm bauen mein Herz
Und ward da des Ernſtes ſo müde,
Sang lauter Buhlenſcherz.

Das Lied war zu Ende, die Gegend ſchon in Dunkel gehüllt, die Ufer des Rheins rückten weit aus einander, und die Lichter der Stadt und des Schloſſes blitzten antheillos hinüber, aber nahe den Horchenden war Hatto, der treue Ritter und Wächter des jungen Pfalzgrafen ans Land geſtiegen, trauernd in ſtillen Nachgedanken wie das Mißgeſchick eines edlen Hauſes in dem Munde der Menſchen zu einem kurzen Mährchen werde, die Wahres mit Falſchem in gleichem Werthe bewahrten und vergeſſen. Er ließ ſeinen Unmuth den Horchenden nicht hören, begrüßte ſie und klagte daß er ſeinen kleinen Grafen mit nichts zufriedenſtellen könne, alles verwerfe er, und nur wenn das Kind ſich im Spiegel des Brunnens ſehe ſei es vergnügt, greife nach ſeinem Bilde, bis die Kälte des Waſſers es erſchrecke und betrübe, daraus erkenne er, daß dies Kind Geſpielen ſeines Alters verlange, aber er traue nicht den Kindern der Gegend, weil die Lehnsvettern ihren Anhang überall ausſtellten den jungen Pfalzgrafen zu morden. Das gab dem Oferus gute Gelegenheit von Spiegelglanz und deſſen Kinde zu reden, und der Alte gewann dies beim Scheine ſeiner Hornlaterne ſo lieb, daß er beſchloß beide noch am Abend hinüberzuſetzen. Spiegelglanz ſtieg furchtlos mit dem Kinde in den Nachen und vergaß dem Oferus zu danken, denn Eigenſucht verſäumt die Dankbarkeit obſchon er ſie pflegen ſollte, da er oft den Dienſt des

Gütigen verlangt. Der Alte ruderte mächtig, aber der dunkel rollende Rhein ſchwankte ſo heftig und ſchäumte über den Nachen, daß Spiegelglanz ſchon ſein Leben für verloren hielt und tückiſch den ſchwarzen Rhein anſchnarchte, als ſie endlich glücklich am Felſen angelangt die Leitern hinaufkletterten, und auch durch die ernſten eiſernen Ritter hindurchgingen.

Der kleine Pfalzgraf ſchlief ſchon, aber ſein freudiges Erwachen als er am Morgen das fremde Kind an ſeiner Seite erblickte, es faſſen und ſtreicheln konnte, können nur Einſame begreifen. Weniger gefielen ſich Hatto und Spiegelglanz als ſie einander beim Tageslicht betrachteten, aber es kam beiden wenig aufs Gefallen an. Der alte Hatto überließ beide Kinder der Aufſicht des Spiegelglanz, den eine unendliche Reihe von Verſuchen, wie er beide durch Nacheiferung zu einer vorzeitigen Gelehrſamkeit bilden wollte, in raſtloſer Thätigkeit erhielt. Der alte Ritter achtete ihn wegen ſeiner Unermüdlichkeit und wegen der wunderbaren Fortſchritte des kleinen Pfalzgrafen, ſo fremdartig ihm der wilde und harte Sinn des Spiegelglanz immerdar bleiben mußte. Spiegelglanz ſuchte die Kinder zu gleicher Zeit in drei Sprachen zu unterrichten, in der deutſchen, in der griechiſchen und in der lateiniſchen, indem er die Zeit ihres Wachens in drei gleiche Abſchnitte theilte. Während jedes einzelnen durfte nur eine dieſer Sprachen geredet werden. Doch mehr als

alles

alles wirkte die Liebe die ſie zu einander trugen, die bei Johannes, ſo wurde das Findelkind nach Luzifers Willen genannt, nur durch die Erinnerung an Raphael unterdrückt war, der ihm immer vor der Seele ſchwebte, ohne daß er es mit Beſtimmtheit erzählen konnte. Spiegelglanz konnte unmöglich errathen daß dies verhaßte Antlitz, das dem Kinde zuerſt auf der Oberwelt ins Auge geblickt hatte, ihm ſo dauernd in die Seele gemalt ſei. Johannes war oft trübſinnig in dieſer Sehnſucht, er langte und ſah nach etwas das nirgend zu finden, und zerbrach aus Ungeduld alles was ihm in die Hände fiel, oft waren es die liebſten Spielſachen des kleinen Pfalzgrafen Ludwig, dieſer verbiß ſeinen Schmerz, indem er mit an der Zerſtörung half. Und dann wandte ſich wieder nach wunderlichem Nothbehelf ſeiner Neigung alle Liebe zum Spiegelglanz, er quälte ihn mit ſeinen Zärtlichkeiten und hätte ihn manchmal auch zum Entteufeln gebracht, wenn dieſe Neigung nicht plötzlich ſich wieder erkältet zu dem Andenken und der Erinnerung hingewandt hätte. Es war ein wunderlicher Anblick die beiden Knaben in dem einſamen Hofraum der Pfalz mit einander zu ſehen, aber ängſtlich, wenn man über die blühenden Roſenbüſche und über die tragenden Fruchtbäume die ſchwarzen Mauern hinausragen ſah, und die rothen Augen des Spiegelglanz die ewig wachend die Kinder hüteten daß die Verſchiedenheit ihrer Ge-

ſchlechter ihnen und dem alten Ritter nicht kund werde, denn die Reiſigen waren für immer aus der Nähe des Pfalzgrafen ausgeſchloſſen, hatten ihre Wachtſtube und ihren Schlafſaal an dem äußern Ringe, denn auch ihnen traute der Alte nicht.

4.

Die Einſamkeit unter ſo großem Geſchick, die Unſchuld der Kinder mußten endlich auch auf den verhärteten Dünkel des Spiegelglanz wirken. Prophet zu werden ſchien ihm noch immer einzig des Lebens werth, aber er zweifelte an ſich und beſchwor ſeinen Schutzengel Gabriel zu ſich, der aber nach einem vergeblichen Zuge in das Heidenland, nachdem er keinen Kämpfer gegen Oferus ausmitteln können, eben ſo vergebens als Waſſerſtaar um das Schloß flatterte, ohne eindringen zu können und ſich untertauchte, wenn die aufmerkſamen Wächter ihre Armbruſt gegen ihn ſpannten. Bei ſolchem Untertauchen geſchah es dem Luzifer daß er unvorſichtig in das Netz des armen Thalmann gerieth, der nicht verwundert war ſtatt eines Salmen einen Vogel zu fangen, da ihm dies mit den Waſſerſtaaren ſchon mehrmals geſchehen war, aber um ſo mehr, als dieſer Vogel ihn anredete und ihm die Erfüllung dreier Wünſche für ſeine Freiheit bot. Der Thalmann war klug, er fragte nicht erſt ſeine Frau ſondern ſprach zu ihm:

Du hältſt mich für ein Kind,
Und meinſt ich würd geſchwind
Mir ſo ein Übermaaß von Glück erwählen,
Daß ich in aller Schmach mich müßte quälen.
Nein Vögelchen, ich mag kein Gott auf Erden,
Kein Kaiſer oder Papſt hier werden,
Doch einen Vogel der ſo reden kann,
Für gutes Geld zu bringen an den Mann,
Das iſt ein ſicherer Gewinn!
Dich fahr ich hin
Zum Schloß des jungen Grafenſohn,
Der lernt jetzt alle Sprachen ſprechen,
Der Alte giebt mir guten Lohn,
Da kann ich kalte Zeit verzechen.

Thalmann nahte ſich ſo übereilt dem Schloſſe daß er ohne des Wächters Hülfe mit ſeinem Fange von den Wellen verſchlungen geweſen wäre, als er ſich aber erholt und ſeine Wundergeſchichte Herrn Hatto erzählt hatte, da wurde er von dieſem freundlich aufgenommen und der Vogel, nachdem ihm die Flügel wohlgebunden, in die innere Feſtung zu dem Garten gebracht, wo die Kinder von dem Spiegelglanz in der Kenntniß der Buchſtaben unterrichtet wurden, die er ihnen auf kleinen Pergamentſtücken ſauber vorgezeichnet hatte. Der Vogel ſollte ſprechen, aber ſtatt deſſen beantwortete er die Fragen, indem er ſeine Antwort aus den aufgeſchriebenen Buchſtaben zuſammenſetzte.

Größere Wonne hatten die Kinder nie erlebt, der kleine Pfalzgraf, der ſich gegen alle die Zeichen vorher ſo ſtörriſch bewieſen hatte, lernte ſie durch den Vogel als hätte er ſie immer gewußt und ſich vorher nur verſtellt gehabt. Hatto ſtaunte das an, doch in einem ſeltſamen Leben veraltet, kümmerte er ſich nicht um die Erklärung, er drückte dem guten Fiſcher die Hand und der mußte ſich hinſetzen und den Kindern noch recht lange zuſehen. Der Fiſcher erzählte nun wie ihm der Vogel erſt ſo bedenkliche Fragen vorgelegt habe, aber er habe ſich nicht fangen laſſen weil er die Geſchichte wohl gewußt. Die Kinder fragten nach der Geſchichte und der Fiſcher ließ ſich nicht lange bitten, ſondern erzählte ihnen in aller der Umſtändlichkeit die Erwachſenen ſo unbequem iſt. Wir wollen ſeine Erzählung zuſammenziehen:

Ein alter Fiſcher heirathete ein junges Mädchen, und da er ſeines Alters wegen wenig mehr mit ſeiner Angel fangen konnte, die Frau aber viel verbrauchte weil ſie jung war, ſo mußten ſie gar bald ihr Haus verkaufen und wohnten auf einem Kahne mitten auf dem Rheine, lebten von den Fiſchen die der Alte angelte, und deckten ſich Nachts wenn ſie ſchliefen mit dem alten Segel zu. Die junge Frau fror Nachts zuweilen, der Alte aber ſchlief feſt und merkte doch im Schlafe aus Gewohnheit, wenn die Angel in ſeiner Hand von einem Fiſch angebiſſen und fortgezogen

worden; eines Tages zuckte die Angel ſo ſtark, daß der Fiſcher ſchon meinte einen großen Lachs in den Kahn zu ziehen, aber er hob mit der Angel zu ſeiner Verwunderung ſtatt eines Fiſches einen bräunlichen Vogel mit ſchwarzem Schnabel in den Kahn, den er ganz erſtarrt anredete: „Ei wie magſt du heißen?“ Waſſerſtaar! ſagte der Vogel mit Mühe weil ihm der Angelhaken in der Kehle ſaß. Waſſerſtaar? ſagte der Fiſcher verwundert, wo haſt du dein Neſt? — Und der Waſſerſtaar antwortete: „Fiſcher, wo haſt du dein Haus, mein Neſt hat die Frau verkauft, da muß ich mich ſo herumtreiben, hab aber allerlei dabei gelernt, und wenn du mir das Leben ſchenken willſt, ſo thue ich dir alles zulieb was du wünſchen magſt.“ Der Fiſcher ſah ſich nach ſeiner Frau um, da dieſe aber noch ganz feſt ſchlief ſo fiel ihm gar nichts ein was er wünſchen ſollte, und ſprach: „Waſſerſtaar, weil es dir ſo gegangen iſt wie mir, ſo will ich dir den Haken ganz umſonſt aus dem Schnabel ziehn, möchte doch auch keinen drein haben.“ Bei den Worten zog er ihm den Haken aus dem Schnabel und ließ den Vogel fliegen, ehe der aber untertauchte ſagte er ihm: „Fiſcher, wenn der Vollmond auf den Rhein ſcheint, da ruf mich und ich werde dir in allem freundlich zu Gefallen leben, was dein Mund wünſchen mag.“ — Als er untergetaucht war wachte die Frau auf und er erzählte ihr was ſich begeben, da wurde die Frau

böſe daß er ſich gar nichts gewünſcht habe. „Ja, was ſollt ich mir wünſchen?“ fragte der Fiſcher, „Haus und Hof“ ſagte die Fiſcherin ganz zornig. Da lachte der Alte und wartete bis der Mond recht herrlich am Himmel ſtand und ſich im Rhein ſpiegelte, da rief er ſo freundlich daß ſein altes Geſicht ſich in tauſend Falten legte:

Mondſchein, Mondſchein überm Rhein,
Mondſchein, Mondſchein in dem Rhein,
Vogel, Vogel überm Rhein,
Vogel, Vogel in dem Rhein,
Daß mir meine Frau nicht frier,
Schenke doch ein Häuschen ihr.

Da tauchte der Vogel auf daß ihm das Waſſer von ſeinem Schnabel lief und ſagte: „Laß nur dem Kahn ſeinen Willen ſo kommſt du an das Haus gefahren.“ Da verſchwand der Vogel und der Fiſcher that wie er geſagt, kam ans Land und ein Haus ſtand da das war leer, darum gehörte es ihnen, und die Frau ſagte daß ſie nun nie wieder frieren würde, denn das Haus war dicht und ſchön gezimmert. Um es hier nur kurz zu ſagen, es dauerte nicht bis zum nächſten Mondwechſel, da fror die Frau ſchon wieder und wollte ein Schloß und der Fiſcher rief wieder:

Mondſchein, Mondſchein überm Rhein,
Mondſchein, Mondſchein in dem Rhein,

Vogel, Vogel überm Rhein,
Vogel, Vogel in dem Rhein,
Daß mir meine Frau nicht frier,
Schenke doch ein Schlößchen ihr.

Das geſchah dann wieder, im nächſten Monate fror ſie ſehr weil ſie keine Königskrone hatte, im folgenden weil ihr die Kaiſerkrone fehlte, endlich wollte ſie Papſt werden und auch das geſchah. Als aber die Frau wieder vorm nächſten Mondſchein den Mann Nachts mit dem Ellenbogen anſtieß daß ſie friere, ſie müſſe aller Welt Gott ſein, da wurde dem Fiſcher recht bange, er ging ganz kleinlaut an den Rhein und rief:

Mondſchein, Mondſchein überm Rhein,
Mondſchein, Mondſchein in dem Rhein,
Vogel, Vogel überm Rhein,
Vogel, Vogel in dem Rhein,
Daß mir meine Frau nicht frier,
Mach daß ſie die Welt regier.

Bei dieſem Worte riß ein Fiſch dem armen Fiſcher die Angelſchnur ab, er wachte aus ſeinem Traume auf, ſeine Frau klapperte vor Froſt mit den Zähnen, da war weder Haus, Schloß, weder Königs-, Kaiſer- noch Papſtkrone, von der Welt regierten ſie nichts als nur mit Mühe ihren Kahn, aber ſie hatten beide daſſelbe geträumt, und weil die Angel geriſſen konnte der Alte keinen Fiſch mehr fangen, weil ſeine Frau Gott

werden wollte mußte er in Hunger mit ſeiner Frau auf dem Rheine ſterben und verderben, ohne Beichte und Abſolution, darum mag jeder ſeine Frau warm aber nicht zu hoch halten und nur in billigen Dingen ihren Willen thun, denn die Frauen möchten meiſt alle gar zu gerne ſtatt unſers gnädigen Gottes die Welt regieren, worin die edlen Ritter mit ihrem demüthigen Frauendienſte ſie unbilligerweiſe beſtärken. Der alte Hatto ſagte ernſt: Hat nichts auf ſich mit den Rittern, ſo lange ſie die Frauen nicht haben dienen ſie ihnen mit Zittern, nachher laſſen ſie ſich von ihnen wie unſerm Herr Gott aufwarten, es iſt nur ein Vorſchuß der ſich ſelbſt wieder ausbezahlt. Bei dieſen Worten gab Hatto dem Fiſcher ein Geſchenk für ſeinen ſeltſamen Vogel, Spiegelglanz konnte es aber nicht laſſen wegen der Geſchichte, er wußte nicht warum, einen ſeltſamen Haß auf ihn zu werfen, daß er heimlich wünſchte er möchte im Hinunterſteigen ſich den Hals brechen oder mit ſeinem Schiffe am Schloſſe zerſchmettert werden. Noch ungeduldiger wurde er als die beiden Kinder immerfort den fatalen Reim Mondſchein, Mondſchein überm Rhein anfingen, er verbot ihn auf immer, als ſie es heimlich brummten ſchlug er in ſeiner Wuth ſo heftig auf die armen Kinder daß Hatto, der von der Mauer herab alles geſehen, ihn zu erſtechen drohte. Spiegelglanz war zu ſtolz ſich bedrohen zu laſſen, er drohte ſogleich fortzuziehen und

Hatto befahl ihm das Schloß ſogleich zu verlaſſen. Die beiden Kinder fühlten bei dieſem Streite ihrer beiden Väter ſolche Angſt, daß ſie ſich an einander verklammerten und jetzt nur mit Mühe von einander fortgezogen werden konnten, als Spiegelglanz ſeinen Mantel übergeworfen und Hatto das Schiff bereitet hatte. Johannes fühlte in dieſer ſonderbaren Einwirkung des Waſſerſtaars auf ſein eignes Schickſal das ganze Mährchen von dem Weibe, das Papſt und Gott wurde, wie ſeine Geſchichte und wußte doch nicht warum und weinte entſetzlich darüber.

Mit heimlichen Flüchen, das weinende Kind im Arm, ſtieg Spiegelglanz in den Nachen, mit lauten Flüchen ſtieg er hinaus, denn es war inzwiſchen Nacht geworden, alle Häuſer in Kaub wo ſie gelandet waren dicht verſchloſſen, aber der ſtrenge Hatto vergalt ihm jeden Fluch mit dreifacher Wiederholung daß die Felſen wiederhallten von Flüchen, während der milde Vollmond über dem Rhein ſchwebte. Dem kleinen Johannes war bei dem Anblick alles Leid vergeſſen, er hätte ſo gerne Mondſchein Mondſchein überm Rhein gerufen, aber der Schauder jener Schläge und jenes Streites erſtickte es in ihm und niemals konnte er nachher ohne dieſen Schauder den Vollmond ſehen oder von ihm hören. Nach jährigem Aufenthalte ſtand Spiegelglanz mit ſeinem Johannes hülfloſer auf der andern Seite des Rheines, denn es war Winter, we-

der der ehrliche Oferus noch der ſanglustige Thalmann waren zu ſchauen und er mußte ſich herablaſſen ein armes Kloſter um ein Obdach anzuſprechen. Am Morgen machte er zur Beluſtigung der Mönche den erſten Verſuch, ſein Kind ſo abzurichten wie der Waſſerſtaar ſein Glück gemacht hatte. Johannes brachte eben ſo willig mit ſeinen Händchen die vorgelegten und verlangten Buchſtaben wie der Staar mit dem Schnabel, und legte die vorgeſprochenen Worte und Namen daraus zuſammen. Das Kunſtſtück machte ein großes Aufſehen im Kloſter, Johannes hieß das Wunderkind und wurde reichlich beſchenkt dem nächſten Kloſter empfohlen, und ſo ging es weiter mit ſteigendem Ruhme. Spiegelglanz fand dieſes Leben ſo bequem, den Ruhm ſo wohlthuend, daß er den armen Johannes mit Strafen und endlich mit Hunger und Durſt zwang auch das lateiniſche A B C mit gleicher Leichtigkeit wie das Deutſche zuſammenzuſetzen. So zog er durch Franken und Baiern mit abwechſelndem Geſchick, bis Johannes ſein viertes Jahr erreicht hatte, als er mit ihm in Mainz ankam wo er wieder von der Pfalz und dem Pfalzgrafen reden hörte. Da wurde erzählt, ein zahmer Waſſerſtaar, der ſeltſame Künſte verſtanden, hätte das Schloß den Vettern des Grafen verrathen, indem er einen feinen Zwirnfaden Nachts vom Ufer des Rheins hinübergebracht im Fliegen, an dieſem Zwirnfaden habe das Kind auf ſein

Geheiß einen Bindfaden über die Mauer gezogen, an dem Bindfaden eine Strickleiter, welche der Vogel an dem Sims des Fensters wohl befestigt hatte. An dieser Strickleiter seien die Räuber ins Schloß gekommen, hätten den Pfalzgrafen und den Vogel geraubt, und der alte Hatto habe sich aus Verzweiflung mit allen Reisigen, nachdem er am Morgen den Pfalzgrafen vermißt, in dem Schlosse verbrannt.

5.

Spiegelglanz, den alles Unglück an sein eignes Glück, behaglich erinnerte, fand in dem Gelingen seiner listigen Bemühungen eine wollüstige Rache an dem bittern Geschick des Hatto, und zugleich eine ihm sehr wünschenswerthe Stelle bei der Mainzer Schule für das Sängerchor des Erzbischofs; Niemand konnte ihm den ersten Anspruch in Hinsicht der Kenntnisse streitig machen, aber sein abschreckendes Ansehen entzog ihm alle Gunst. So richtete er um so fester sein Augenmerk auf den Knaben, verbreitete selbst durch Bestechung und Briefe dessen Ruhm, doch es gelang ihm nicht, die Neugierde des Erzbischofs so mächtig zu erwecken, daß er dieses Wunderkind zu prüfen Lust bezeigt hätte.

Luzifer, durch den Verrath des Schlosses frei geworden, war jetzt in der Gestalt des gelehrten Griechen Chrysolaras nach Mainz geeilt, über sein vermeintes

Kind zu wachen. Er fand die Schule ſeinen Abſichten angemeſſen, da die Schüler den einzelnen Lehrern ganz überlaſſen blieben. Der Erzbiſchof empfing ihn mit ſeltener Auszeichnung, weil er ein ausländiſcher Gelehrter war, und konnte aus Ungeduld die Zeit kaum abwarten, das Wunderkind zu ſehen, als dieſer am Hofe die Partei des Wunderkinds gegen alle Spötter genommen hatte.

Spiegelglanz faßte neuen Glauben bei dieſer Nachricht, und da er Johannes nicht ganz willig fand zur geiſtigen Anſtrengung, ſo ließ er ihn zwölf Stunden durſten.

Johannes.

Nur einen friſchen Trunk erlaub mir, Meiſter,
Die Zunge klebt am Gaumen wie mit Kleiſter.
Wenn ich da draußen auf die Blumen ſchau,
Wie jede trägt den hellen Tropfen Thau,
Und wie allein auf mich kein Tropfen fällt,
Da haſſ' ich dieſe ganze Erdenwelt,
Und gäb ſie hin für einen giftgen Trank,
Der mich nur tränkte, macht er mich auch krank.
Ich will auf jeden deiner Blicke merken,
Mir wird ſo ſchwach, es würd ein Trunk mich ſtärken.

Spiegelglanz.

Kein Wort davon, ich kenne deine Tücke,
Nur Strenge kann dich ziehn, und meine Blicke

Die würdeſt du gar balde überſehn,
Wenn du nicht ſähſt darin geſchrieben ſtehn
Von ſüßem kühlen Moſt.

Johannes.

Weh, welch ein Marterroſt!
Ich lechze und du füllſt die Augen
Mit Trauben, die zum Strom zerſpringen,
O könnte ich nur an den Treſtern ſaugen,
Statt jedem Narrn den Buchſtab herzubringen.

Spiegelglanz.

Was Narrn? die ſollen künftig uns ernähren,
Zur Strafe mußt du heut noch mehr gewähren,
Mußt heut dem Erzbiſchofe deklamiren
Vom Markus, jene luſtige Legende;
Bei Großen hilfts, kann man zum Lachen rühren,
Viel mehr noch als ein ernſthaft Ende.

Johannes.

Es iſt unmöglich, wenn ich nur dran denke,
Wie er die Trauben ißt, krieg ich die Kränke.

Spiegelglanz.

Geh krieg die Kränk, ich ſeh dich lieber ſterben,
Als daß dein Giermaul führet zum Verderben,
Kein Wort dagegen! — wenn du weinſt,
So dauert deine Stunde noch viel länger,
Wenn du nur heute Morgen gut erſcheinſt,
So wählt der Erzbiſchof dich wohl zum Sänger,

Dann wird, was deine Luſt, auch dein Geſchäfte,
Du brauchſt dich dann des Singens nicht zu ſchämen,
Nur heute ſtrenge an des Geiſtes Kräfte,
Nur heute mußt du dich zuſammennehmen.
Dann werd ich dich mit freier Luſt erziehn,
Dann will ich ſehn, wie weit Bemühn
Den Menſchengeiſt noch vor der Zeit kann reifen,
Wie weit der Menſchengeiſt kann lernend greifen,
Wenn er ſo früh gelehrten Lauf beginnt.
Was gäb ich mir ſo viele Mühe, Kind,
Wenn es zu deinem Beſten nicht geſchähe?
Darum gedenke jetzt des Hofes Nähe
Und trockne raſch die kleinen Thränchen ab.

Johannes.

Sie laufen in den durſtgen Mund herab,
Und das erquicket mich, ſind ſie gleich Salz;
Ach wären wir noch auf der ſchönen Pfalz,
Denn nirgend finde ich das liebe Lockenhaupt,
Das mit den Sonnenſtrahlen rings umlaubt.

Spiegelglanz.

Das war die Sonne, als zum erſten Male
Sie dir erſchien in dieſem Jammerthale,
Vergiß die Traurigkeit, ſieh was ich bringe,
Die rothen Schuhe mit dem goldnen Ringe.
Zwar biſt du nicht, wie ich verlangt, geſchickt,
Doch weil der Erzbiſchof dich heut anblickt,

So ſoll er dich im neuen Staate ſehen.
Nicht wahr nun wird das Buchſtabieren gehen?
Nimm ſie nur hin, zieh an und weine nicht.

Johannes.

Wie ſchön, wie ſchön das rothe Licht,
Ach ſieh nur wenn ich tanz
Der Schuhe Glanz,
Wie rothe Vögel ſcheinen meine Füße,
Mir iſt als ob ich fliegen müſſe.
Du lieber Meiſter, ich will alles thun
In dieſen Schuhn,
Es wird mir alles drin ſo leicht.

Spiegelglanz.

Nun ſchon ſie recht, und ſei heut ganz vollkommen,
Sonſt werden ſie nachher gleich fortgenommen,
Jetzt aufmerkſam, ich hör die Herren kommen.

(Es treten herein der Erzbiſchof, an ſeiner Seite Luzifer als Chryſoloras, hinter ihnen die Herren vom Hofe, die Geiſtlichen, die Lehrer der Univerſität.)

Erzbiſchof (zu Chryſoloras).

Das iſt doch heuer ein geſegnet Jahr,
Seit Menſchendenken ſah man keine Trauben
So früh gereift, ſo groß, ſo dicht und klar;
Wers nicht geſehen, mag es noch nicht glauben.
Korallen hab ich überall gelegt,
Die ich geweiht mit meinem beſten Segen

Daß uns kein Hagel in die Ernte ſchlägt;
Auch habe ich erflehet einen Regen.
Was trinkt Ihr, werther Herr, als Morgenwein?

Chryſoloras.

Beim Markebrunner ſchlafe ich nicht ein,
Darum iſt er zum Arbeitswein geſchickt.

Erzbiſchof.

Das iſt mir lieb, ich hab ihn mitgeſchickt,
Ihr ahnet, edler Meiſter, Gottes Gabe,
Es iſt vom beſten Stückfaß, das ich habe!
Nicht wahr, er mundet? Sagt mir in Latein,
Wie heißt doch da der edle Freudenwein?

Chryſoloras.

Das wird der Kleine Euch, Herr Biſchof ſagen.

Erzbiſchof.

Ich muß das Wunderkind doch ſelber fragen.
He Kleiner ſprich, wie heißt der Wein lateiniſch?

(Der Kleine will antworten, aber Spiegelglanz hält ihn an.)

Spiegelglanz (ſtößt ſchnell ein Glas um).

Wie führſt du dich denn auf ſo ſchweiniſch.

Johannes.

Ich weiß von nichts, Ihr ſeid es ſelbſt geweſen.

Spiegelglanz.

Ich ſag dir ſchweig, ſonſt hole ich den Beſen.

Johannes.

Ihr habt ſo hart auf meinen Fuß geſtoßen.

Spiegelglanz.

Der ſchöne Wein iſt auf das Kleid gefloſſen.

(leiſe)

Ich ſag dir ſchweig, du darfſt das Wort nicht wiſſen

(laut)

Nun Knabe faſſe dich, du wirſt doch wiſſen
Was Wein lateiniſch heißt.

Johannes (weint).

Ich darf das Wort nicht wiſſen.

Erzbiſchof.

Es fällt mir ein, der Wein heißt vinum album.

Johannes (will ſprechen). Spiegelglanz (leiſe).

Ich ſag dir ſei wie eine Mauer ſtumm.

Erzbiſchof.

Die Frage war zu ſchwer für dieſen Knaben.

Chryſoloras.

Er iſt nur freilich erſt bei den Buchſtaben,
Doch dieſer Mann wird ihn bald weiterbringen.

Erzbiſchof.

Wer iſt der Mann mit rothen Augenringen?

Chryſoloras.

Der Meiſter Spiegelglanz, der dieſem Knaben
Hat beigebracht die dreierlei Buchſtaben,
Er ſelbſt iſt aller Sprachen beſter Meiſter.

Erzbiſchof.

Hm Spiegelglanz! — recht ſonderbar, ſo heißt er?

Chryſoloras.

Iſt hier vielleicht ein andrer von dem Namen?

Erzbiſchof.

Ja freilich kennt ihr wohl den alten lahmen
Quackſalber Waſſerſcheu, es klingt faſt ſo.

Chryſoloras.

Sehr ähnlich ganz gewiß, ich bin recht froh,
Das Kind auf dieſe Probe gleich zu ſtellen,
Daß es die beiden Namen ſoll geſellen,
Und aus den vorgelegten griechſchen Zeichen
Sie ſoll zuſammenlegen und vergleichen.
Auf Kindchen hole mir jetzt die Buchſtaben,
Damit wir kennen lernen deine Wundergaben.

(Johannes holt ſtillſchweigend mit einigem Nachdenken die Buchſtaben.)

Chryſoloras.

Recht brav, nun ſehet Herr da liegen beide.

Erzbiſchof.

Es wird mir ſchwer, daß ich ſie unterſcheide,
Recht ſonderbar ſind griechiſche Buchſtaben,
Ich möchte ſie nicht gern im Kopfe haben,
Sie müßten da viel guten Platz wegnehmen,
Mit ihren Haken die Bewegung lähmen,
Nun das iſt alles was der Kleine kann,
Das bringt er theuer genug hier an den Mann.

Spiegelglanz.

Er kann auch deklamiren ernſt und heiter.

Erzbiſchof.

Was Luſtiges, das bringet uns viel weiter.

Chryſoloras.

Vom Weine rath ich etwas zu erzählen,
So wird ſich's mit dem Weine gut vermählen.

Spiegelglanz.

Mein Knabe hör, was dir die Herren ſagen,
Mußt Demuth zwar, doch keine Scheu mehr tragen.
Erzähl den Schwank vom Markebrunner Wein,
Der Herr ſchenkt dir nachher ein Gläschen ein.

Johannes ſtieg demüthig auf den Tiſch und deklamirte in herzlicher Erwartung des verſprochenen Trunks die Legende vom Markobrunnen.

Der Markobrunnen.

(Eine Legende.)

Im Sauerthal zwiſchen hohen Bergen
Ein heilſamer Brunnen ſich wollte verbergen,
Der Barfüßer Markus entdeckte ihn doch,
Fängt ein das Waſſer in einem Loch.
Und mauert ſchwere Steine im Kreis,
Daß es nicht mehr zu entlaufen weiß,
Und baut ſich ein Haus und ein Gärtchen dabei
Und ſagt daß ihm jeder willkommen ſei,

Der verſuchen woll des Waſſers Kraft,
Die keine Mühle treibt, aber Geſundheit ſchafft. —
Da wohnet er ſchon den ganzen Sommer,
Die Leutchen ſagen er ſei ein Frommer,
Wovon er lebt und ob ihm wohl dabei,
Das iſt den Geſunden ganz einerlei,
Sie bringen ihm da kein gutes Eſſen,
Die Biſſen ſind ihm knapp zugemeſſen,
Das Waſſer mit ſeinem geſunden Magen
Will ſich nicht ſonderlich gut vertragen,
Doch wenn ein Kranker zu ihm gekommen,
Da hat er ihn immer wohl aufgenommen,
Das Waſſer mit frommem Segen geweiht,
Mit ſeinem Rathe ſich hülflich erzeigt,
Das thut er alles aus chriſtlicher Liebe,
Auf daß er ſich in der Barmherzigkeit übe! —
Als der Sommer vergeht, als kein Kranker mehr dort,
Verläßt der gute Markus den Ort,
Und will jetzt ziehen zu ſeinen Brüdern,
Die dienen im Kloſter dem Herrn mit Liedern,
Und ſammeln den Wein in den herbſtlichen Tagen
Und brauchen am Hungertuch nimmer zu nagen.
Er ſchleichet hungernd am Pilgerſtab
Durch rauſchende Blätter das Thal herab,
Nun ſchaut er am letzten Berge herunter,
Da ſieht er die Welt ſo froh und munter,
Die Leute herbſten am ganzen Rhein,

Im Rheine glänzet der Sonnenſchein,
Die Fäſſer werden mit Eil gefahren,
Es iſt das Beſte von allen Jahren,
In den Butten zerſtampfen ſo eilig die Knaben
Den Überfluß an Gottes Gaben;
Der Markus ſegnet mit Freudenblicken
Das Land und ſingt laut vor Entzücken:
Es giebt ein Land, heißt Kanaan,
Da tragen an einer Traub zwei Mann! —
Das Singen ging ihm ſo recht von Herzen,
Er vergaß darüber Hunger und Schmerzen,
Und kneipt die Mädchen in ihre Wangen,
Und hat doch gar kein bös Verlangen,
Und ſchreitet daher wie ein junger Mann
Und jedermann ſah ihn freundlich an.
Doch jedes Ding hat eben ſein Maaß,
Mittelmaaß iſt die beſte Straß.
Es verging ihm endlich Stimme und Muth,
Er dachte: Ich nehm ein Träublein gut,
An denen dies Jahr ſolch Übermaaß,
Daß alle Wege vom Abfall naß,
Das ſtillet mir Durſt und Hunger zugleich,
Damit ich noch heute mein Kloſter erreich. —
Seht wie er nun nach dem Träublein langt,
Das nahe am Wege ſo gelblich prangt,
Da laufen die Schützen mit ihren Stecken,
Den armen Markus mit Schlägen zu decken;

Der reiche zahlt mit Geld, der Arme mit der Haut,
Sie haben doch beide auf einen Gott vertraut;
Er nimmt die Strafe in Demuth hin
Und meint in ſeinem geduldigen Sinn:
„Ich that wohl Unrecht ſo zuzulangen,
Ich ſollte erſt mit der Bitte anfangen!“
So tritt er zu einem Reichen mit Glauben
Und bittet um wenige ſchlechte Trauben,
Weil er den Tag noch nichts gegeſſen;
Das findet der reiche Mann vermeſſen
Und ſagt ihm, er möcht ſich zum Teufel ſcheren,
Der möchte wohl Bettler mit Trauben ernähren. —
Die Worte hört ein Nachbar von Weitem,
Der wenig Wein nur konnte bereiten,
Sein Garten liegt dürr auf Felſenſtein,
Die Trauben ſind gut, das Gärtchen iſt zu klein.
Drum wußte er auch wie dem Armen zu Muthe
Bei ſeines Nachbars reichem Gute,
Und ruft den Markus in ſeinen Garten,
Damit er ihm könne mit Trauben aufwarten,
Und reicht ihm eine volle Butte,
Damit er draus nehme in ſeine Kutte,
Und zehre davon nach Bedürftigkeit
Und ſpreche mit ihm von der lieben Zeit. —
Der fromme Markus kennt wenig die Welt,
Er meint daß jener ein reiches Feld
Und dieſer ein armes beſitzen müſſe.

Drum zehrt er bei ihm und ruht die Füße,
Und weil ihm die Trauben ſo lieblich ſchmecken,
So thut ihn das Eſſen zur Andacht erwecken,
Manch liebliches Wort die Lippen ſchmückt,
Indem er die Beeren im Munde zerdrückt.
Er predigt von Gottes allwaltender Güte,
Da kriegt der Weinſtock zum zweitenmal Blüthe,
Und ehe er noch iſt zu Ende gekommen,
So ſind es ſchon kleine Träubchen vollkommen,
Und wie er den Mund nun trocken gepredigt,
So hat er mit Eſſen die Butte erledigt.
Gleich füllt ſie der arme Bauer mit Eile,
Als ob er geliehenes Gut hier vertheile,
Und Markus predigt mit neuem Eifer,
Und nährt ſich als wär er des Weinbergs Käufer
Und keltert mit ſeinem lehrenden Munde
Und weiß davon gar nichts bis dieſe Stunde,
Wo er in ſeinem Bauche verſpürt,
Wie ihn der Moſt da tormentirt,
Da wird ein Rollen hinauf, hernieder,
Er ſchreit: „Thut Buße ihr lieben Brüder,
Denn wie die Funken in der Aſche rennen,
So wird auch einſt das Gewiſſen euch brennen,
Dann möchtet ihr löſchen, ihr könnt es nicht,
An tauſend Orten die Reue ausbricht.“
Das muß man wahre Eingebung nennen,
Er ſelber möcht löſchen, wo nichts thät brennen,

Er wäre ſelber faſt umgeſunken,
So laufen in ſeinem Leibe die Funken,
Es war drin ein Gähren wie in dem Keller,
Er möchte jetzt gehn, doch drängt es ihn ſchneller,
Er muß die Predigt doch erſt beſchließen,
Wahrhaftig er muß ſonſt den Weinberg begießen; —
Es hat ihn bezwungen, er war ſo begeiſtert,
Da hat das Bedürfniß ihn übermeiſtert,
Der Wille iſt gut, das Fleiſch iſt ſchwach,
Da fließet von ihm ein kleiner Bach,
Er kann weder Worte noch Waſſer halten,
Er predigt, es läuft an der Kutte Falten,
Er ſchämt ſich und ſchaut zum Himmel hinauf
Und läßt dem Strome auf Erden den Lauf,
Da ſchreiet Wunder der fromme Hörer,
Es ſchauet nieder der heilige Lehrer
Und ſiehet die ſchönſte Quelle klar,
Die rieſelt im Weinberg ſo wunderbar.
„O Wunder ſchreiet der arme Bauer,
Ihr Kinder geendet iſt unſre Trauer,
Warum wir ſo viele Jahre geklagt,
Daß uns ein Quellchen im Weinberg verſagt,
Das iſt nun verwandelt, es fließet die Quelle
Hier unter des heiligen Mannes Stelle
So recht von ſeiner heiligen Mitte,
Als ob ſie ein Dächlein von ihm erbitte,
Wie jene, die er droben im Thal gefunden,

Durch welche die kranken Menſchen geſunden,
Sie ſcheint ſich zu ſeiner Predigt zu drängen,
Wir wollen ihr nicht das Bette verengen,
Sie fließet in ſolchem Überfluß,
Es wird ein lieblicher kleiner Fluß,
Den ſchon der Johanniswurm freundlich beleuchtet,
Wie hat er die Reben ſo ſchön befeuchtet,
Und hat er den Weinberg uns erſt durchronnen,
Dann ſammeln wir ihn unten in einem Bronnen,
Damit, wer dürſtend vorüberzieht,
Sich da erquicke ganz unbemüht,
Und Bänke wollen dabei wir ſtellen
Und eine Inſchrift über den Wellen,
Daß eine Wohlthat uns hat verſchafft,
Als wir noch arm, des Waſſers Kraft,
Die unſern Weinberg zum ſchönſten auf Erden
Durch ihre friſchende Kraft ließ werden.
Wie heißeſt du heilger Wandrer auf Erden?
Nach dir ſoll der Brunnen genennet werden."
„Der Waſſermarkus pfleg ich genannt zu werden."
So ſpricht der Fromme, ſieht furchtſam herunter
Und ſiehet die Quelle, die rieſelt ſo munter.
Da alles ſo herrlich iſt abgelaufen,
So möcht er die ganze Erde jetzt taufen
Und ſpricht: „So heiß der Markobrunn auf immer,
Du reicher Brunnen voll Sonnenſchimmer!"
Dann ſegnet er ihn gar freudig ein,

Der Bauer umziehet die Quelle mit Stein,
Umziehet den Garten mit hoher Mauer,
Die Tugend verwandelt in Freuden die Trauer,
Weil Markus den Heilquell ſo gut behandelt,
Sie hat ihn zur heilſamſten Quelle verwandelt,
Denn nichts iſt geſunder als guter Wein;
„Jetzt ſchenket mir Markobrunner ein.“
Im Sommer da ſaß ich gar oft in der Hitze
Am Mark-Brunnen auf ſteinernem Sitze,
Ihr könnet den Brunnen am Wege gleich ſchauen,
Es ließ ihn der Fürſt ſchön überbauen,
Er ſchmeckt in der Hitze wie köſtlicher Wein;
„Dem Reinen auf Erden iſt alles rein.“

Erzbiſchof.

Trink, trink mein guter Bube, treibs wie Markus,
So geb ich dir noch einen Gnadenkuß,
Der Jung iſt einzig, wie er das ſo trocken
Aus ſeinem Mund anſtändig weiß zu locken.
Hört Waſſerſchein, der Jung muß bei uns bleiben,
Ich laß ihn in die Sängerſchul einſchreiben.

Spiegelglanz.

Ich darf das liebe Kind noch nicht verlaſſen,
Der Mutter ſchwor ich es, als im Erblaſſen
Sie ihre Hände nach dem Kind geſtreckt,
Auch hab ichs lieb, weil ich den Geiſt geweckt,
Gern möcht ich ihn durch Fleiß ſo weit nun bringen
Als ſich der Menſch durch Wiſſen kann erſchwingen.

Chryſoloras.

Ich ſag euch Herr, er iſt ein guter Lehrer,
Er ſammelte der Schule viele Hörer.

Erzbiſchof.

Ich muß das Kind zu meinem Spas bewahren,
Um einen Lehrer mag ich auch nicht ſparen,
Hört Waſſerſchein

Spiegelglanz.

Ich heiße Spiegelglanz.

Erzbiſchof.

Das iſt ja einerlei. Mein lieber Siegelhans
Ich mache ihn zum Lehrer mit Gehalt,
Erzieh er nur den Wunderknaben alt,
Denn kluge Kinder hört ich oftmals ſagen,
Die muß man früh zum ſchmutzgen Grabe tragen.
Bereite er den Knaben tüchtig vor,
Damit er einſt mit Glück betritt das Chor,
Schulfüchſerei könnt ihr indeſſen üben,
So wie es jetzt die neuen Leute lieben.

Spiegelglanz.

Mein Dank ſoll ſich in meinem Eifer zeigen,
Bedank dich Knabe, kannſt du dich nicht beugen,
Und küß den Rock und bitte um den Segen.
Nun bück dich, daß der Herr die Hand kann legen.

Johannes.

Mich durſtet noch, ich bitte Herr um Regen.

Erzbiſchof.

Der Junge iſt einzig, gebt ihm noch ein Glas,
Der Teufel gießt nur wo es iſt zu naß.
Nun trink mein Sohn, trink noch ein Gläschen Wein
Und nimm die Firmung auch noch obenein,
In dieſes Backenſchlages heilger Macht:
Auf Chryſoloras, komm zur Schnepfenjagd.

(ab)

Chryſoloras (zu Spiegelglanz).

Lebt wohl, jetzt kujonirt die deutſche Jugend
Zu griechſchen Worten wie zur größten Tugend.
Der Knabe ſei die geiſtige Verjüngung
Von eurer Allerweltweisheit Verſchlingung.

(ab mit den übrigen.)

Johannes.

Gott ſei gelobt, ganz luſtig ſchloß die Plage,
Mit edlem Wein und einem guten Tage.

Spiegelglanz.

Jetzt Junge muß ich dich von Herzen küſſen.

Johannes.

Doch ſagt mir auch, ich möcht ſo gern es wiſſen,
Warum ich Wein Lateiniſch ſoll verſchweigen.

Spiegelglanz.

Das iſt ja klar, du darfſt nicht Weisheit zeigen,
Die einem Herren fehlt, dem du ſollſt ſchmeicheln,
Für deines Lebens Glück kannſt du ſchon heucheln,
Und hätteſt du viel mehr gewußt als er,

So blieben dennoch ſeine Fürſtenhände leer,
Doch als du ihn mit einem Schwank erheitert,
Da hat ſich ſeine Gnade gleich erweitert,
Da brauchteſt du nicht länger mehr zu dürſten.
Das Unbedeutende regiert die Fürſten,
Und wer ſie unterhält, ſie bringt zum Lachen,
Der kann getroſt auf ſie die Rechnung machen.
Du trugſt es vor mit rechter Dreiſtigkeit,
Das kitzelte die hohe Feiſtigkeit,
Er fürchtet ſich, daß er zu heilig werde
Und daß ihn nicht mehr trag die ſchlechte Erde,
Er wünſchet ſich ſo rechte Teufelszoten,
Die ihm befeſtigen mit ewgen Knoten,
Den mürben abgenutzten Lebensfaden,
Und deine Altklugheit war nicht dein Schaden.

Johannes.

Ihr nennt mich klug, o machet mich doch klüger,

Spiegelglanz.

Was fällt dir ein, du dünkeſt dich als Sieger
Und haſt doch kaum den erſten Schritt gethan.

Johannes.

Ihr würdet mir erhellen meine Bahn,
Wenn ihr den Trübſinn könntet mir erklären,
Der ſich aus mir ſo reichlich will ernähren.

Spiegelglanz.

Du kommſt ſchon wieder an mit altem Zeuge,
Nicht wahr du willſt mir jenen Kopf beſchreiben,

Da geht mir die Geduld ſchon auf die Neige,
Nimm hin das Spielzeug, laß das Grübeln bleiben.

Johannes.

Wie ich ſo lieb dies eine Hölzchen habe,
Es iſt als ſtünd darauf der edle Knabe,
Ich ſeh ſein dunkles lockenrollend Haar,
Den Blick der dunklen Augen hell und klar,
Das Lächeln ſeines Munds, die frohen Wangen,
Ich trag nach ihm unendliches Verlangen,
Ich mein zu ſehn ſein ganzes liebreich Bild,
Es wächſt in Baumes Adern frei und wild,
Wie ſollt es nicht in meinem Herzen bleiben
Und immer wachſen, immer grünend treiben.

Spiegelglanz.

Vielleicht war ichs, ich hab dich angeſehn.

Johannes.

Ach nein der hatte Augen ſchwarz und ſchön.

Spiegelglanz.

Verflucht, das kleine Ding hat auch ſchon Augen,
Die ſchön und häßlich zu erkennen taugen;
Oft kommt es mir ſchon wie erwachſen vor,
Und ich verliebe mich recht wie ein Thor.

6.

Mehrere Jahre vergingen ohne bedeutende Veränderungen; der Erzbiſchof hatte das Wunderkind ſehr bald zum Überdruſſe gehört, es wurde nicht mehr ge-

rufen und lernte um ſo fleißiger unter der Zucht des ſtrengen Lehrers, der ſich einen mächtigen Ruf in der Schule erwarb und das Gemüth des armen Kindes ſich immer ängſtlicher unterwarf. Mit keinem Kinde durfte es umgehen, um ſein Geſchlecht allen zu verſtecken; ſo lebte es immer fort von dem einen ſeligen Bilde aus der früheſten Kindheit, das ihm unwillkührlich in alle Geſchichten und Gedanken hineintrat, und ſeine innere bildende Kraft verkörperte ſich dadurch immer gewaltſamer, daß Spiegelglanz ſchon mehrmals mit Staunen wunderbare Geſtalten über dem Bette des Kleinen erblickte; doch vor allem war wieder ein erſter Mai merkwürdig, an welchem Spiegelglang gegen ſeine Gewohnheit früher als Johannes aufgeſtanden war, der ſonſt nach ſeinem Befehle ſchon alles zum Frühſtück vorbereitet und angeordnet haben mußte.

Zweite Periode.

1.

Zehn Jahre lebte das Kind der Melancholia und des Oferns in der geheimnißvollen Zucht der Phantasie, in ihrer freudigen Gluth. Spiegelglanz bei den vielen Anregungen seiner Eitelkeit beachtete nicht daß seltsame Schattengestalten häufig über dem Haupte des Kindes schwebten wenn es träumte, mit denen es eigentlich lebte während die Schule und der Lehrer nur wie die wesenlosen Schatten des Lebens ihm erschienen welche mit ihren leeren Beschäftigungen sein eigentliches Treiben störten. Spiegelglanz gestattete dem Johannes wenig Schlaf, dieser mußte sein Frühstück voraus bereiten ehe er selbst aufstand. Nur einmal erweckte den Spiegelglanz eine Unruh vor der gewöhnlichen Zeit, er schritt nach der Kammer wo Johannes schlief. Zugleich mit in die Traumwogen des Kindes gezogen die den ganzen Raum erfüllten, ward allmählig ein magnetisches Wirken in ihm wach, welches ihn an den Träumen des Kindes theilhaftig machte, so daß er in diese Zauberwelt gebannt war. Farben-

schim-

ſchimmer durchſtreiften die Dämmerung; bald ſchien an der obern Wand des Bettes eine Vegetation ſich zu bilden, die unter einem glänzenden Licht das von der Sonne ſeinen heitern Strahl geborgt zu haben ſchien, ſich zur reizenden Landſchaft entfaltete; Geſtalten die ſeine aufgeregte Natur mit mancherlei Empfindungen durchfluthefen, und während das Kind durch den Schlaf in den Willen der Natur ſanft gebettet lag und mit den Traumgeſtalten ein idealiſches unberührtes Leben durchführte, hatte Spiegelglanz in der Betäubung, mit der ihn die überraſchende Erſcheinung erfüllte, ein ſeltſames Widerſtreben aller Leidenſchaften in ſich zu erdulden. Wir hören ihn ſprechen.

Spiegelglanz.

Der Wächter ſingt ſein heillos Liebeslied
Dem keuſchen Tag entgegen, der erröthend
Aus einem Bett voll geiler Träume ſchied;
Ach für die böſe Luſt iſt gar nichts tödtend,
Und was ſie niederbeugt erhebt ſie mehr,
Unmöglichkeit iſt ihr ein ſüßes Spiel,
Sie ſchafft ſich ſelbſt zu einer großen Lehr,
Je unnatürlicher je ernſter iſt ihr Ziel. —
Die Hähne krähn — Johannes wache auf,
Zum Bäcker geh und mir die Semmel kauf,
Es iſt ſchon Licht an ſeinem Fenſterladen,
Es ſteht auf ſeinem Bret ein Eierfladen
Und dampft mit rechter Lieblichkeit hinaus.

He! wache auf! — die Leute gehen ſchon im Haus
Und holen gähnend Waſſer an dem Bronnen;
Du haſt nun lang genug auf nichts geſonnen,
Haſt lang genug im Bett für dich gelacht,
Hol Schwefelfaden, Licht iſt bald gemacht! — —
Nun! — hörſt du nicht? — das iſt ſo ihre Art
Daß ich ein Viertelſtündchen bei ihr wart,
Zuweilen mein ich daß ich recht betrogen,
Das Wunderkind iſt ganz aus ihr verflogen! —
Von Gabriel iſt auch nichts mehr zu hören,
Und der Prophet muß lernen um zu lehren. —
Mir iſt ſo nüchtern — — ſchwindlich wird mir auch,
Das Zimmer füllet ſich mit einem Rauch.
Wie iſt mir denn? — Was iſt denn das?
Wer ſchaffet hier ſo einen tollen Spaß? —
Was dringt für buntes Spiel und heller Schimmer
In dieſes dunkle ſpitzgewölbte Zimmer?
Und ordnet ſich dort überm Haupt der Kleinen? —
Zu einer Landſchaft, alles zu vereinen
Was hold an Reiz der Frühling weit zerſtreut
An Rheines Fluth, den ſchönen Ländern weiht! —
O welch ein Grün belebt die friſchen Auen,
Wie blaue Berge ferne anzuſchauen! —
Es wird mein Herz von lauer Sehnſucht weich,
Ich möchte fort in dieſes frühlingslichte Reich! —
Aus dieſer trüben ernſten Bücherwelt
Als Held zu ziehen unter dieſem weiten Himmelszelt,

In deſſen Morgenwind ein friſch und ſchuldlos Blut
Im müden Geiſt erweckt den alten Muth.

(Spiel der Schattengeiſter überm Haupte der Johanna.)

Spiegelglanz.

O welche Schaar von Jungfraun zieht dort vorüber!
Die ſchönſte führt ſie an, mich faßt ein Fieber,
Ich denke mir dies Kind müßt im Gedeihn
Mit ſolchem ſtolzen Wuchſe mich erfreun! — —
Sie ſcheinen ſich zum Tanze all zu regen — —
O welche Lieblichkeit in dem Bewegen!
Jetzt zünden ſie die lichten gelben Flammen
Und ſchwören da mit Inbrunſt all zuſammen.
Dort nahen Feinde! —
Es flieht die weibliche Gemeinde. —
Dort kommen andre Schaaren,
Sie preſchen an zum Schutz der Frauen
Die eben noch im Tanz begriffen waren.
Ein Tummelplatz ſind nun die lichten Auen
Von Wolken Staub. — Doch ſie erſcheint
Mit ſüßem Wort, verſöhnt den Feind!
Er bietet ihr die Hand! — —
Wie er ſie an ſich zieht — —
Ha mich durchglüht
Ein wilder Brand! — —
Sie weiſt ihn ab! — ich triumphire wieder.
Was eilt ſie dort zum Fluſſe nieder?
Ein Jüngling wie ein Gott im Purpurkahn,

Gezogen von dem reinen Schwan,
Umflochten von dem Rebengitter,
Die Hand verſucht ſich auf der Zitter! —
Sie lauſcht! — ſie lächelt! — ſie liebt ihn und er ſie,
Vergebens alle meine Liebesmüh.
Sie lockt zum Ufer hin den Frühlingsgott —
Fort fort! — ich weiſ dich fort mit bitterm Spott.
Verſchmachte nur! — ich kenne dich jetzt wieder
Du Todfeind Raphael! — ich ſchlag dich nieder,
Zerbrech dir einzeln alle Glieder.
Ha, jetzt athm' ich wieder!
Es ziehn die Schwäne ihn vorüber. —
Sie ruft ihm nach, ihr winkt ſein Thränenblick,
Sie klaget ſanft gebeugt hinüber.
Er kann nicht mehr zurück —
Das gönn ich euch in meines Herzens Tück.
Wie raſch treibt jetzt die Fluth,
Die Seegel blähn ſich ſtolz im Sonnenſchein.
Doch ſieh nur was ſie thut,
Sie ſtürzt ihm nach — ſie ſinket in den Rhein,
Verflucht! — Verflucht! — Doch — alles iſt ja
doch nur Schein!

Johannes (aus dem Schlafe aufſchreiend während die Erſcheinung verſinkt.)

Ich laß dich nicht! — und kann dich doch nicht halten,
O zieh mich mit in deine Todesnacht.

(Sie fällt vom Lager und reibt ſich die Augen.)

Wo ſind ſie hin die freundlichen Geſtalten,
Weh mir, ſie ſind verlichtet wie die Nacht! —

Spiegelglanz.

Hab ich geträumt was ich hier geſchaut? —
Ich ſah wohl nur des eignen Hirnes Faſelei —
Die Augen ſind mir naß als wie bethaut
Ich bin doch ſonſt von aller Rührung frei! —
Ich muß wohl eine Krankheit brüten,
Ich fühle ſie im Geiſt noch eh ſie aufgegohren —
He Knabe — mach mir Thee von Fliederblüthen,
Wie, — hörſt du nicht? — in was biſt du verloren?

Johannes.

Ich bin ſo müde, ich taumle nieder,
Ach Meiſter ich kann den Kopf nicht heben.

Spiegelglanz.

Ei Poſſen. — Du haſt noch geſunde Glieder,
Ich aber fühl ein ſchwindelnd Beben,
Und alle Dinge hier im Raume kreiſen
Im Takt umher nach unerhörten Weiſen.
Steh auf, ſchaff Fliederblüthen mir,
Ich ſterbe ſchon aus Angſt vor Krankheit ſchier,
Und meine jeden Augenblick, jetzt ſtehe
Der Puls mir ſtill, doch geht er wie ich ſehe
Nicht raſcher und nicht langſamer als immer; —
Wär nur vor meinen Augen dieſer Flimmer,
Die fratzenhaften Bilder weggenommen,
Es kommt vom Magen daß ich ſo beklommen.

Johannes.

Mein armer Meiſter! Ach Ihr ſeid ſo blaß.

Spiegelglanz.

Schweig Dummkopf, welchem Menſchen ſagt man das? —
Schaff Hülfe, heißes Waſſer, Fliederblüthe!

Johannes.

Ich laß Euch nicht allein.

Spiegelglanz.

Mein ſchwer Geblüte
Verändert ganz die eingeborne Art,
Ich wag es nicht und wär ſo gerne hart. —
Hör Knabe, thue was ich dir jetzt ſage,
Du kannſt mich retten von der Krankheit Plage.
Hol Fliederblüthe aus dem nächſten Laden,
Die Zögerung kann mir am Leben ſchaden.

Johannes.

Gleich Herr. Soll ich zugleich auch Semmel kaufen?

Spiegelglanz.

Verfluchtes Fragen! — Willſt du endlich laufen? —
Mit dieſem Kloben Holz will ich dich klopfen,
An dir iſt doch verloren Malz und Hopfen! —

Johannes (flieht).

Ach Gott ich mein es doch ſo gut,
Da ſchlägt er mich daß von mir rinnt das Blut
Und draußen iſt ſo ſchöner Sonnenſchein,
Die Vögel ſingen auf den Dächern fein. (ab)

Spiegelglanz.

So treibt ſies immer mit dem Ungeſchick,
Ich fürchte daß ich ihr noch breche das Genick,
Oft möcht ich ſie ins Waſſer zornig ſtoßen
Wenn ſie ſchwätzt von ihren dummen Poſſen,
Doch denk ich wieder, fällt mir alles ein,
Was ich erblickt in dieſem Morgenſchein,
Wie ſie im Schlaf mit vielen Geiſtern ſprach,
Wie viele Geſtalten ſie mit Ernſt umſpielt,
Dann wird der Glaube wieder in mir wach,
Ich hab mich wieder als Prophet gefühlt,
Ich zieh mich feſter dann in mich zurück
Und harre im Vertraun aufs ſichre Glück.
Ich weiß mehr Griechiſch und Latein als alle,
Mich koſtets keine Müh, es kommt im Schalle,
Es iſt als ob ein Geiſt die Feder führt
Wobei ein Andrer ſpricht wenn ich diktirt;
Oft meine ich es komme aus dem Magen,
Denn iſt der leer ſo kann ich nichts vertragen.

Johannes.

Hier Meiſter bring ich euch die Fliederbrühe,
Es zittern mir vor Angſt für euch die Kniee.

Spiegelglanz.

Du bliebſt zu lang, jetzt brauch ich es nicht mehr,
Wo iſt das Brod? — mich hungert gar zu ſehr! —

Johannes.

Ihr habt es mir verboten lieber Meiſter.

Spiegelglanz.

Was? — Wie? — Du Abfang böſer Geiſter,
Du Höllenbrand, du willſt mich ſterben ſehen,
Allein du Satan ſollſt voran mir gehen.

Johannes.

He Leute! Hülfe! unſer Meiſter ſchwärmt,
Er ſcheinet närriſch wie er tobt und lärmt.

Spiegelglanz (hält ihm den Mund zu).

Sieh Böſewicht, kommt einer, biſt du todt,
Die Hand erſticket dich in deiner Noth,
Du biſt ganz mein, das nimm dir heut zur Lehre,
Und ſterben mußt du wenn ich es begehre.

2.

Da Spiegelglanz Lehrer der Rhetorik und Poeſie auf der Schule war, ſo verlangte er von ſich daß er auch Gedichte in allen gelehrten Sprachen machen könnte, auch hatte er wirklich einen Überfluß von Sprachfertigkeit zu ſeinem Gebote, und die Bewegungen der Sylben, wie ſie vom heftigen Athem der Leidenſchaft durchſchnitten werden ohne getrennt zu ſein, lag ihm ſchon im heftigen Blute ohne beſondere Anſtrengung, nur der Stoff fehlte ihm, der ſein Leben, oder wenigſtens den ganzen Augenblick wo er ihn dachte, erfüllen mochte, und der doch nicht der Wunſch ſeines Herzens als Weltprophet zu wirken und zu glänzen geweſen wäre, welchen er verheimlichen mußte.

So kam es, daß er über jeden Stoff der ſich ihm darbot, herfiel, ihn ſeinen Schülern zur Versübung vorzutragen, und daß er auch den Traum der Johanna als ein Frühlingsfeſt in lateiniſchen Reimen bearbeitete, ja er war mit dieſer Bearbeitung, weil ſie ihm genügend ſchrecklich endete, ſo zufrieden, daß er ſie für eine bedeutende Gelegenheit aufbewahrte. Seine armen Schüler mußten von ſeiner poetiſchen Fertigkeit, von der ſchrecklichen Vorrathskammer ſonderbarer, das heißt bei ihm poetiſcher Ausdrücke, viel ausſtehen. Er verlangte von ihnen was nicht zu verlangen war, daß ſie da fortfahren ſollten wo er in ſeiner Bildung ſtehen geblieben, da doch jeder Menſch die ganze Weltgeſchichte durchmachen muß ehe er mit der Welt leben, mit ihr fortſchreiten kann, wobei ein guter Unterricht durch Abſchneidung des Außerweſentlichen mächtig fördert, während ein ſchlechter Unterricht, der das Unweſentliche zum Weſen macht, gebildete Menſchenklaſſen weit hinter den Selbſtunterricht des rohen Haufens zurückſetzen kann. Große Talente erſcheinen bei ſolchem Unterricht oft untergeordnet und ſo erging es zum höchſten Schmerz des ruhmſüchtigen Spiegelglanz auch dem Johannes, der von dem Ruhm eines Wunderkindes allmälig unter die mittelmäßigen und ſchlechten Schüler herabſank. Spiegelglanz verſuchte alles ihm die Sprachen als das eigentliche Leben der Welt darzuſtellen, aber den guten Willen des Kindes vernich-

tete die unſägliche Langeweile des Cicero, der allem Sprachunterrichte als Muſter und Lehrer vorſchwebt. Müßig war Johannes darum nicht, er übte nur Thätigkeiten mit innerer Leidenſchaft, die in der Schule nicht gelitten wurden, ja er verſäumte oft alle Freiſtunden, wie er die Arbeitsſtunden damit hinbrachte, um ſich dieſem frühen beſtimmten Hange für Mathematik zu widmen, der ihm durch den zufälligen Fund des Euklides auf dem Tiſche des Lehrers entſtanden war. Die Geometrie hat ſo viel Spielendes mit dem Auf- und Zuklappen ihrer Lehrſätze und Beweiſe, ſo viel Anſchauliches mit den Figuren, und ſo viel Anregendes für eigne Erfindung, daß Kinder von eigner Thätigkeit ſehr leicht davon ergriffen werden, aber ſo durchaus wie Johannes werden es wenige. Nun hatte Spiegelglanz keine Verachtung gegen das Studium, aber auch kein Leben darin, er fand es einen Wahnwitz daß ein Kind anders denken wollte als Euklid, dem er ſelbſt nur mit Mühe folgte. Als er daher dieſes übernehmende Studium der Mathematik bemerkte, verſteckte er das Buch in ſeinem Verſchlage, gab aber aus Klugheit, um ſeine Abſicht zu verbergen, einem Diener die Schuld des Diebſtahls und entfernte ihn. Johannes ſetzte an allen Feiertagen ſein Studium eifrig aber heimlich fort und ſo ſehen wir ihn an einem erſten Frühlingsſonntage nach dem Mittagtiſche einſam die Theorie der Parallelen, welche im

Euklid die meiſten ſelbſtdenkenden Köpfe verletzt und angeregt hat, in Gedanken wiederholen und nach einer mit der Einfachheit des übrigen ähnlichen Methode entwickeln. Als er das vollendet, wiſchte er ſich den Schweiß von der Stirn und ſprach:

Johannes.

Quod erat demonstrandum,
Wie war Euklid ſo dumm,
Wie hats kein einzger faſſen können
Was grad und krumm,
Was parallel zu nennen!
Ich habs allein,
Und das iſt mein, ganz mein,
Und lebet einzig in dem Kopfe hier
Und ſtürb mit mir
Fiel dies Gewölb auf mich hernieder; —
Sie fänden die zerbrochnen Glieder
Doch nicht den Geiſt der ſie verband.
Zu flüchtig eilte meine Hand
Mit kühnen Zeichen anzudeuten
Was ich erfand;
Ohn Übereilen fortzuſchreiten
Es iſt ſo ſchwer. Eh ichs nicht abgeſchrieben
Wird Spiegelglanz es nicht zu ſehn belieben.
Ich kann nicht mehr für heut,
Es glüht mein Blut wie nach ſechs Schöpfungstagen,
Der Sonntag will mir auch behagen,

Doch weiß ich nicht wo ich ihn froh vollbringe, —
Die andern Kinder ſind heut guter Dinge,
Ich darf nicht hin zum Kranz.
Weil ich bei Spiegelglanz.
Hat Gott ſo Großes im Erfinden mit mir vor,
Was ſoll ich auch bei dummen Knaben vor dem Thor.
Ich reib mir ſelig froh die Hände,
Ich ſchreib an alle weiße Wände
Mich Doktor ſchon,
O ſüßer Lohn
Für meine Treu, für meinen Fleiß, —
Wie kindiſch war ſo mancher Greis,
Und wo Euklid geſtolpert halb im Schlafe,
Da ſprangen alle nach wie Schafe,
Den Anſtoß auch zu überſpringen
Den ſeine Dummheit thät erzwingen.
Hätt einer nur die Sache umgekehrt; —
Und das erdacht ich, der ſo ungelehrt.
So wie zwei Linien parallel,
Berührt ſich ſelten Seel auf Seel.
Wie wird mich jetzt der Meiſter ehren!

Was läßt ſich da ſo lieblich hören?
Es bläſt vom Thurm und Knaben ſingen,
Wie freuet mich der dumme Ton,
Ich möchte mit herunterſpringen,
Die Knaben ziehen heut um Lohn,

Durch alle Straßen mit einer Bretzel
Und künden uns die Sommerzeit;
Wie drückt mich noch ſo manches Räthſel,
Wie vieles wollte ich noch heut.

Die Knaben auf der Gaſſe ſingen.

Tralala
Der Sommer iſt ſo nah,
Wir ziehen in den Garten,
Wir wollen auf ihn warten.
Der Sommer iſt gekommen,
Der Winter hats vernommen,
Und zieht mit Schimpf und Schand
Aus unſerm frommen Land.
Der Sommer der iſt müde,
Er liegt noch in der Wiege,
Er lieget auf den Hecken,
Wir wollen ihn erwecken.
Er lacht im Schlaf ſo munter,
Da wird die Hecke bunter,
Doch wenn er aufgewacht,
Baum, Erd und Himmel lacht,
Ja ja ja
Der Sommer der iſt da.

Johannes.

An dieſen Stuhl will ich mich binden
Um nicht zu fallen in Trägheitsſünden;
Und thu ich nichts, ſo will ich doch ſo thun
Als thät ich viel, ſo läßt es mich doch ruhn.
Sie ziehen weiter,
Mir wird nun wieder heiter,

Ich hör mit Gleichmuth laufen auf den Gaſſen,
Und brauche meine Arbeit nicht zu haſſen.
Ach hätt ich jetzt Euklidens Elemente,
Daß ich ganz wörtlich ſeine Meinung kennte,
Ach dürft ich ins Gemach des Lehrers dringen,
Ich ſeh durchs Schlüſſelloch das ſchöne Buch,
Mit einem Druck könnt es mir wohl gelingen,
Mein Fleiß iſt mir Entſchuldigung genug.
Wie bin ich heute ſo vermeſſen,
Hab ſein Gebot ſo leicht vergeſſen!
Wie ſchlägt mein Herz
Um ſolchen Scherz,
Kalt läuft mirs übern Rücken,
Ein ſchauderndes Entzücken.
Hinein, hinein,
Er wird ſo ſtreng nicht ſein.

Bei dieſen Worten hatte ſein Druck die Thüre eröffnet, er ſtand in dem geheimen Zimmer, aber ohne ſich bei den Seltſamkeiten zu verweilen griff er nach dem Euklid, ſetzte ſich bei ihm nieder an des Lehrers Tiſch, vergaß daß er auf unerlaubtem Wege dazu gelangt war, und arbeitete ohne Unterbrechen dabei, bis faſt das Himmelslicht ihm verſagte und Spiegelglanz hereintrat. Der Lehrer war erſtaunt, ſeine Thüre offen zu finden, noch mehr als er Johannes, der ſich durch nichts ſtören ließ, da arbeitend fand. Als dieſer auf ſeine Anfrage wie er da hineingekommen in einen be-

geiſterten Redeſtrom über die Fehler des Euklid ausbrach und Spiegelglanz ihn durch gar nichts beſchwichtigen konnte, als jede Widerlegungen auf dem Glatteis des neuen Syſtems ableiteten und umſtürzten, da da hielt er ſein Wunderkind ernſtlich für krank oder wahnwitzig. Johannes, wie Kinder überhaupt eine Wahrheitswuth haben, die ſich erſt allmählig an aller Falſchheit der Welt zu einer Wahrheitsliebe umbildet, gerieth zuletzt in Wildheit durch die innere Überzeugung, er habe recht und Spiegelglanz müſſe das einſehen, wenn er nur wolle, daß er gegen ſeine ſonſtige Demuth hier, wo er ſogar auf einem unrechten Wege ertappt worden, ſchrie und als Spiegelglanz ihn von dem Buche fortziehen wollte, um ſich ſchlug und biß, daß die Vermuthung des Lehrers, er ſei wahnſinnig geworden, ſich immer mehr beſtätigte. So aber iſt das Gemüth der Kinder, daß man oft meint, alle vier Temperamente ſeien in ihnen verſchloſſen und verbunden und das Leben ſei nur ein Austreiben der Unverträglichen unter den vieren, und da bezwinge bald das Feuer das Waſſer, bald umgekehrt, bis ſich das eine endlich zum Ausſcheiden entſchließe. In Johannes war ſeit dem Tage das Phlegma überwältigt, und da Spiegelglanz mit Ernſt und Strenge den Zorn bekämpfen wollte, ſo verging er wie ein Schatten gegen Mittag, eben ſo zweifelhaft an ſich wie an dem Lehrer.

3.

Spiegelglanz ging ernſtlich mit dem Gedanken um, das Kind irgendwo in einem entfernten Lande auszuſetzen und ſich auf dieſem Wege von ihm zu befreien, als eine Peſt die Stadt durchzog und verödete. Alles entfloh aufs Land, die Schule wurde leer und er ſelbſt bezog der beſſeren Luft wegen ein Haus in der Mitte eines Gartens, der innerhalb der Stadtmauern lag. Mitten in dem allgemeinen Elende, während des ſteten Läutens der Todtenglocke, wurde dieſer Sommer ſo ſelig für das Kind, wie es noch keinen genoſſen. Die verzehrende Grübelei war mit der unnatürlichen Einſperrung verſchwunden, eben ſo die verſengende Heftigkeit neben den milden Blumen. Er liebte unendlich und wußte es nicht auszuſprechen, er gedachte wohl Raphaels, aber das lag zu fern; öfter fiel ihm der ſchöne kleine Pfalzgraf ein, mit dem er ſo ſelige Stunden im kleinen Gärtchen verſpielt hatte, er fragte täglich Spiegelglanz danach. Spiegelglanz hatte aus einer gewiſſen Vorahnung, daß er ihm künftig unter größern Verhältniſſen wiedererſcheinen könne, nach deſſen Schickſalen geforſcht, aber nur das Eine mit Zuverſicht erfahren, der Pfalzgraf ſei auf unbegreifliche Art den Verwandten entführt worden, bei denen er erzogen wurde; ob das Kind umgebracht oder eingekerkert ſei, könne man nicht wiſſen, es ſcheine, als ob eine ungekannte Hand ſein Schickſal

leite.

leite. Johannes betrübte sich in seiner Einsamkeit recht ernstlich um den Kleinen und wendete alle seine Freundlichkeit dem harten Spiegelglanz zu, dem er jetzt mehr aus Liebe denn aus Furcht gehorchte. Der Wilde ließ sich gern von Johannes schmeicheln, und diese Wochen allgemeiner Noth wurden die seligsten in der Jugend des Johannes. Er lernte so leicht, denn die neubelebte Phantasie wußte das unselige Sprachwesen unter tausend selbstgeschaffenen Blüthen zu verstecken; er hatte so viele Spielgenossen, als Blumen aufgingen, Vögel aufflogen und Gewürme in ihrer metallnen Heftigkeit sich bewegten, und ihnen gab er alle die schlimmsten Worte und Formeln als Namen, denen sein Gedächtniß sonst widerstrebte. Welche Verwunderung, als in der Mitte des Sommers die Krankheit verschwunden, die Menschen sich wieder verbanden, Johannes auch in den Sprachen alle Mitschüler übertraf und mit seinen lateinischen Versen selbst die Eifersucht des Spiegelglanz erweckte. Alle andern waren in der Zeit zurück geblieben, Johannes aber, als einer der außer dem Kreise der Natur stand, war inzwischen gewachsen an Körper und Geist. Mit sicherm Stolz konnte jetzt Spiegelglanz auf Johannes blickend der nahen großen Prüfung denken, sie sollte nach seinem Wunsche ihnen das nöthige Geld vom Erzbischof zu einer Reise nach Rom verschaffen. Zum Wettstreite der Schüler mit einander sollten verschiedene Gegenstände in latei-

niſchen Verſen zur öffentlichen Prüfung dargeſtellt werden. Spiegelglanz hatte ſeinem Johannes eine Beſchreibung der Schöpfung beſtimmt, er kannte ihn, daß er alle Mitſtreiter übertreffen werde und verſchaffte ihm nebenher auch den reichhaltigen Stoff. Aber eben in dieſem Reichthum lag auch die Schwierigkeit, wie die Poeſie aus manchem Nichts, man weiß nicht wie, ein Etwas machen kann, ſo wird ihr auch ein Alles leicht zu nichts, — weil ihr in dieſem Falle nichts genügen will. Der trockne Spiegelglanz hatte davon keine Ahnung, aber Johannes empfand eine ſolche Noth ſich zu faſſen, die Maſſe des erkannten mit dem überſchwenglichen Gefühle in Ausgleichung zu bringen, daß er mit der größten Anſtrengung nichts als ungeheure Pläne zuſammenbrachte, ohne daß ihm irgend ein Anfang würdig erſcheinen wollte. Hören wir ihn ſelbſt am Abende des letzten Tages, wo alles geendet ſein ſollte und blicken wir vorher auf ſeine Umgebung.

(Ein Gartenhaus mit offenen Thüren, umgeben von einem zierlich gehaltenen Baum- und Blumengarten, es gehört zum Univerſitätsgebäude in Mainz, doch iſt bei der hohen Mauer, die alles einſchließt, nichts von der Stadt, nur ein Paar Thurmſpitzen zu ſehen. Johannes ſitzt an einem großen alten Tiſch mit Büchern und Schriften bedeckt und lieſt in der Bibel.)

Johannes.

Und Gott ſprach, es werde Licht und es ward Licht.

Die Blumen im Fenſter.

Wir welken im Licht,
Begießt du uns nicht?
Wir ſchließen uns bald,
Es dunkelt im Wald.

Johannes (ſieht auf zu den Blumen, will aufſtehn, ſetzt ſich dann wieder zum Buch).

Ihr ſollt mich nicht ſtören,
Ich will euch nicht hören. (lieſt weiter)

Und Gott ſprach, es ſammle ſich das Waſſer unter dem Himmel an abgeſondertem Orte, daß man das Trockne ſehe. Und Gott ſahe daß es gut war.

Das Waſſerbecken unter dem Röhrbrunnen an der Thüre.

Ich laufe über,
Komm her du Lieber
Und ſchöpf mich aus,
Sonſt lauf ich ins Haus.

Johannes (ſieht auf und ſpottet).

Lauf nur herein zum Spaß,
So wirds doch kühl und naß. (lieſt weiter)

Und Gott machte die Thiere auf Erden ein jegliches nach ſeiner Art und das Vieh nach ſeiner Art und allerlei Gewürm auf Erden nach ſeiner Art. Und Gott ſahe daß es gut war.

Ein Vogel auf dem Birnbaum an der Thür.

Hör wie die Raupen

Freſſen im Laub,
Mußt's nicht erlauben,
Strafe den Raub.
Wie ſie entlauben,
Deckende Äſte
Über dem Neſte.
Liebliches Kind
Hilf mir geſchwind,
Ich brauch den Schnabel,
Du nimmſt die Scheere,
Einſt wirds zur Fabel,
Einſt wirds zur Lehre.

Johannes (ſpringt auf).

Ich halte nicht den ſtarken Drang,
Zur Rache mahnt mich der Geſang,
Schon tödtete ich viele Stunden
Und hab noch immer mehr gefunden;
O endlos Werk wie dieſes Schreiben,
Jetzt muß ich bei der Arbeit bleiben. (lieſt weiter)

Und Gott ſprach, laſſet uns Menſchen machen, ein Werk, das uns gleich ſei; die da herrſchen über die Fiſche im Meere und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht.

Die Fliege auf dem Tiſch.

Hör ich deinen Kopf ſo brummen
Oder muß ich ſelbſt ſo ſummen?
Trank vom allerbeſten Wein,

Schlief beim letzten Tropfen ein,
Setz mich nun auf deine Nase
Daß ich höre, wie sie blase.

Johannes (schlägt mit der Bibel nach der Fliege).
Ich hab sie nicht erschlagen,
Das Blatt ist mir verschlagen;
Nun muß ich lange suchen,
Da lern ich noch das Fluchen. (liest weiter)

Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.

Die Mücken (die fortfliegen).
Hab dich umflogen
Blutiges Feuer
Glänzt mir im Leibe,
Das ich beim Schreiben
Dir ausgesogen;
Tieferes Feuer
Glänzet am Abend,
Tanz ich im Glanze,
Sinkt er so labend;
Ach und der Wanze
Gieriger Mund
Nutzet die Wund,
Wo ich den Stachel
Lasse zurück,

Zeichen zu machen
Anderer Mück,
Wo es mir ſchmeckte,
Wo ich dich neckte.

Johannes (kratzt ſich grimmig, lieſt aber bald weiter).

Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden und ſetzte den Menſchen drein. Und Gott der Herr ließ aufwachſen aus der Erde allerlei Bäume, luſtig anzuſehen und gut zu eſſen und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum des Erkenntniſſes vom Guten und Böſen.

Der Baum vor dem Fenſter.

Über deinem Haupte
Schweben die Sorgen
Über meinem belaubten
Haupte, wie der Morgen
Glänzet der Abend,
Singet der Vogel,
Rauſchet der Wind
Kühlend und labend.
Liebliches Kind
Steige geſchwind
Mir auf die Äſte,
Die ich im Weſte
Neige und zeige.
Halte dich feſt
Steige hinein,

Zeig dir ein Neſt,
Alles iſt dein,
Zeige dir Früchte
Glühend im Lichte,
Kühlend im Mund,
Saftig und rund.
Aller der Tage,
Aller der Plage
Himmliſchen Lohn
Giebt dir mein Thron,
Herrlich iſt wohnen
Hier in den Kronen,
Sieh nur die Reben,
Die ſich erheben
Durch ihr Umſchlingen
Mich zu bezwingen;
Aber ich ſtehe
Feſter begründet,
Weiter ich ſehe,
Früher entzündet,
Sehe die Wonne
Hinter der Mauer,
Später die Sonne
Sinkt mir in Schauer.

Johannes (ſchüttelt den Kopf).

Da hab ich lang geträumt
Und viele Zeit verſäumt. (lieſt weiter)

Und Gott der Herr gebot dem Menſchen und ſprach: du ſollſt eſſen von allerlei Bäumen im Garten, aber von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen ſollſt du nicht eſſen, denn welches Tages du davon iſſeſt, wirſt du des Todes ſterben.

Ein Schmetterling (der an dem Fenſter raſchelt, weil er durch die Scheiben fliegen möchte.)

Was gähnſt du wieder
Und ſtreckſt die Glieder?
Springe mir nach
Heiter und wach;
Noch nimmermehr
Kam ich hieher,
Kann nicht heraus
Hier aus dem Haus,
Habe kein Bangen,
Laſſe mich fangen,
Tanz auf deine Hand nieder,
Zeig dir mein bunt Gefieder.

Johannes.

Was raſchelt an dem Fenſter hier
Wie ein lebendges Löſchpapier,
Das iſt ein Todtenvogel rar,
Den ſuch ich ſchon ein ganzes Jahr,
Er ſoll mich doch nicht ſtören,
Ich will auf nichts mehr hören.

Was läuft denn da auf meiner Hand,
Biſt du's mein Würmchen wohlbekannt?

Marienwürmchen.

Sieben Punkte trag ich ſchwer,
Mach doch einen Punkt hieher,
Daß die Arbeit ſchließe;
Bring dir viele Grüße
Von den Nachbarskindern,
Die ſind viel geſchwinder,
Die ſind alle fertig,
Deiner ſchon gewärtig:
Haſt du viel geſchrieben?
Kann ja gar nichts finden,
Sag, wo iſts geblieben,
Kann das ſo verſchwinden?

Johannes.

Still, ſtill, mach mich nicht ungeduldig,
Vor Übereilung zuckt mir ſchon die Hand,
Flieh fort du biſt an allem ſchuldig,
Du haſt den Sinn vom Schreiben abgewandt,
Marienwürmchen fliehe weg,
Dein Häuschen brennt, die Kinder ſchrein,
Die böſe Spinne ſpinnt ſie ein,
Marienwürmchen flieh hinein,
Ich zeige dir den Weg.
Fort iſt's!

(Setzt ſich ernſtlich am Schreibtiſch nieder.)

Hört mir nur einmal zu ihr Thierlein, laßt das Singen,
Ich fühls, die Arbeit wird mir endlich doch gelingen. —
Ich war so ganz in Luſt und Sonnenglanz verſunken,
Vor meinem frohen Blick geſtalteten ſich Funken,
In wunderbar Geſpräch hört ich die Lichtgeſtalten.
O könnt ich euch nur feſt zu meiner Arbeit halten;
Ein ſchönes Bild ſo ſchnell im ſchönern untergeht,
Kaum weiß ich wo ich bin und wo der Kopf mir ſteht;
Könnt ich bei einer Arbeit nur beſtändig bleiben,
Doch andres wird mir lieb und andres ſoll ich treiben.
Nun jetzt bleib ich dabei bis ich zum Schluß gelange,
Daß ich ein Prämium aus Meiſters Hand empfange.
Der Titel iſt gemalt und das Papier gefalten,
Mag nun der liebe Gott mit meinem Geiſte walten,
Daß all ſein Schöpfungswerk in ſieben Tag verrichtet,
An dieſem Abend noch in Worten ſei berichtet,
Ein jedes Kraut genannt, die Vögel all beſchrieben,
Der ganze Frühling zeigt, wo Lücken ſind geblieben
Im alten Teſtament; — das will ich alles faſſen,
Und eh nicht alles drein, nicht von der Arbeit laſſen.
Wie dumm! nun geht das Licht, da ich es eben brauche,
Ich las mich ſchon ganz trüb als ob's im Zimmer rauche,
So ſpielt der letzte Strahl und ſtrahlt im Sonnenſtaube
Und draußen wehts ſo kühl in meiner Bohnenlaube,
Die Vögel betten ſich laut rauſchend in den Hecken,
Wo mag mein Eichhörnlein wohl jetzo wieder ſtecken,

Da ſchläft es im Baret, ich darf es wohl nicht wecken.
Heida ihr Tauben bunt, kommt ihr vom Feld zurücke?
Ich öffne euer Haus, — nun fliegt ihr fort aus Tücke.
Ins Freie will ich auch, zu fleißig thut kein gut,
Ein kluges Kind ſtirbt jung, ich kühle meinen Muth.
O linde Abendluft, wie klingen alle Glocken,
Ich knie vor Gottes Thron, vor dieſer Welt erſchrocken,
Wie ſie ſo ſchaudernd ſchön, wie ſie ſo herzlich gut,
So voll von Spielerei und auch voll Übermuth,
O hör mich, heilges Kreuz, ich möchte gerne ſtreiten,
Wie Karl der große Mann, dir neuen Ruhm bereiten.
Der Wieſenplan ſteht voll von ſchönen gelben Blumen,
Die hau ich all herab zu deinem ewgen Ruhme
Als wärs die Heidenbrut im Turban farbig ſchön,
Sie ſollen ſich geſtreckt vor Chriſti Kreuze ſehn,
Das ſich recht hochgeſchmückt mit friſchem Blumenkranz,
Gewißlich macht das Freud dem guten Spiegelglanz.
Im friſchen Abendwind verſpring ich noch die Füße,
Und dann der ſtillen Nacht zur Arbeit ganz genieße.
O weh der Arbeit weh, ach dürfte ich nur leben
Wie dieſe Thierlein klein, die mich mit Luſt umgeben;
Was iſt der Bienen Müh, ſie bauen kleine Zellen,
Wie gerne möcht ich mich der gleichen Müh geſellen
Und aus dem Blumenkelch mir Wachs und Honig
ſaugen,
Wir armen Kinder nur ſehen mit müden Augen
Und thun was niemand nützt, was niemand mag erhalten,

Und wenn es wohlgethan, ſo lächeln drüber die Alten,
Und falten das Papier und ſchneiden es zum Drachen,
Und meinen uns damit noch eine Luſt zu machen,
Wenn unſer langer Fleiß vom Winde aufgeſchwungen,
Zerriſſen niederſtürzt vom Regen ganz bezwungen.
Es muß nun einmal ſein, ich muß das Wunder preiſen,
Es hüpft mir jedes Wort in den verſchlungnen Weiſen,
Die Alexander einſt, der große Held, geſungen
Als er durch vielen Mord die ganze Welt bezwungen.
Was ich ſo lang geſucht die Schöpfung zu beſingen,
Das will mir nun von ſelbſt in meine Kehle dringen;
Nun wird die Arbeit leicht, das fehlte nur allein,
Wie ich nach Maaß und Zahl ein Schöpfer könnte ſein,
Ich will auch das Geſchick nicht ſo zum Spaß abquälen,
Wohl könnte mir ſein Dienſt dann bei der Arbeit fehlen.
Doch Wunder überall, es läßt mich gar nicht los
Dies zugemeßne Wort, mit jedem Herzensſtoß
Muß ich den neuen Schwung als wäre ich beſeſſen,
Bis zu dem Gegenreim mit manchem Wort ausmeſſen,
Wovon ich nichts verſteh und was ſo hängen blieben,
Aus Büchern, die ich einſt dem Meiſter abgeſchrieben.
Ach Gott wo flücht ich mich, ſo peitſchen mich die Worte,
Ich geh darin zu Grund; im Anfang wars die Pforte,
Woraus der Menſch entſtieg, da geht er wieder unter.
Jetzt ſchlägt die Nachtigall, ich fühl mich frei und munter.

Nachtigall du ladeſt mich ein
Auf den Baum zum jungen Wein,
Ich komme gleich,
Von Zweig zu Zweig
Flieheſt du wieder und läßt mich allein,
Nachtigall ſprich, was ſoll das ſein?
Wunder, was glänzt am hohen Aſt,
Hängt an der Hand, die danach faßt,
Durchſichtig, glänzend, von ſchönem Geruch,
Das ſchenkteſt du mir, es iſt ſchön genug,
Mag wohl das ſeltne Bdellium ſein,
Im Paradieſe da war es gemein,
Da tropfte es nieder von allen Bäumen,
Ich mußte ſo oft davon ſchon träumen;
Ach fände doch Jeder ſolch einen Schatz,
Leicht klettre ich nieder wie eine Katz,
Ich will es zu meiner Arbeit legen,
Damit ich beſchreib den irdiſchen Segen! —
Ein anderer Fang ſteht jetzt bevor,
Jetzt ſenken ſich in den Blumenflor
Die Seejungfern von dem breiten Rhein,
Heut fang ich mir ſicher die ein.
Da ſitzen zwei, die eine iſt grün,
Die andre iſt blau, ich faſſe ſie kühn,
Sie ſchwirren und toben, es hilft doch nicht,
Ich ſehe ſie in ihr Angeſicht,
Wie haben ſie Augen ſo glänzend braun

Und lange Leiber wie Stahl zu ſchaun,
Und Flügel durchſichtig wie Marienglas,
Ach wüßt ich nur, ob ſie auch freſſen was.
Sie haben ſo einen lieben Mund,
Ich möchte ſie küſſen zu jeder Stund;
Die Nacht, da müſſen ſie ſchlafen bei mir,
Nie ſah ich ſolch ein Engelsgethier.

Spiegelglanz (iſt unterdeſſen nachdenkend und leiſe ſprechend eingetreten).

Das mußte mir geſchehen, dem Propheten,
Und konnte ihn mein grimmes Bild nicht tödten,
Vorm Erzbiſchof mich alſo zu vernichten,
Daß ich mich nimmermehr kann ganz aufrichten,
Und ich darf mich nicht rächen, muß beſcheiden
An ſeiner hohen Wiſſenſchaft mich weiden,
Ihn rühmen daß er noch mehr Griechiſch kann
Als ich, wie halt ich meinen Zorn in Bann,
Mich ärgert alles, ſelbſt daß ich mich ärgre.

Johannes (läuft in Gedanken auf ihn und ſtößt ihn).

Ach alle gute Geiſter loben Gott den Herrn!

Spiegelglanz.

Was ſoll das Plerrn?
Woher ſo ſchnell, du ſahſt mich kaum,
Lieſſt immer zu ganz blind und wie im Traum.

Johannes.

Verzeiht Meiſter, kaum erhol ich mich,
Ich hatt Euch nicht geſehn, wie lächerlich,

Ich beb vor Schreck an Händen und an Füßen,
Ich wollt Euch heut mit rechter Luſt begrüßen.

Spiegelglanz.

Warum denn heut? Was will denn das bedeuten?

Johannes.

Ach, lieber Herr, ich thät ſo viel erbeuten,
Wonach ich ſonſt vergebens hab gejagt,
Seht nur recht zu, ſo lange es noch tagt,
Zwei Seejungferlein die hab ich gefangen,
Seht wie ſie mit den Beinen langen. —

Spiegelglanz.

Zwei Seejungferlein ſind ein rechter Dreck,
Geh mache ſie todt und werfe ſie weg.

Johannes.

Bewahre, du haſt es ja ſelbſt erzählt,
Wie einſt Ulyſſes von ihnen gequält,
Und wie die Gefährten vom lieblichen Singen
Verführt ins Waſſer thäten ſpringen;
Hier iſt kein Waſſer, hier iſts ganz trocken,
Sie können uns in kein Unglück locken.

Spiegelglanz (vor ſich).

Da ſoll ich nicht ungeduldig werden,
Ich habe gelehrt mit Müh und Beſchwerden,
Was die Syrenen für Jungfern geweſen,
Nun denket das Kind an ſolche Weſen,
Die heutigen Kinder werden nicht klug,
Und dies vor allen iſt dumm genug.

Johannes.

Du möchteſt ſie haben — ich will ſie dir ſchenken,
Sie ſind mir das Liebſte ohn alles Bedenken,
Du wirſt mir ſagen, was ſie genießen,
Es ſoll mich kein Gang für ſie verdrießen,
Ich will mein liebſtes Eſſen erſparen,
Wir wollen ſie beide zuſammen bewahren,
Das eine bin ich, das andre du,
Sie haben ohne einander nicht Ruh.

Spiegelglanz.

Du biſt ein gutes Kind, — ſeh zu,
Ich laſſe die beiden Jungferlein los,
Sie kommen wohl wieder, wenn ſie einſt groß.

Johannes.

Ihr ſpaßt! — ach nein, — Ihr habt es gethan,
Sie ziehen ſchon hoch in ihrer Bahn,
Wenn ihnen nur kein Unglück begegnet,
Wer weiß wie bald es ſtürmt und regnet.
Nein, was mir lieb, das laß ich nicht,
Ihr ſtoßt ſie fort, das Herz mir bricht,
Ihr werdet mich auch verſtoßen, verlaſſen,
Wenn ich nicht alle Sprachen kann faſſen.

Spiegelglanz.

Ei weine dir nicht die Augen aus.

Johannes.

Das iſt nun heut mein Abendſchmaus.

Spiegelglanz.

Du biſt ein Kind, ſieh, Heidelbeeren,
Laß doch dein Weinen, ſieh die Zähren
Die fallen drauf und werdens verſalzen.

Johannes.

Ach lieber Meiſter, ich muß dich umhalſen.

Spiegelglanz.

Das iſt ein Weſen um Waſſerfliegen,
Als könnteſt du gar nichts Größeres kriegen,
Gedenk nur an die Prämien morgen,
Du thuſt doch heut alles zur Schule beſorgen,
Das ſind die köſtlichſten Bücher auf Erden,
Ich möchte darin zum Kinde ſelbſt werden.
Das eine ganz klein in braunem Leder
Iſt kunſtreich geſchrieben mit köſtlicher Feder,
Es iſt die Geſchichte vom Tyturel,
Ein jeder Anfang iſt farbenhell,
Der Anfangsbuchſtab mit Gold begründet
Und durch ein herrliches Bild verkündet,
In glänzenden Farben die Ritter und Frauen,
Der Schnitt vergoldet iſt anzuſchauen,
Dies Buch iſt der beſten Dichtung Preis,
Du wirſt von Eifer und Sehnſucht heiß.

Johannes.

Gewiß, ich muß das Buch gewinnen,
Es ſchwebet mir vor in allen Sinnen,

Die kleinen Bilder ſich vor mir bewegen
Und machen Muſik und haun mit dem Degen.

Spiegelglanz.

Wir haben der fleißigen Kinder gar viele,
Es fehlt dir noch Sicherheit in dem Style,
Sonſt kommt dir wohl manches gute Bild,
Zur Ausführung biſt du etwas zu wild;
Nun zeige doch her, was haſt du geſchrieben,
Du wareſt doch fleißig, wo iſt es geblieben?

Johannes.

Ich hing ſo meinen Gedanken heut nach,
Da wurde ſo manches Neue mir wach.

Spiegelglanz.

Zeig her!
Auf dieſem Papier ſo kreuz und quer
Sind nichts als krumme Striche zu ſehen,
Wer ſoll die verſtehen?

Johannes.

Ich wollte ſo eben recht luſtig anfangen,
Da war die Sonne vergangen;
Mich brannte der Stuhl, es war ſo ſchwül,
Und draußen wars kühl,
Mir wurde verhaßt
Der Arbeit Laſt,
Der Müßiggang
Lockte im Nachtigallſang.

Spiegelglanz.

Die Nachtigallen zum letzten Mal ſangen
Die will ich bald im Meiſenkaſten wegfangen,
Und ihnen den ſchreiigen Hals umdrehn.
Du Schlingel wirſt nun mit Schande beſtehn!
Ein ſchönes Wunderkind
So dumm wie ein Rind!
Wozu nun meine Mühſamkeit,
Mit der ich dich gebracht ſo weit,
Daß du nun ſelber kannſt was thun?
Statt deſſen will der Faullenzer ruhn,
Mit allen elenden Thieren ſpielen,
Nach den unreifen Früchten fühlen.
Hört er Eſel, wenn ich mit Ihm ſpreche,
So iſts nicht ſchicklich, daß er Blätter abbreche
Und mit den Füßen im Sande rührt!
Das ſchöne Papier hat er ſo verſchmiert,
Statt ein Gedicht darauf zu ſchreiben;
Das will ich Ihm mit dem Stock vertreiben.

Johannes.

Ach lieber Herr, ich war doch fleißig,
Ich machte Pläne mir wohl dreißig,
Für jeden Tag des Monats einen,
Doch heut allein vollführt ich keinen,
Weil hier ein ewges Singen war
Von einer Käfer- und Fliegenſchaar,

Von rauſchenden Brunnen, kniſternden Dielen,
Ei da verging mir Schreiben und Spielen,
Mir kam es vor als wäre ein Aufruhr
Über der ganzen Flur,
Mir ſchauderte, die Erde wolle nicht mehr ſchweigen,
Dann thaten ſich wieder die Äſte ſo freundlich neigen;
Es ſteht gewiß was Großes bevor,
Mir klinget eben das rechte Ohr.

Spiegelglanz.

Du wirſt zuweilen ganz unvernünftig,
Was ſoll ich aus dir machen künftig?
Ein großer Tag ſteht freilich bevor,
Das große Examen iſt vor dem Thor.

Johannes.

O laßt es herein,
Ich mag ſo gerne geſellig ſein.

Spiegelglanz.

Ich wollte, du wäreſt ſtumm,
Wenn du redeſt ſo dumm;
Du ſcheinſt nicht zum Studiren zu taugen,
Als Aufwärter wärſt du noch zu brauchen,
Die Zimmer zu fegen, die Betten zu machen,
Das wären ſo künftig deine Sachen.

Johannes.

Dir wart ich auf ſo herzlich gern,
Was ich an den Augen dir abſeh von fern,
Was dir bequem und was dir lieb,

Ach lieber Meiſter dich nicht betrüb,
Den andern kann ich nicht aufwarten.
Ach ſieh nur her in dieſen Garten,
Ich wollt mich vor fremden Gedanken hüten,
Es geht nur nicht bei Früchten und Blüthen,
Mir iſt, als lebt ich wie Bienen drinnen
Und kann mich niemals recht beſinnen,
Daß ich die Feder wirklich führ,
Bin nirgends weniger als in mir.

Spiegelglanz.

Sollſt künftig im Zimmer verſchloſſen bleiben,
Ich dachte dir fröhlich die Zeit zu vertreiben,
Zur tüchtigen Arbeit dich aufzumuntern,
Das war vergebens zu meinem Verwundern,
Ich muß dich beugen mit Zwang.

Johannes.

Ach lieber Herr, das macht mir bang,
Sollt ich von meinen Balſaminen laſſen,
Ich würde die Welt haſſen,
Von meinen Erbſen, die ich vor acht Tagen geſät,
Nun eben alles ſo wohl geräth,
Von meinen Bohnen, die um ihre Stangen
Mit leichtem Grün ſich fröhlich ſchlingen
Und erſt ſo ſchwach aus der Erde drangen,
Daß ich ſie mußt aus der Hülſe zwingen;
Seht nur wie ſchön
Sie da in letzten Strahlen ausſehn.

Spiegelglanz.

Fort mit den Kaſten,
Die mir das Fenſter dunkel belaſten.
Ei das verdirbt mir das Haus,
Ich ſchütte ſie aus.
Zum Henker die ziehen Feuchtigkeit in die Mauer.

Johannes.

Ach Gott, nie hatte ich größre Trauer!
Verdorbne Luſt, dir hätt ich die Schoten
Mit Kirſchen als Kranz zum Geburtstag geboten.

Spiegelglanz.

Ein ſchöner Staat für einen Profeſſor,
Erdenk einen Kranz, der etwas beſſer
Sich ſchickt, und mache mir den Kopf nicht heiß,
Daß ich dich nicht zu Thüre hinaus ſchmeiß;
Das iſt ein Heulen, ein Lamentiren,
Mit jedem Quark ein Mitleid ſpüren,
Da iſt kein Winkel dir zu klein,
Es muß dir zu was brauchbar ſein;
Ich glaube, du hätteſt die ganze Welt
Als Herrgott mit Spielzeug vollgeſtellt,
Hättſt tauſend närriſche Thiere erſchaffen,
Um ſie am Sonntag recht anzugaffen.
Ich will doch endlich auch anfrämmen,
Was klebt mir denn hier an beiden Däumen?

Johannes.

Das hatte ich dir zum Geſchenke beſtimmt,

Nun wirfſt du's in den Garten ergrimmt,
Es iſt Bdellium vom Paradies,
Von einem Baum ichs heut abſtieß.

Spiegelglanz.

So ſoll dich ja der Teufel holen,
Wenn du mich aufziehſt mit ſolchen Sachen,
Ich muß mir die Hände ſchmutzig machen,
Dir muß ich einmal die Hände beſohlen
Mit dem Lineal,
Halt Katzenpfötchen einmal.

(vor ſich)

Es kommt mir eine Luſt, ich weiß nicht wie,
Daß ich mir keine Schande am Gottſohn erzieh,
So möchte ich ihn mit raſchen Schlägen
Todt darnieder legen.
Soll ich, ſoll ich nicht,
Erſt mögen die Glocken ausſchlagen;
Was dann mein Geiſt ſpricht,
Will ich wagen.

(Der Teufel als griechiſcher Gelehrter Chryſoloras kommt das Dunkel des Ganges herunter.)

Chryſoloras (vor ſich).

Dein Denken zwackt mich in der tiefen Bruſt,
Verfluchter Kerl, was packt dich heut für Luſt,
Das Kind, das mich erheben ſoll, zu morden;
Verrückt iſt er vom vielen Sitzen worden.

(laut)

Zucht bringt Frucht. Mein Spiegelglanz iſt ſo erhitzt.

Spiegelglanz.

Ach Freund, ihr seids! Kein Kind mit Gutem sitzt,
Und will in Ruhe an die Arbeit gehen,
Wie bösen Hennen muß geschehen,
Daß man sie rupft und dann mit Nesseln haut,
Damit sie brüten, so muß man die Haut
Der Knaben erst zum Sitzfleisch vorbereiten,
Es sind so ernste inhaltreiche Zeiten,
Die sie durchleben, wohl gemacht zum Segnen,
Versäumt — in keiner Zeit mehr zu ersetzen,
Daß sie verdienen durch den Thränenregen
Befeuchtung — kurz, man muß die Kinder hetzen,
Ein gutes Pferd, das hat die meisten Tücken,
Ich sage euch das Haun ist mir Entzücken,

Chrysoloras.

Nun ich will sehn, ob es euch wohlgelungen,
Wie ihr die Peitsche segnend habt geschwungen.

Spiegelglanz.

Das ist die Noth, dies Kind will gar nichts lernen,
Ich mag es schlagen, mags mit Schmeichlen körnen,
Ich will mich seiner gänzlich nun entsagen,
Doch vorher will ichs noch recht tüchtig schlagen.

Johannes.

Glaubts nicht, mein Herr, ich muß mich so erkühnen,
Der Meister schlägt nicht oft; ich thäts verdienen,
Ich hatte heut den ganzen Tag versäumt,
Und allerlei in Müßiggang geträumt.

Chryſoloras.

Ein gutes Kind, es liebt den, der es ſchlägt,
Ich will verſuchen, was es in ſich trägt,
An Schulgelehrſamkeit.

Spiegelglanz.

Der Kater ſchreit,
Da werdet ihr nichts hören.

Chryſoloras.

Ich laſſe mich nicht ſtören.

(Abgewendet zum Kater leiſe.)

Du treuer Diener mauh die Antwort frei
Ins Ohr des Kindes, daß es hört allein
Und Spiegelglanz davon nichts kann vernehmen,
Ich will ihn hier an meine Seite nehmen.
Nun Kind wie muß ein tüchtges Subſtantivum
Mit ſeinem Adjectivo ſtehn. — So ſtumm?

Johannes.

Es — Es — die Katze ſchreiet immer zu.

Die Katze.

In gleichem genere, numero und casu Miau.

Johannes.

In gleichem genere, numero und casu.

Spiegelglanz.

Das war recht gut, nun hab ich wieder Ruh,
Ich hatte dieſe Regel nie erklärt,
Des Kindes Geiſt hat ſich recht gut bewährt.

Chryſoloras.

Recht gut, doch ſag was heißt zu deutſch das genus,
Zum Lohne geb ich dir dann einen Kuß.

Die Katze.

Geſchlecht Miau.

Johannes.

Geſchlecht.

Chryſoloras.

Nicht ſchlecht.
Doch ſprich, von welchem genus biſt denn du,
Damit ich weiß, was du einſt kannſt regieren?

Spiegelglanz (verlegen).

Nun laſſen wir dem Knaben heute Ruh.

Johannes.

Ich bin kein Wort, das nenne ich verführen
Zu Übereilung, wenn man frägt verfänglich.

Spiegelglanz.

Man werde nur nicht grob, ſonſt unumgänglich
Wird man den Stock Nummer Dreie holen.

Chryſoloras.

Ei laſſen Sie, das Kind muß ſich erholen,
Wir wollen noch von der Erziehung ſprechen,
Wie man den Kindergeiſt muß ſpornen, brechen.

Spiegelglanz.

Ich hör ſo gerne zu, dem vielberedten Mund,
Der alle Sprachen kennt vom Erdenrund.

Chryſoloras.

Viel habe ich als Philoſoph betrachtet,
Die Menſchheit iſt nicht werth daß man ſie achtet,
Mit Tugend ſchafft ſie nichts, die Laſter ſind das Leben
Und nur durch Laſter läßt ein Kind ſich heben,
Der Neid, das iſt die höchſte Kraft von allen
Und wer ſie nutzt, dem mag die Welt zufallen,
Die muß durch Wettſtreit ſtark erreget werden,
Durch Neid gelingt es auch mit jungen Pferden
Daß ſie ermüdet ſich noch übereilen,
Durch Habſucht, Freßſucht gehen ſie viel Meilen,
Doch weiter kann der junge Knabe eilen,
Wenn ihr zum Lohn des höchſten Fleißes ſetzt
Daß er ſich liederlich nachher ergötzt,
Die Menſchheit kann den größten Sprung vollenden,
Wenn ſie das Laſter kann zur Tugend wenden.

Spiegelglanz.

Ihr macht mir klar, was ich ſchon lang gefühlt,
Wonach ich in der Schule auch gezielt,
Die Unart wird dem Fleißigen verziehen,
Durch Preiſe lohn ich jegliches Bemühen,
Indem ich lobend tadelnd zwei vergleiche,
Erreichen beide ungefähr das Gleiche,
In Eiferſucht und neidiſchem Verdruß,
Die harte Arbeit wird dadurch Genuß.
Ihr ſeid ein großer Mann, ich ſchätz euch ſehr.

Chryſoloras.

Ihr ſeid wohl zu beſcheiden, ſchätzt eigne Lehr
In mir und was ihr ſelbſt ſchon beſſer dachtet,
Ich ſeh euch an daß ihr nach Höherm trachtet
Als in der dumpfen Schule zu verſtocken,
Es wird die Höh euch nicht vergebens locken,
Es wird ein höhrer Geiſt aus euch noch ſprechen,
Und euch an allen dummen Teufeln rächen,
Die über euch jetzt ſtehn, ich ſehs euch an,
Das Kind wird groß und ihr ein ganzer Mann.
Doch müßt ihr nicht zu lang in Deutſchland weilen,
Italien iſt das Ziel, dahin müßt ihr jetzt eilen.
Lebt wohl. (ab)

Spiegelglanz.

Wie ſtaune ich, was mir ſo lang gewiß,
Aus fremdem Mund zu hören, Gott macht den Riß
Zu dem Geſicht, das einſt ſein Wort verkündet,
Wie leicht daß da ein Weiſer es ſchon findet
Eh noch die Kraft in voller Reife ſteht,
Wie es ſo freudig um mein Haupt jetzt weht,
Komm her Johannes, küß mich, ſei zufrieden,
Du ſollſt nicht dieſe Nacht in ſchwerer Arbeit müden,
Du haſt zum fremden Herrn ſo brav geſprochen,
Daß dir zur Liebe ſei mein Eid gebrochen,
Daß dir mein beſtes Werklein ſei geſchenket,
Damit zu dir der ſchöne Preis ſich lenket,
Da haſt du ihn, des Frühlings Feſtgeſang,

Du lernſt ihn bald, er iſt dir nicht zu lang,
Mußt jeden mit verſchiedner Stimme leſen
Und bei den Chören zeig ein ernſtes Weſen.

Johannes.

Ei Meiſter, das iſt ja von mir gemacht,
Es war vor einger Zeit in trüber Nacht.

Spiegelglanz.

Biſt du von Sinnen, meinſt du ſo zu ſchreiben,
Verſuchs einmal, du läßt es ſicher bleiben.

Johannes.

Beim ewgen Gott, das hab ich all geträumet,
Als ich das Semmelholen hatt verſäumet.

Spiegelglanz.

Da hör ich nun die Dummheit zum Verzweifeln,
Iſt Träumen Schreiben? Sags bei allen Teufeln.

Johannes.

Nein Herr, erzürnt euch nicht, ich habs erlebt,
Geſchrieben hab ichs nicht, was vor mir ſchwebt,
Als wär es noch in ſteter Gegenwart.
Ich ſeh den Frühlingsgott ſo lieb und zart,
Ich ſeh mein Unglück muß mich ſelbſt beweinen,
O dieſes Werk gehöret zu den meinen.

Spiegelglanz.

Du bringſt mich um vor Ärger, ich ſchlag dich todt

Johannes.

Verſteht mich nur! — Ach Gott! Er kriegt die heilge Noth
Wie unſer armer Klaus auf der Gaſſe,

Verflucht mich nicht in eurem grimmen Haſſe.
Es iſt von euch, ich will es allen ſagen.

Spiegelglanz.

Nein keinem, du ſollſt das Geheimniß tragen,
Doch mich bewundern und mir dankbar ſein,
Das Beſte ſchenk ich dir, was ich mit Pein
Die ganze Zeit vollendend ausgefeilt,
Kein Wort iſt da von ſelbſten hingeeilt,
Nein untermalt war es ganz nach dem Leben,
Dann hab ich es dem Chaos hingegeben,
Daß es noch geiſtiger von allem Zufall rein
Sich möge einer höhern Luft erfreun.
O liebes Kind, wie überfällt mich Luſt,
Bedecke mich, mir wird ſo unbewußt,
Laß mich allein bei meiner himmliſchen Sache,
Ich ſeh den Gabriel, er kommt vom Dache.

Johannes.

Es iſt die Katze, die ſo mächtig jammert.

Spiegelglanz.

Nicht doch, ſein Flügel mir das Herz zerhammert,
Brich auf du Eiſenband, das mich verſchließet,
Daß Liebe ſich in meine Adern gießet.
Triumph, jetzt fort, ſonſt ſend ich dich in Tod!

Johannes.

Ich fliehe Meiſter, weil es dein Gebot,
Sonſt möcht ich dir in deiner Noth beiſtehen.

Spiegelglanz.

Bedecke mich, du ſollſt mich ſo nicht ſehen.

(Er deckt den Mantel über ihn und da er ſtill wird, lernt er das Gedicht neben ihm auswendig.)

4.

Das große Examen iſt das Weltgericht der Jugendzeit, nach welchem das ſelige Leben der Ferien, oder die harte Buße der Nacharbeit folgt; die Hörſäle werden gelüftet und gereinigt, und eine neue Zeit mit ihren Begebenheiten folgt nachher wie eine neue Welt, die kaum einzelne Verſteinerungen des vorigen in den Namen an den Wänden auffinden kann. Dieſer Wechſel iſt auch das Ermunternde der Lehrer, die ſonſt in dem Einerlei der Vorträge und Übungen ausſterben würden; nicht blos jede einzelne Natur, auch jede neue eintretende Generation hat ihre Eigenthümlichkeiten, die ſich dem eifrigen Lehrer mit großem Intereſſe enthüllen. Spiegelglanz war ein heftiger ſtrenger, aber kein eifriger Lehrer; er hätte ſich um die Fortſchritte ſeiner Schüler nicht gekümmert, wenn ſeine Ehre nicht auf dem Spiele geſtanden hätte; noch heftiger machte ihn aber die Luſt, den natürlichen Widerſtand der Trägheit und der Zerſtreuung in jungen Leuten durch ſeinen Willen zu brechen, ſie zu durchſchauen, daß ihre Gedanken ſelbſt vor ihm zitterten und vergeſſen oder wenigſtens verſteckt zu ſein wünſchten.

Sein Tritt erſchreckte ſchon die frohe Jugend, ſie ſtellten Wachen aus, wo er kam, und doch errieth er alles, was ſie ihm verheimlichen wollten; ein Blick von ihm brachte ſie zur Selbſtanklage. Johannes war durch die Furcht der andern vor dem grimmigen Spiegelglanz noch mehr vereinzelt, als durch deſſen ſtrenge Aufſicht, wodurch er dem Kinde die Kenntniß ſeines Geſchlechts zu entziehen trachtete. Alle Knaben ſahen in Johannes den gefährlichen Angeber, der dem Spiegelglanz alle die kleinen Geheimniſſe verrathen habe, mit deren Kenntniß er ſie oft vernichtet hatte; er war bei aller ſeiner Güte von allen gemieden und verabſcheut, und hätte er ſich nicht bei mehreren Gelegenheiten durch eine übermächtige Kraft furchtbar gemacht, ſo würde ihn wohl noch mancher gelegentliche Überfall für den Beifall gezüchtigt haben, den Spiegelglanz ihm gern vor den übrigen zu ertheilen Gelegenheit nahm. Um aber den Spottreden zu entgehen, die er nicht beſtreiten konnte, kam er meiſt mit Spiegelglanz, weswegen er deſſen Hund genannt wurde, und ſo trat er auch jetzt in den geſchmückten Hörſaal, wo Bänke und Gänge zu der großen Feierlichkeit des poetiſchen Wettſtreites vollgedrängt waren; er hatte einen ſchwarzen Mantel über ſchwarze Unterkleider an, gleich Spiegelglanz und den Lehrern, weswegen alle Schüler einander mancherlei Spottreden in die Ohren flüſterten. Er war deſſen ſo gewohnt, daß er ſich

ruhig

ruhig an seinen Platz setzte. Jetzt verkündeten Trompeten die Ankunft des Erzbischofs, der seinen hohen Sitz in der Mitte von allen einnahm und den Schülern die höchste Gewalt Gottes über die Tyrannen der Erde darstellte, da selbst Spiegelglanz sich vor ihm beugte und der geehrte Chrysoloras sich demüthig hinter ihn stellte. Nun begannen die mühsam zusammengereimten tausendmal gebesserten und abgeschriebenen Reden, aber der Erzbischof hörte wenig darauf, sondern unterhielt sich mit Lehrern und Fremden von den Neuigkeiten des Tages, und so thaten viele Fremde im Gefolge des Erzbischofs, und so wurde mit der vielen Mühe nur wenig Aufmerksamkeit gewonnen. Ein höheres Geschick wollte, daß Raphael, der acht Jahre früher sich als Weinbauer in der Gegend von Paris ansiedelte, durch den Einfall der Normänner seine Frau und seine Kinder verloren hatte, ohne daß er erfahren konnte, ob sie umgekommen oder als Gefangene fortgeschleppt wären, daß er überdrüßig des ländlichen Lebens, das keine Liebe ihm mehr erheiterte, zu seinen reichen Ältern nach Rom zurückzuwandern beschloß, und auf der Durchreise aus alter Erinnerung seiner Schulzeit das Schulgebäude von Mainz gerade an diesem merkwürdigen Tage betrat, aber ohne auf die Redner und die Zuschauer Achtung zu geben, in ein ausführliches Selbstgespräch gerieth und sich die fast erloschenen Erinnerungen wieder vorrechnete.

Raphael.

Der Kindheit Jahre heißen goldne Zeit,
Das Paradies wird frech hineingelogen,
Das Paradies, weil Kindheit fern und weit,
Wenn ſie nur eben von uns weggezogen,
Die goldne Zeit, weil alles gleich vergeſſen
Was uns mit tauſend Qualen hat beſeſſen.
Es mag wohl eine ſchöne Kindheit geben,
Ich ſah ſie nie, doch könnt ich ſie wohl ahnen,
Mit aller Welt ein allgemeines Leben,
Eh noch getrennt die ernſten Lebensbahnen,
Die Welt in Luſt und Schrecken neu,
Das Herz ſo liebevoll und doch ſo frei.
Ich möcht zurück die bunten Jahre drängen,
Mir ſelber eine Jugend zu bereiten,
Wie einen Kern von herrlichen Anfängen,
Die ſich in ſelgem Muth um meine Seele ſtreiten;
O ſüßer Zweifel, ſeliges Vertrauen,
Sich ſelbſt zu allem tüchtig noch zu ſchauen.
Mir iſts vorbei, möchts euch nur beſſer werden,
Die ihr den Lauf mit neuer Zeit beginnt,
Ihr jüngern Söhne der verſchiednen Erden,
Die ihr in einem Glauben euch beſinnt;
Könnt ich von allen lebensfriſchen Augen
Den Schulſtaub wiſchen und die Thrän einſaugen.

(Er hört dem Examen und den Reden zu.)

Gedenk ich noch an jene bange Zeiten,

Wenn ich mich zum Examen ſollt bereiten
Und vor der endloſen Möglichkeit der Fragen
In meinem kindſchen Herzen mußt verzagen,
Wie ich die Sanduhr mit der Angſt beſchaute,
Als ob man mir den Scheiterhaufen baute,
Wie ich getrachtet, letzte Augenblicke
Zu nützen für die drohenden Geſchicke,
Zu früh kam doch die langerharrte Stunde,
Da ſchien die Zeit ſelbſt gegen uns im Bunde,
Da zitterte, da beugte ſich der Kühne,
Betrat er endlich dieſe Schreckensbühne.
O kindiſch Herz, dir ſchiens ein gut Geſchick,
Die Antwort abzuſehn an des Lehrers Blick,
Der auch in Furcht für ſeiner Schule Ehre,
Gern forthalf zu der rechten Weisheitslehre.
Die Stimme wurde feſt, wenn es gelungen,
Mit welchem Stolz ſah ich nach andern Jungen,
Aus Froſt ſtieg Hitze, kühnliches Vertrauen,
Ich ſah ſie mit Bewundrung alle ſchauen.
Und da wars aus, die Seele wurde leer,
Vergeſſen wars, daß unſer Herz ſo ſchwer,
Die Eingeweide fühlten Eßluſt wieder,
Und kam ich nun mit Lob vom Saale nieder,
Ich mußts dem Apfelweib ganz heiß erzählen,
Sie mußte mir dafür die Äpfel ſchälen,
Es ſchien da alle Noth ſchon überwunden,
Am nächſten Morgen riefs doch zu den Stunden,

Wenn ich die Mühe wollte recht verſchlafen;
Das war ein ſeltnes Lohnen, häufig Strafen.
Doch glaub ich ſicher, daß ichs ausgehalten,
Und hätte endlich auch den Preis erhalten.
Da kam der Spiegelglanz zu uns als Lehrer
Und wurde aller Hoffnungen Zerſtörer;
Der Hohn, womit er alle Fehler rügte,
Der Spott, womit er freien Sinn beſiegte,
Die Tücke, unſer Inneres zu rathen,
Entwickelten des Überdruſſes Saaten.
Ich ſchwärmte in die Welt, die uns verſchloſſen,
Da hab ich Lieb und Wein ſo arg genoſſen,
Daß jetzt ein ganzes Leben hinter mir,
Da ich nichts älter als der Schüler hier,
Der da in einer ellenlangen Rede
Erzählt des Biſchofs allerletzte Fehde.
Wie iſt mir? ſteht da nicht der bleiche Hund,
Der mir verhaßt wie meine Todesſtund?
Ich möcht nur wiſſen, wo das ſchöne Kind,
Womit ich damals ihn von unſrer Schul vertrieben
Wenn ich ihn jetzt vielleicht was milder ſind,
Möcht ich ihn fragen, wo das Kind geblieben.
Doch die Trompeten kündgen Neues an,
Schad daß doch nichts vorm Anfang enden kann.

Johannes (heimlich zu Spiegelglanz).

Ich halt die Zähne nicht mehr feſt,
So klappern ſie, mein Mund iſt trocken.

Spiegelglanz.

Ich drück dich todt, wenn du's nicht läßt,
Ich bring dich um, wenn du wirst stocken.

Erzbischof.

Was giebts denn jetzt, es ist schon spät.

Spiegelglanz.

Es giebt was Guts, wenn es geräth;
Das Wunderkind giebt uns ein Frühlingsfest,
Wenn nur der Muth es nicht verläßt;
Ein gnädger Blick kann alles wirken,
Er scheint ein Stern aus himmlischen Bezirken.

Erzbischof.

Nun Kleiner fasse dich, sieh dich recht um,
Sprich langsam, bleibe lieber stumm,
Als daß du dein Vergessen deckst mit Tönen,
Die nichts bedeuten und auch nicht verschönen;
Gedenk du sähst hier lauter leere Stühle,
Und überlaß dich deinem eigenen Gefühle;
Wer reden will, der muß vor allem denken,
Er müsse reden, muß die Herzen lenken.
Nun lege los mein Sohn!

Der bebende Johannes begann nun die Feier des Frühlings vorzutragen, wie sie Spiegelglanz nach den Traumschatten des schlafenden Johannes geordnet und mit emsiger Eile ins Lateinische übertragen hatte. Da er zugleich Professor der geistlichen Oratorien war, so hob er durch geeignete Vorspiele bei dem Eintreten

der verſchiedenen Chöre den wechſelnden Charakter derſelben, wodurch der geängſtigte Johannes ſehr erleichtert wurde, ſobald das Geſchmetter der Pauken und Trompeten ſeiner hellen Stimme, die bei dieſen Fanfaren alle Zeit hatte, ſich energiſch zu begeiſtern, Raum gaben. Wir geben hier dieſe Kantate wieder verdeutſcht und mehr verſchmolzen mit den Erinnerungen des Johannes, die während dem Herſagen des Gedichtes immer heller in ihm auftauchten und ihn allmählig zu einem Gefühle des Bewußtſeins und Miterlebens dieſer ſchauerlich rührenden Traumbegebenheit machten, welche den ſicheren Eindruck auf die Zuhörer noch verſtärkte.

Frühlingsfeier.

Chor der Jungfrauen.

Es grüßen ſich die Hirten wieder
Von Berg zu Berg mit Freudenſang,
Die Heerde ſteigt zum Thale nieder
Und füllt mit hellem Glockenklang
Des Wiederhalles frühen Mund,
Er macht das Feſt des Frühlings kund.

Beata.

Der Schäfer lockt mit ſeiner Flöte
Die Schäflein auf das friſche Grün,
Wo in der hellen Morgenröthe
Des Jahres erſte Blumen blühn;
Die Lämmer ſcheinen wie verloren
Im Glanz der Erd und Himmel deckt,
Es hat der Winter ſie geboren,
Der Frühling ſie zur Freude weckt.

O könnte ich den Gott erblicken,
Der durch die Welt ſo freudig zieht;
Er lockt mit irdiſchem Entzücken
Und heimlich dann zum Himmel flieht.

Chor der Jungfrauen.

Wir ſpringen von den Felſenſtufen,
Der Frühling hat uns hergerufen;
Wir freuen uns der frühen Milde,
Der Winter räumet das Gefilde;
Doch könnte er wohl wiederkehren
Mit neuer Kraft, mit alter Wuth
Und alle Frühlingsſaat zerſtören
In böſer Luſt mit kaltem Blut.

Beata.

Es ſinkt der Thau zu unſern Füßen,
Es bleibt ein heller Maientag,
Und ſanfte Luft will uns umfließen,
Daß hoch die Flamme brennen mag.
Seht auf zum Himmel — welches Wetter;
Hört Ihr die wilden Tauben girrn,
Dann legt die erſten grünen Blätter
In Kränzen um die keuſche Stirn.
Das weiche Gras die Schritte hebet
Zu unſerm Feſtzug unbewußt,
Und was in Euern Herzen bebet,
Das iſt ein Übermaaß von Luſt.

Chor.

O ſeht der Blume Haupt erbebet
Am Waſſerfall von Tropfenluſt,
Und was dir in den Wimpern ſchwebet,
Iſt Freudenthau aus tiefer Bruſt. —

Beata.

Der Adler führet ſeine Jungen
Auf ſeinen Flügeln zu der Sonne;

Die Schlangen haben ſich umſchlungen,
Und all ihr Gift iſt Liebeswonne.
So hat mit Balſam gleich verbunden
Der Frühling mild des Krieges Wunden.

Chor.

Mit den Schwertern die zerbrochen
Glänzend auf dem Strand am Rhein
Schlaget Funken aus dem Stein,
Daß die hellen Flammen leuchten
An dem erſten Frühlingstage.

Beata.

Sammlet fleißig trockne Reiſer,
Wünſchet feurig, redet leiſer,
Betet zu dem Morgenwinde,
Daß die Flamme nicht verſchwinde.

Chor der Jungfrauen.

Irrende Winde wehet gelinde,
Wärmt Euch die Flügel rauſchend am Hügel,
Zögernde Flammen füget zuſammen,
Daß ſie verbündet kräftig entzündet
Trocknen Zweigen leuchtend entſteigen,
Daß ſie als Zeichen
Den Freunden erſcheine
Drüben am Rheine,
Die es erwiedern mit grüßenden Liedern.

Beata.

Die Luft hat unſern Wunſch erfüllt,
Die in den goldnen Flammen ſpielt,
Schmückt das goldgelockte Haupt der Flamme
Mit dem friſchen Thymian,
Trocknen Blumen macht er Bahn;
Werft hinein die trocknen Malven,
Gebet ſie in Flammenhand,

Daß die friſchen Triebe wallen,
Wird der todte Stamm verbrannt.
Auch der Sonnenblumen Scheiben
Von den Vögeln ausgepickt
Soll das Feuer ſpielend treiben,
Daß kein Grün davon erdrückt.
Auch der Vögel alte Neſter
Stürzet in den Flammenheerd,
Denn die Liebe einet feſter
Die in neuer Mühe ſich bewährt.

Chor.

Die Flamme ſteigt zur höchſten Höhe,
Der Unſchuld Schwur ſei dargebracht,
Die Flamme uns zum Zeichen wehe,
Die Schuldge ſtrafe Feuers Macht.
Wir alle, die wir hier beiſammen,
Wir ſchwören bei dem heil'gen Schein,
Der reinen Unſchuld heil'ge Flammen
Bewahrten unſre Herzen rein. —

Beata.

Es weht der Schwur
Zum Himmel in den Flammenſpitzen,
Es hört ihn Wald und Flur;
Der Himmel zeigt in frühen Blitzen,
Die durch die heitre Bläue ziehn,
Er ſehe unſre Herzen glühn.
Betet um des Himmels Milde,
Daß er uns mit gutem Schilde
Decke auch in dieſem Jahr,
Wenn uns nahet Kriegsgefahr.

Chor.

Es hörten unſern Schwur
Der Himmel und die Flur;
Sie hören das Gebet,
Das ſtill zum Himmel weht.

Beata.

Zum Opfer werft Wachholderäſte,
So hebt ſich kniſternd Wohlgeruch;
Gern dient das Feuer jedem Feſte,
Es hebt den Duft im Freudenzug.

Chor.

Wie lieblich duften blaue Flammen
Aus trocknen Äſten auferweckt;
Vom Winter muß der Frühling ſtammen,
Das Feuer die Verwandlung deckt.

Beata.

Nach altem Brauch bleibt nun beiſammen
Und tanzt nach alter froher Sitt,
Wie reichlich ſpielen grüne Flammen
Um unſern leichtbewegten Schritt,
Und jedes Grün das wir betreten
Hebt friſcher ſeine Blätter auf,
Wenn wir es tanzend niedertreten
In unſerm flügelſchnellen Lauf.

Chor.

Es hat das Jahr nun ausgeträumt,
Die Welt in Tanzes Wirbel ſchäumt;
Wie glänzt der Rhein, wie ſtrömt das Blut,
Es hüpfet auf in friſchem Muth.
Die Fiſche ſpringen auf dem Spiegel
Des hellen Stromes hoch empor,
Die Freude leiht uns ihre Flügel
Und trägt uns zu der Engel Chor.
O dieſes Glück wird ewig dauern! —

Eine Jungfrau.

Weh uns, was ſeh ich dort mit Schauern!

Beata.

Du ſinkſt erblaßt an meine Bruſt!
Was hat geſtöret deine Luſt?

Hat deinen Fuß ein Dorn verletzt? —
Haſt du ihn auf den ſcharfen Stein geſetzt? —

Jungfrau.

Weh uns Wehe! Wohin entfliehen? —
Seht Ihr dort die Feinde uns umziehen? —
Dort wo der Rhein vom Wald iſt verſteckt,
Da iſt er mit ſchwarzen Schiffen bedeckt.

Chor.

Trometen ſchmettern von den Schiffen,
Die Panzer glänzen in dem Rhein,
Bald hat auch uns der Feind ergriffen,
Es hört kein Freund der Jungfraun Schrein.

Beate.

Sie werden nicht das Feſt des Frühlings ſtören,
Sie werden ritterlich die Jungfraun ehren.

Chor der Feinde.

Es ſenket der Rhein das eiſige Schwert,
Das uns den Kampf ſo lange hat verwehrt;
Doch haben wir ihn mit Rudern geſchlagen,
So mußt er uns hinübertragen.
Juchhei ans Land geſchwind zu Pferd,
Wir rauben die Jungfraun an Feindes-Heerd.

Chor der Jungfrauen.

Wehe wo weilen die Brüder, die Freunde,
Wind und Wellen beſiegen die Feinde;
Sehet ſie nahn auf gerüſteten Pferden,
Sehet die Hirten, ſie flüchten die Heerden,
Treiben ſie jammernd zu höhern Bergen,
Wehe nichts kann uns im Thale verbergen;
Kommt wir ſtürzen uns in den Rhein,
Wir wollen treu dem Schwure ſein.

Beate.

Sehet auf, faſſet Muth,
Dort im Staub am Berg hernieder

Nahn die Brüder,
Sie ſchützen treu ihr Blut.

Chor der Freunde.

Wir Reiter auf Wolken von flüchtigem Staub,
Wir eilen zum Schutze der Jungfraun herbei,
Wir hörten ertönen ihr Jammergeſchrei,
Noch hallen die Berge, noch zittert das Laub.

Walter.

Juchhei mein Pferd, du kennſt deinen Lauf,
Du ſprengſt in den dichteſten Feindeshauf,
Wie blitzen die Schwerter im Sonnenſchein,
Wie donnern die Roſſe drein drein drein! —

Chor der befreundeten Ritter.

Wie blitzen die Schwerter im Sonnenſchein,
Es donnern die Pferde, wir ſprengen in den dichteſten Haufen hinein.

Chor der Jungfrauen.

Wehe, wehe in der Mitten,
Zwiſchen den ergrimmten Haufen,
Angeweht von Pferdeſchnaufen,
Werden wir in Staub geritten.

Beate.

Bruder! Freunde, treue Ritter!
Hemmet Eures Zornes Flamme;
Seht wie tobende Gewitter,
Steht Ihr drohend über Euerm Stamme! —
Freunde, Ritter, Eure Ehre
Fordert, Frauen zu beſchützen,
Senket Eure wilden Speere,
Laßt ſie heut im Ritterſpiele blitzen,
Hielt der Winter Euern Streit bezwungen,
Feſter hat die Ehre Euch umſchlungen.
Freundſchaft und Vertrauen ſollt Ihr achten,
Freier Jungfraun Blumenketten nicht verachten.

Ritter.

Ach wie werde ich verrathen,
Dieſe blühend rothen Wangen
Hemmen alle meine Thaten,
Wecken in mir zärtliches Verlangen.

Chor der feindlichen Ritter.

Uns entſinket Speer und Zügel
In dem Anblick dieſer Schönen,
Eine hält mir ſchon den Bügel,
Dieſe will mit grünem Kranz mich krönen.

Walter.

Deiner Augen flehende Gewalten,
Sie tödten meinen Ruf.
Ich kann das gute Schwert nicht in der Scheide halten,
Das mir des Namens Ruhm erſchuf.
Schon wähnt der Feind, daß ichs vermeide
Mit dieſem Schwert ihn zu beſtreiten
Und deiner Schönheit Zauberblume
Ergiebt er ſich ſtatt meinem Ruhme.
Dies duldet unſers Stammes Ehre nicht,
Zu kämpfen hier iſt Ritterpflicht,
Zieh heim Beate und ſieh den Kampf der ſoll entſcheiden,
Von unſers Hauſes Zinnen an von Weitem.
Auf Ritter! — Auf, noch eh der Tag ſich wendet,
Sei unſer Streit durch Glück und Muth geendet.

Siegfried.

Geendet iſt der Streit
Schon heut auf ewge Zeit.
Nehmt, edle Fürſtin, dieſes Schwert,
Ihr ſeid allein der Herrſchaft werth.

Walter.

Ich ſtaune die Verwandlung an,
Doch ahn ich die Mächt, die dich bezwangen;

Ich mahn dich an alle tapfern Tage,
Wo unſrer Schwerter Streiche in einander klangen.

Siegfried.

Andre Zeit,
Andrer Sinn,
Zu dem Streit
Zog ich hin,
Sieg und Tod an beiden Seiten,
Beide wollten für mich ſtreiten,
Doch ſie gingen beide über
Zu der Schönheit Luſtgeſtalt
Und mir blieb nichts als das Fieber,
Schöner Träume Allgewalt.
Und ihr Wille iſt mein Muth,
Und ihr Athem treibt mein Blut,
Und ihr Wort iſt mein Verſtand,
Und mein Schwert in ihrer Hand
Kann mir Leben geben, nehmen.
Ehre kann mich nicht beſchämen,

Beate.

Ich nehme dein Schwert
Und werf es auf den freien Flammenheerd,
Keine Hand es zu ergreifen ſei alſo kühn,
Ehr und Freundſchaft ſoll in Euch erblühn
Wie des Thales Frühlingspracht
Heut erblühn wird über Nacht.
Hier als Jugendfreunde Euch erkennet,
Die in Neigung und in Treue einſt verwandt,
Eh dies grüne Thal die Väter hat getrennet,
Bis der Tod ſie wiederum verband.
Dieſes Thal, das einſt dem Rhein entſtiegen,
Birgt ſo viele Opfer Eurer Siege
Tief verhüllt in ſeinem grünen Schooße,
Bald entſteigen ihm viel rothe Roſen,

Von Verlaßnen eingepflanzt, die jammernd ſchieden
Von geliebten Seelen, die jetzt ruhn in Frieden,
Damals einen Strom von Blut zurücke ließen,
Dem noch täglich viele Thränen fließen.
Gebt dem Boden nicht erneutem Leiden,
Weihet ihn des Friedens ſüßen Freuden.

Siegfried.

Ich nehm den Kranz, den Ihr mir dargeboten
Als Friedens- und der Hoffnung Boten.

Walter.

Ich theile wieder dieſen Kranz mit dir,
Er ſei des Friedens Zeichen dir und mir.

Siegfried.

Mein Walter nimm den Händedruck in Lieb und Fried,
Um ſo viel edle Freunde, um ſo viel edle Zeit.
Ach lebten noch die theuern Helden alle,
Die dieſer Boden feſt umſchließt.

Walter.

In deine Hand laß ich die Würfel fallen,
Sprich du, wem dieſes Land gebührt,
Das uns mit ſeiner Herrlichkeit entzweite.

Siegfried.

O wem gehört dies ſchöne Land der Freude
Als der, die uns den Frieden hat geſandt,
Wie kannſt du zweifeln, kannſt du fragen? —
Die Schönheit ſoll auch dieſe Krone tragen.

Chor der Ritter.

Heil dir Beata, Fürſtin im Thal.

Beata.

Ach mich drückt nieder Eure Wahl,
Ihr ſollt nicht lohnen dem frommen Sinn,
Daß Ihr ihm gewährt, iſt ihm allein Gewinn.

Walter.

Du allein kannſt ſie nicht tragen
Dieſes Landes ſchwere Krone,
Liebe theilet gern die Plagen,
Schützet dich auf hohem Throne.

Beate.

Zitternd hör ich deine Rede,
Ahne was ſie mir bedeute;
Ach in dieſer harten Fehde
Nimmt die Großmuth mich als Beute.

Siegfried.

Nahes Glück wird ferner Traum,
Zweifel trägt des Glückes Baum,
Reifen läßt er keine Frucht;
Sehnſucht weilt und ſchmerzlich Wort,
Denn die Zeit in ihrer Flucht
Reißt die Blüthe mit ſich fort.

Chor der Jungfrauen.

Wie die Wolken vor die Sonne,
Wolkenſchatten übers Thal,
Alſo zieht durch Liebeswonne
Zweifel deine finſtre Qual.

Siegfried.

Dir o Jungfrau iſt gegeben
Freier Länder Heiligthum;
Heitre Freiheit ſei dein Leben
Und dein Wille unſer Ruhm.
Haſt du ſchon dein Herz vergeben,
Krönen wir den Herrſcher gleich,
Willſt du einſam heilig leben,
Sei dies Thal ein heilig Reich,
Oder willſt du zweiflend wählen,
Überlaſſe dich der Zeit.

Meine Näh ſoll dich nicht quälen,
Deinen Ruhm verkünd ich weit.

Walter.

Völker die durch Blut verfeindet,
Werden auch durchs Blut befreundet;
Feſt verbündet iſt das Land,
Reichſt du Siegfried deine Hand.

Beate.

Mich erſchreckt des Bruders Willen.
Nein ich kann ihn nicht erfüllen,
Mich allein muß ich verdammen —
Meine Thränen fließen Euch.

Siegfried.

Ach du ſchüreſt meine Flammen,
Macheſt meine Seele weich.
Wehmuth dir im Blick zu leſen,
Läßt mich niemals mehr geneſen,
Doch in mitten meiner Schmerzen
Fleh ich folge deinem Herzen.

Chor der Jungfrauen.

Wenn im hellen friſchen Morgen
Eine dunkle Rebe weint,
Bald der Knospen Grün erſcheint,
Frühling ſpielt mit leiſen Sorgen.

Beate.

Nein! es reißt der goldne Schleier,
Der ſo mild mein Herz gedeckt,
Dieſes Tages hohe Feier
Iſt durch tiefen Gram befleckt,
Und es rauſcht im ſchönen Rheine,
Was des Frühlings Stunde trübt,
Daß ich ſeufze, daß ich weine,
Weil ich nimmermehr geliebt.

Chor der Ritter.

Arme Fürſtin, die noch nie geliebt,
Nimmer warſt du ſelig tief betrübt,
Nie haſt du des Thales Grün geſehn,
Wie die Düfte liebend zu dir wehn!

Andrer Chor.

Nie haſt du gehört des Waldes Rauſchen,
Wenn die Vögel ſingend ſich belauſchen,
Nie haſt du geſehn des Rheines Glanz,
Trägt er eines Weinbergs hellen Kranz
Auf der freien ſpiegelglatten Stirn,
Ach dein Herz muß ewig zweifelnd irr'n.

Beate.

Rufet mich nicht nach dem Rheine,
Denn ſchon nahet mein Geſchick;
Liebe funkelt in dem Scheine,
Wunder ahnet ſchon mein Blick;
Fliehen möcht ich und muß bleiben,
Seh den Schreckensnachen treiben.

Erſter Chor.

Wer naht im friſchen Morgenwind?

Zweiter Chor.

Ein Wunder naht im friſchen Morgenwind.

Erſter Chor.

Am Maſte ſteht ein Jüngling wie ein Kind
Und ſingt daß alle Echo rings erwachen.

Zweiter Chor.

Die Laute klingt in ſeiner zarten Hand
Als wiſſe ſie was ſeine Lippen ſagen.

Erſter Chor.

Die Schwäne ſchlagen in dem Unbeſtand
Den Wellentakt mit mächtigem Behagen.

Zweiter Chor.

Die Reben ſteigen aus dem Nachen auf
Zum Schattendache über ihm ſich zu verſchlingen,

Erſter Chor.

Die bunten Vögel ſitzen rings darauf
Und lernen bald wie er ſo lieblich ſingen.

Zweiter Chor.

Die Nachtigall ſitzt auf des Sängers Hand
Und flattert ſich im Gleichgewicht zu halten.

Erſter Chor.

Wie er auch ſpielt, ſo heftig, ſo gewandt,
Sie ſcheint bezaubert von des Tons Gewalten. —

Chor der Schwäne.

Wir Schwäne ziehn den Gott des Lebens,
Uns treibt geheime Todesluſt;
Es widerſteht die Fluth vergebens,
Rauſcht auf an unſrer weichen Bruſt,
Die Waſſerlilien uns umſchlingen,
Begleiten unſre Wellenbahn der Frühlingszeit;
Nichts kann die dunkle Sehnſucht zwingen
Voran der Luſt zur ſtillen Ewigkeit.

Frühling.

Sank ich ſonſt als Morgenthau
Aus der Wolke weiß Gefieder,
Traten mich auf grüner Au
Holde Frauen tanzend nieder;
Stieg ich auf in Veilchenpracht,
Riſſen ſie mich ſpielend ab;
Wurde einmal angelacht,
Und ihr Buſen ward mein Grab: —
Lieb und Frühling ſangen alle Herzen,
Frühlingsliebe konnten ſie verſcherzen.
Ich der Gott ward Menſch im Zorn
Und verkörpert in der Rache;

Doch als Gott hab ich geſchworen,
Daß ich aller Liebe lache.

Alle Chöre.

Wunderbare Zauberklänge, Leben in der Übermacht,
Freier Athem, Herzensenge, Sonnentag in Mondennacht.

Frühling.

Winket nur, Ihr ſchönen Frauen,
Seufzet Euer zärtlich Ach!
Eure Augen glühn vom Schauen,
Etürzt Euch in den Fluß mir nach; —
Lieber Frühling, pochen alle Herzen,
Ich kann zornig lachen, rächend ſcherzen.

Beata.

Wie ſoll ich dich, o Sänger, nennen,
Doch meine Sehnſucht ſah dich ſchon;
Den Gott des Frühlings wollt ich kennen
Und ſehe dich auf ſeinem Thron; —
Dir brennen dieſe Feuer alle,
Dich ehret unſer frohes Feſt,
O nahe dich mit ſüßem Schalle,
Daß ſich dein Wort vernehmen läßt!

Chor der Jungfrauen.

O nahe dich, denn fern verklungen
Iſt uns das Wort, das du geſungen.

Beata.

Sei begrüßt als Gott des Fluſſes,
Trete auf dein armes Land,
Eine Fülle des Genuſſes
Säet in Tönen deine Hand! —
Selge Ernte, wo du weileſt,
Wo dein Nachen ſtille ſteht,
Da du ſolchen Schatz vertheileſt,
Wo er raſch vorübergeht. —

Frühling.

Todesſang im Schwan erglüht
Reißt mich eilig ohn Erbarmen
Aus der Welt, die neu erblüht,
Aus den ausgeſtreckten Armen,
Reißt mich bald zum Erdenrand,
Eh vorüber meine Zeit,
Zu des Himmels blauem Strand,
Der von Menſchenlaſt befreit;
Komm Frühling! — rufen ſchon die Götter,
Denn ſie ſehnen ſich nach Frühlingswetter.

Beata.

Weile, weile, ſüßer Knabe,
Sieh mir naht der Vogel dein,
Dieſes Land ſei Morgengabe
Für dein Singen zart und rein.
Willſt du es mit Luſt regieren,
Nimm auch ſeiner Fürſtin Hand,
Daß ſie lern die Laute rühren
Und dich feßle dieſem Land.

Frühling.

Ich möchte höhnend ſie verſchmähen,
Die mich vertrauend liebend grüßt.
Doch aller Zorn verſchmilzt wie Schnee,
Und all mein Trotz wird nun gebüßt
In ihrer Augen ſüßem Licht,
Das zärtlicher zum Frühling ſpricht,
Als lockend zu Euch ſpricht das Frühlingswetter;
So giebts ein Schickſal auch für Götter! —
Und ich nahe mich dem Land,
Streu mit Blumen ſeinen Strand.

Chor der Jungfrauen.

Seht er nahet ſich dem Land,
Streut mit Blumen dieſen Strand —

Zweifelnd ſcheint er noch zu ſchwanken,
Führt ihn her, Ihr freundlichen Gedanken! —

Beata.

Umwacht die ſtille Himmelsbläue
Der Erde erſtes Lebensgrün,
Da ſehnt ſich alles in das Freie
Und will mit allen Blumen blühn.
Und einer Luſt geheime Weihe
Umfängt uns in der Sonne Glühn,
Wie rings die goldnen Strahlen weben
Strömt Luft und Waſſer neues Leben.
Ein Liebesnetz iſt angefangen,
Es ſchließt mich immer enger ein;
Ich gebe mich ſo gern gefangen
Und mag nicht mehr befreiet ſein.

Frühling.

Nur in Tönen kann ich ſagen
Von der Liebe Frühlingstagen.

Beata.

Von dir will ich in Stummheit lernen
Wie die Blumen von den Sternen.

Chor der Ritter.

Welch Beginnen, welche Zucht,
Liebe ſchenkt ſie dem, der keine Liebe ſucht.

Walter.

Welch Beginnen doch, von Tönen ſo umſchlungen
Fühle ich mich bezwungen von dem Schönen.
Fliehen wir den Zaubernachen.

Siegfried.

Mir im ſtarken Herzen
Glüht die Eiferſucht,
In Verzweiflung in der Flucht
Löſche ich die wildentbrannte Schmerzen,

Fliehend meiner Liebe Abgrund,
Fliehend dieſen Göttermund,
Fliehend dieſen Zaubernachen.

Chor der Ritter.

Folgt den Helden die uns führen,
Zauberton ſoll uns nicht rühren,
Fliehen wir den Zaubernachen.

Beata.

Seh die Freunde, ſie fliehn,
Könnt ich dich nur halten.
Doch der Schwäne tückiſche Gewalten
Dich vorüber ziehn,
Eh ich deine Hand berührt.
Ach wohin wirſt du geführt!
Lichte Schwäne, ſtolze Schwimmer,
Wendet Euch zum Land im Sonnenſchimmer.

Frühling.

Haltet an, Ihr treuen Schwäne,
Liebe winkt mit Blick und Hand;
Was ich mir ſo lang erſehne,
Alles ſchenkt dies grüne Land.
Und die Nachtigall kehrt wieder,
Trägt ein grünes Myrthenblatt,
Singet mir der Fürſtin Lieder,
Die ſich mir ergeben hat. —
Haltet an den Purpurnachen,
Tretet auf den grünen Strand;
Holdes Seufzen, traulich Lachen
Füllet dieſes ſelge Land.

Die Schwäne.

Nur auf Wellen ſind wir ſchön,
Von der Wellen Kraft vergöttert,
Hell hoch unſre Flügel ſtehn
Und ihr Schlag wie Blitz zerſchmettert.

Unſer Hals den Feind umſchlinget
Und nach Schlangenart bezwinget.
Ewig zieht die Fluth vom Strand;
Kannſt du nicht die Strömung halten,
Reißt ſie uns vom nahen Land
Mit den ſchmeichelnden Gewalten,
Die uns dienend dich bezwingen,
Uns erhalten und verjüngen.

Frühling.

Ach ich büße nun in Thränen,
Daß mich dieſen ſtolzen Schwänen
Zorn und Rache hingegeben;
Ach verlornes Frühlingsleben.

Schwäne.

Klage iſt uns nicht erlaubt,
Tobend wird der Strom noch rauſchen,
Darum tauchen wir das Haupt,
Deinen Schmerz nicht zu belauſchen,
In den Spiegel aller Dinge,
Daß uns friſches Blut durchdringe.

Frühling.

Fühllos reißt Ihr mich vom Glücke,
Ach wie ſchmerzt der Sonne Schein,
Wenn die ſehnſuchtvollen Blicke
Sollen ohne Liebe ſein.
Wenn die Strömung weiter, weiter,
Wo der Himmel ewig heiter
Den Betrübten, den Getrennten
In die fremden Welten zieht;
Ach wenn Götterthränen brennten,
Wär mein Auge ſchon verglüht.

Beata.

Troſt des Herzens, daß du liebeſt,
Schmerz des Schmerzes, daß du dich betrübeſt

Fern den Augen die verdunkelt;
Schon dein lieblich Antlitz funkelt
Wie ein Stern der niederſinkt
Und im Wellenglanz ertrinkt;
Haltet an, Ihr harten Herzen,
Höret meine, ſeine Schmerzen.

Beide.

Hart und ſchrecklich iſt das Leben,
Flüchtig zieht der grimme Fluß
Durch die Felſen, durch die Reben
Wie der Pfeil im Todesſchuß.
Ach das Herz das er getroffen
Stand ſo offen ſeinem Grauſen;
Wie der Liebe, wie dem Hoffen
Lauſcht es auch des Pfeiles Sauſen.

Chor der Jungfrauen.

Sieh nicht nach dem Purpurnachen,
Langſam konnte er nur nahn,
Statt der Schwäne reißen Drachen
Raſch ihn fort auf blutger Bahn;
Sieh der Schaum auf allen Wogen
Zeigt die wilde Raſerei,
Die den Sänger fortgezogen;
Als der Liebe er vorbei,
War vorüber ſeine Freude,
Weheruf in bittrem Leide
Tönt in ſeiner Laute Klang,
Füllet ewig den Geſang. —

Chor der Schwäne.

Daß uns friſches Blut durchdringe,
Raſch vorüber in das weite Meer;
Daß der Zorn die alte Welt verjünge,
Iſt uns das Vergangne todt und leer;

In der Reue, im Vergeſſen
Löſt ſich Liebe, die vermeſſen
Nach dem Geiſte irdiſch trachtet,
Tod hat ſie im Licht umnachtet.

Beata.

Wer vergeſſen kann — und wem reut, daß er geliebt,
Ach der kann nicht lieben, kann nicht ſterben in der Liebe.
Ach ich bin ſo ſelig, daß ich liebe;
Außer dieſer Liebe iſt die Welt! —
Lebe wohl du Welt! — — —
Ferne hin erſchallt der Abſchiedruf,
Selig, ſelig, wer aus Liebe ſtirbt.

Chor der Jungfrauen.

Grauenvoll! — welcher Entſchluß
Reget den trauernden Sinn!
Haltet ſie ab von dem Fluß;
Tage ſind Kraft und Gewinn
In dem verzweifelnden Herzen,
Thränen erleichtern die Schmerzen.

Beata.

Sorget nicht, daß ich ein Leid mir thu,
Alles Leid iſt mir um Liebe worden,
Und wer kann die ſüße Liebe morden? —
Meine Liebe fände keine Ruh
In den Elementen die beleben,
Würde überm Waſſer raſtlos ſchweben;
Meine Liebe eilt dem Urquell zu.
Gegen einen Strom ringt mein Geſang,
Gegen einen Strom von ird'ſchen Thränen,
Gegen einen Strom von ird'ſchen Wähnen.
Fort zur Quelle wo das Herz entſprang,
Wo das Herz am Herzen wieder ſpringet,
Wo ſich Erd und Himmel ganz durchdringet,
Wo kein Untergang aus der Sehnſucht drang.

Chor der Jungfrauen.

Eilet! entreißt ſie dem Flammenheerd,
Dem ſie ſich ſchwindlend hat zugekehrt;
Wehe, ſie ſtürzt in das Schwert,
Das ſie verſteckte am Heerd. —

Beata.

Alle Geſtalten vergehn,
Alle Töne verwehn;
Ich ſinke in Licht
Das mein Herz durchſticht! —
Welcher Strahl
Erhebt mich vom troſtloſen Thal!
Selig, ſelig, wer aus Liebe ſtirbt.

Chor der Jungfrauen.

Reißet alle Frühlingsblüthen
Ihr zum Sterbebett zuſammen,
Ihre Wangen ſchon verglühten
Mit den hellen Augenflammen.
Seht! der Sturm durchwühlt den Himmel
Und der Rhein erbrauſt im Schrecken.
Machtlos irdiſches Getümmel,
Du kannſt nicht die Todten wecken.
Und der Schnee der wiederkehret
Nach dem kurzen Frühlingsſchein,
Uns kein einzig Glück zerſtöret,
Er bedeckt nur unſre Pein! —
Seht der Rhein iſt ausgetreten,
Reißt zu ſich dies Unglücksland,
Laßt uns beten!
Denn wir ſtehn am Grabesrand.

(Der Strom nimmt ſie hinweg.)

Erſtes Chor der Hirten.

Fern erbebend bei dem Wetter
Eilen wir zum Schutz der Frauen,

Alles ſchwankt, wohin wir ſchauen,
Es verzagen alle Retter,
Denn verſchwunden iſt das Thal.

Zweites Chor der Hirten.

Welche Stille, welches Brauſen,
Fluthen wirbeln und erblitzen
Schon um hoher Bäume Spitzen,
Unſre Herzen füllt ein Grauſen,
Denn verſchwunden iſt das Thal.

Beide Chöre.

Unſre Herrn
Weilen fern;
Weh wer ſoll es ihnen klagen,
Was wir kaum zu ſagen wagen.

Ein Chor.

Weh, die Fürſtin und das Land
Hat der Rhein mit ſtarker Hand
In das Todesbett geriſſen.

Zweites Chor.

Arme Braut, auf kalten Kiſſen
Wirſt du deinen Bräutgam miſſen.

Beide Chöre.

Frühling ward der Welt entriſſen,
Schönheit riß er mit ſich fort,
Sehnſucht weilt und ſchmerzlich Wort.

Ein Chor.

Hart und ſchrecklich iſt das Leben.

Zweites Chor.

Untergang ſein innres Streben.

Beide Chöre.

Seligkeit iſt nur im Tod.

Erzbiſchof.

Victoria, der Jung hats gut gemacht,
Verſtanden hab ich nichts, doch gab ich auch nicht Acht,
Weil Augen und Geberden lebhaft ſprachen;
Ich habe faſt geweint bei ſeinen Sachen;
Du wirſt ein Volksredner, ich muß dich küſſen,
Du mußt recht vieles in der Metrik wiſſen,
Sie iſt das Haupt der Rede und des Lebens,
Kein Menſch auf Erden lernet ſie vergebens,
Sie giebt Gemeſſenheit in allem Handeln
Und ſichern Takt in allem unſern Wandeln.
Gebt ihm die Prämie, das werthe Buch,
Nicht wahr, mein Sohn, du haſt doch dran genug.

Johannes (kniet nieder).

Gerührt, voll Dank, ich weiß mich nicht zu faſſen.

Erzbiſchof.

Laß gut ſein, will dir deinen Dank erlaſſen.
(Er überreicht ihm das Buch.)

Ein Schüler (zum andern).

Ich dachte gleich, daß der es würde kriegen,
Der weiß ſich an den Spiegelglanz zu ſchmiegen,
Gewiß hat der das Ding ihm einſtudirt,
Vielleicht wohl gar das Beſte dran geſchmiert.

Erzbiſchof.

Euch werther Meiſter Spiegelglanz zu loben,
Sei auch von mir nicht länger aufgeſchoben.

Was wünſcht Ihr Euch, daß Ihr des Kindes Geiſt
Zum höchſten Gipfel alles Wiſſens reißt?

Chryſoloras.

Nun ſagt es heraus, es wird jetzt bei Euch ſtehn.

Spiegelglanz.

Ich möcht ſo gern mit ihm auf Reiſen gehn.
Italien wär meiner Wünſche Ziel,
Da giebt es weiſer Männer noch ſo viel,
Bei denen ich kann in die Schule gehen,
Daß ich dies Kind auch wünſchte dort zu ſehen.

Erzbiſchof.

So ſend ich Euch zum Lohn mit Eurem Knaben
Nach Rom, daß dort ſein Wiſſen, ſeine Gaben
In beßrer Sonne fröhlich mögen reifen,
Da lernt der Geiſt, ins Leben einzugreifen.
Hier geht es ewig nur nach alter Leier;
Wenn ich der Zeit gedenke, welches Feuer
Hatt ich, mich dort zum Amt vorzubereiten;
Ich bin zu ſchwach, ſonſt möcht ich Euch begleiten,
Es iſt da Seligkeit in aller Luft,
Und welche Seligkeit an Petri Gruft.
Kommt mit, ich will Euch Brief ertheilen,
Womit Ihr könnt zum heilgen Vater eilen.

Raphael (vor ſich).

O Vaterland, ich hör ſo dumm dich loben,
Und dennoch alle meine Adern toben,
Und übers Haupt zückt mir ein Freudenſtrahl,

Ich muß zurück zum breiten Tiberthal;
So lang vergeſſen, weckſt du Luſt zum Leben
Im ärmſten Sohn, der alles aufgegeben.

Schüler.

Laßt uns gleich gehn und ſeht das Buch nicht an,
Weil ihn das gewiß recht ärgern kann.

Ein anderer.

Haſt recht, wir ſtellen uns ſo recht vergnügt,
Als wärs uns einerlei, daß er geſiegt.

Ein dritter.

Nun dieſe Nacht, da wollen wir recht ſchwärmen,
Bleibt nur zuſammen, wollen tüchtig lärmen;
Bei Spiegelglanz werf ich die Fenſter ein,
Und ſchlag ihn todt, komm ich zum Haus hinein!

(Alle gehen mit Lärmen fort, nur Johannes bei der Rednerbühne und Raphael nachdenkend in einer Bank bleiben zurück.)

Johannes.

Sie gehen alle, keiner ſieht mich an,
Was hilft die Ehre mir, ich bin im Bann,
Hab keinen Freund ſo viel der Knaben ſind,
Auf Erden bin ich doch das ärmſte Kind.
Das ſchöne Buch, es iſt mir ganz verhaßt,
Ich trage es wie eine ſchwere Laſt,
Ich hab es nicht verdient und weiß doch nicht,
Ob nicht von mir des Frühlings Schmerzgedicht,
Ich hab doch alles, wies da ſteht, geträumt,

Lateiniſch nicht, das hat er wohl gereimt,
Wenn dies die Arbeit, da iſts freilich ſein,
Der Geiſt, das Weſen war doch ſicher mein.
Doch that ich unrecht, einen Lohn erſchleichen,
Den nicht dem Geiſt, dem Fleiße man will reichen.
Ich möcht es los ſein, ach was iſts nun werth,
Wonach verlangend ich mich aufgezehrt!
Mir bangt, — das Zwielicht ſchimmert — und das Bild
Des Roland drohet mit dem Schwerte wild,
Er will Gerechtigkeit in aller Welt bewachen,
Ich hör ſchon die ſteinernen Glieder krachen,
Als höb er ſich zu einem kräftgen Schlag;
Triff mich! ich ende mit dem Sündentag.
Und alles ſchweiget in dem öden Saal,
Nur fern beſeufzt der Jugend Geiſt die Qual,
Die ihn ſo lang, ſo nutzlos hier gebannt.
Wer tritt mir da entgegen allbekannt?
Wer ſteht da vor mir? täuſcht ein Traum mich nicht,
Ich ſeh des Traumes lieblichſtes Geſicht,
Ich ſeh den Frühlingsgott, doch ohne Leier,
Er ehret mich nach meiner ſchwachen Feier, —
Ich hab es nicht allein verdient, der Meiſter
Belauſchte und beſchrieb des Traumes Geiſter;
Mir iſt, als träumte ich noch einmal wieder,
Als zögen durch mein Ohr die Frühlingslieder.

Raphael.

Wie iſt dir Kleiner, halt — du ſchwankſt, die Huld

Hat

Hat dich zu ſehr ergriffen, hab Geduld,
Nach kurzer Zeit wirſt du das Buch vergeſſen
Und endlich fühlſt du, daß du nichts beſeſſen.

Johannes.

Du biſt ein Menſch, haſt Stimme, Fleiſch und Bein,
Biſt du kein Gott, ſo bin ich nicht allein,
O mir iſt wohl, da ich dich endlich finde;
Ich träumte einſt von dir, verzeihs dem Kinde
Daß es dich liebt noch ohne dich zu kennen,
Ich mußte dich den Gott des Frühlings nennen,
Denn ſo erſchienſt du mir.

Raphael.

Wie wunderbar,
Ich ſeh hinauf, wenn ich dich ſprechen höre,
O Kind wie biſt du alt und wunderbar,
Und biſt hier noch mit Knaben in der Lehre.

Johannes.

Mir ward die Zeit ſo lang, ſo ward ich alt,
In einer jugendlichen Frühgeſtalt.

Raphael.

Und bliebſt ſo ſchön, ich muß die Weisheit loben,
Die zarten Schmelz um Lilien hat gewoben;
Die Weisheit thuts daß nichts Unreines hafte,
So blüht die Schönheit rein im Lebensſafte,
Ich ſah dich näher an mit Vorgefühl,
Du warſt es Kind, das ich in dem Gewühl
Von frühen Leidenſchaften für neu Traum gehalten,

Als ich durch Streit von Spiegelglanz geſpalten,
So dich als ihn in einem Blitz vergeſſen.

Johannes.

Wohl mir, mein Glaube war doch nicht vermeſſen,
Du ſahſt mich an, du warſt das erſte Weſen,
In deſſen Aug ich Sonnenlicht geleſen;
O mir iſt wohl, da ich dich endlich finde,
Ich liebte dich ſchon lang, verzeih's dem Kinde,
Ich lernte dich als Gott der Sonne kennen,
Ich möchte dich auch Frühlingsgott benennen,
O ſchöne Sehnſucht, die mich lang verzehrt,
Der liebſte Freund, er iſt mir neu beſcheert.

Spiegelglanz (kommt langſam und unbemerkt in den Saal).

Nun hindert nichts den kühnen Lebensplan,
Daß mirs gelingt, vernichtet jeden Wahn
Als ob mir Gabriel die eigne Lüge,
Gehüllet hätte in des Himmels Züge. —
Johannes wird wohl hier geblieben ſein,
Er konnte nicht in unſre Thür hinein.
Wer ſpricht mit ihm? — Ihr grimmen Todsgewalten,
Mein Todfeind iſts, den ich für todt gehalten,
Den ich zerſchmettert ſah von einem Wetterſtrahl,
Er lebet wieder auf zu meiner Qual,
Mein Meſſer zittert ſchon in meiner Scheid,
Kein Todter kommt zu Lebendem aus Neid.

(Er horcht)

Raphael.

Ich weiß es nicht, was mich ſo zu dir bannte,
Im Glück und Unglück hab ich dein gedacht
Als wenn dein Bild in meinem Herzen brannte,
Es überſchlich mich oft ſo warm und ſacht.
Und grauvoll iſt mir jetzt der Schmerz erwacht,
Daß du in eines böſen Teufels Macht.

Johannes.

Iſt er denn böſ' der Spiegelglanz? — ſag an,
Er thut mit Ernſt, was er nur leiſten kann,
Ich hab zwar wenig ganz zufriedne Tage,
Doch mein' ich gute Abſicht bringt mir Plage.

Raphael.

Ich haſſe ihn auf weiter Welt allein,
Und dieſer Haß kann doch kein Zufall ſein;
Er iſt ein ſchlechter Mann, ich bitt dich fliehe,
Es ahnet mir daß er dich ſchlecht erziehe,
Hat er dich nie zum Böſen angeführt?

(Spiegelglanz erhebt das Meſſer gegen Raphael, läßt es aber wieder ſinken.)

Johannes.

Ich denke nach und bin ſehr tief gerührt
Und kann dir nicht geſtehn wie er mich hat verführt.

Raphael.

O ſei nur wahr, o ſei nur einmal offen,
So wird dir wieder leicht und frei zum Hoffen.
Was drückte dich daß deine Red erſtickte?

Johannes.

Ich ſag es dir nicht ohne tiefe Reue,
Ich ſag es ſacht, — wir ſind doch hier nur zweie?
Ich hatte wohl geträumt von einem Frühlingsfeſte,
Doch Spiegelglanz hat das Gedicht gemacht,
Das von dem Erzbiſchof heut als das Beſte
Mit Unrecht mir hat höchſten Preis gebracht,
Deß Inhalt wer wie ich mir ſelbſt, — ſo eigen!

Raphael.

Du mußt das öffentlich der Schul anzeigen!
Das du bekennſt, das zeigt dein frommes Herz,
Du ſtrafeſt dich mit deinem eignen Schmerz.

Johannes.

Du willſt es und ich thu's, du biſt mein Wille
Und würd's mir noch ſo ſchwer daß ich's erfülle;
Nimm meine Hand, das Opfer meiner Treue
Verſchieb ich nicht; und der Vergebung Weihe
Gieb mir in einem: Ein heilig Zeichen.

Raphael.

Die Wehmuth will mein ganzes Herz erweichen,
Ich denke meiner Frau, die mir entriſſen
Durch Feinds Gewalt, ich denk ihr letztes Küſſen,
Mir iſt als würd ich bald mit ihr vereint,
O welcher Troſt aus deinen Augen weint.

(Spiegelglanz ſticht nach Raphael, trifft ihn aber nicht, ſchüttelt unwillig mit dem Haupte und zieht ſich in das Dunkel wieder zurück.)

Raphael.

Es iſt mir bang daß wir hier nicht allein,
Was ſauſte ſo an meinem Ohr vorbei.

Johannes.

Die Abendfliegen kommen von dem Rhein
Und fliegen in der Spinne Netz herbei,
Ich darf mit niemand hier vertraulich ſein,
Denn ſtets bewachet mich der ernſte Meiſter.

Raphael.

Mir iſt als ſchwebten um uns böſe Geiſter.

Johannes.

Mich ſchreckt nichts mehr, ſeitdem ich ſündenſchuldig.

Raphael.

Dein Schickſal Kind macht mich ſo ungeduldig,
Es kommt mir ein, es würde beſſer ſein
Dich noch an dieſem Abend zu befrein.
Gewiß noch heute mußt du ihn verlaſſen,
Denn ungeſtraft läßt er ſich nimmer haſſen.
Entflieh mit mir, in Rom ſind wir geborgen,
Mein Vater ſchützt uns, aus den bangen Sorgen
Erwecket uns ein Himmel ewig klar,
Da iſt kein Winter nur ein geiſtlich Jahr,
Das eingetheilt durch neue Pracht in Feſten
Uns auferzieht zu freudgen Himmelsgäſten.

Johannes.

Du willſt die Hand zu ſolcher Luſt mir reichen?

Raphael.

Wir müſſen noch in dieſer Nacht entweichen.

Johannes.

Die Thore ſind geöffnet, auf den Gaſſen
Schwärmt mancher Schüler, der die Schul verlaſſen.

Raphael.

Bald ſehen wir die heilgen ſieben Hügel,
Der Kirchen Glanz, wir hören die Geſänge,
Mir iſts als ob der Töne Engelsflügel
Mich ſchon erheben aus des Saales Enge,
Da wirds dir leicht dein Unrecht zu bekennen,
Du fühlſt das Herz in reiner Andacht brennen —
In unermeßlicher Gewalt des Lichts.

Spiegelglanz (tritt hart auf und erſticht ihn).

Ein Zucken meiner Hand; aus allem — nichts!
Kein Schritt iſt dir vergönnt zum Vaterland;
Du ſpotteteſt einſt mein, erkenn die Hand,
Die dich in deinem Stolze überwand.

Raphael.

Laß noch das Meſſer in der tiefen Wunde,
Erbleich nicht Knabe, hör aus meinem Munde
Die treue Warnung, flieh die Sündenpforte
Eh ſie noch hinter dir iſt zugeſchlagen,
Schrei Mord und Feuer in dem ganzen Orte
Und drohe ihm, ſo muß er endlich zagen.

Spiegelglanz (reißt ihm das Meſſer aus).
Stirb und verdirb.

Johannes.

Alle Geſtalten vergehn,
Alle Töne verwehn. (Johannes ſtürzt ohnmächtig nieder.)

Spiegelglanz.

Es dringt der Traum geharniſcht in das Leben,
Wer faſſet ihn, ich darf ihm nichts vergeben;
Und iſt ſie todt, ſo mag es raſch beginnen,
Warum noch viele Jahre mühſam ſinnen.
Will raſch mich als Prophete aller Welt verkündgen
Und wird ſie glauben, werd ich ſie entſündgen.
Sie athmet noch, ich reiß ſie mit Gewalt
Hinweg von dieſes Jünglings bleicher Leiche,
Wie hält ſie feſt die ſtarrende Geſtalt
Als ob ſie auch im Tod nicht von ihm weiche.
Sie ſind getrennt durch mich, die Abendluft,
Die zärtlich ſpielt in ihren Morgenlocken,
Wird ihre Geiſter ſchmeichelnd rückwärts locken,
Der Feind erhält den Rhein zu ſeiner Gruft,
Der vor dem Fenſter ſo kryſtallen blinkt; —
Wie mancher in dem mächtgen Strom ertrinkt.
Ein todter Feind hat liebliche Geſtalt,
Er ſcheint uns nicht zu jung und nicht zu alt,
Nimm ihn du Rhein, wie bald zermalmen
Ihn drinn die Schlangen und gefräßgen Salmen.

(Er trägt die Leiche des Raphael fort.)

Johannes (wacht auf und ſieht ſich fremdartig um).
Wo wach ich auf, dort blinken ja die Sterne
Als müßten ſie zu meinen Füßen gehn,
Wo bin ich? In der weiten Himmelsferne
Kann ich den Warnungsengel nirgend ſehn,
Bin ich ſchon rein, daß er mich ſo verläßt,
Ich hänge noch in allen Sünden feſt.
(Sie geht traurig umher und erkennt den Ort.)
Die Augen klären ſich in Thränen auf,
Ich ſeh des Rheines blendend hellen Lauf,
Ich ſeh die Sterne an dem Himmel ſtehn,
Die blinkend in dem Rheine ſich beſehn,
Ich ſeh der Schiffer Licht auf ſchwarzen Schiffen,
Ich hör die Wächter, die einander pfiffen,
Was iſt geſchehn, was deuten ſie ſich an,
Ach daß ich ſo vor nichts erſchrecken kann.
Wer war denn hier, ich weiß ihn nicht zu nennen?
Doch muß ich ihn ſchon viele Jahre kennen!
Er wars, der ewig in der Seele ſteht,
Erinnerung ſo ſcharf durch meine Seele weht,
Er rufet noch: Entflieh der Sündenpforte!
Sind das der Liebe letzte ſüße Worte?

Spiegelglanz (zurückkommend).
Johannes ſchläfſt du noch, komm ſchnell nach Haus.

Johannes.
Verlaſſe mich, du bringſt dem Herzen Graus
Und ich bin ſchwach, mein Haupt iſt ſchwer verwirrt,

In Schreckensworten meine Seele irrt.
Du haſt den Freund aus meinem Arm geriſſen,
Auf Erden ſoll ich ewig ihn vermiſſen,
Nichts lernen will ich mehr, nichts thun als weinen.

Spiegelglanz.

Du biſt von Sinnen, ſprich, was kannſt du meinen?

Johannes.

Hier liegt die Leiche, hier dein blutig Meſſer.

Spiegelglanz.

Du biſt verwirrt, beſchaue alles beſſer,
Hier liegt dein Buch, das du zum Lohn empfangen,
Ich glaub du träumſt in unbeſtimmten Bangen,
Wie einſt als du die Morgenzeit verſchlafen,
Wo du im Traume ein Gedicht geſagt,
Als nimmer ſonſt bei noch ſo harten Strafen,
Daſſelbe das du heute hergeſagt
Und das ich raſch dir nachgeſchrieben hatte,
Damit es dich mit reichem Lohn ausſtatte.

Johannes.

So iſts doch wahr, woran ich geſtern glaubte,
Was iſt denn wahr daß mir nicht Zweifel raubte,
Iſt es denn wahr daß ich hier lang geſchlafen?
Iſt es denn wahr daß deine Stich' ihn trafen,
Den ich nicht nennen kann? — —

Spiegelglanz.

Der nicht vorhanden,
Wie machſt du mich in deinem Traum zu ſchanden,

Sieh her mein Meſſer, ſieh es iſt ſo rein,
Es giebt im Sternenglanz ſo hellen Schein;
Was willſt du thun, du drängeſt dich hinein.

Johannes.

Ich möchte ewig bei dem Frühling ſein.

Spiegelglanz.

Wach auf, hätt ich das Meſſer nicht gehalten,
Du hätteſt dir im Schlaf das Herz geſpalten.

Johannes.

So war das alles Traum was ich erblickt,
So war kein Engel mir als Freund geſchickt,
Der mich nach Rom zur Freiheit wollte führen?

Spiegelglanz.

Abwechſelnd Traum und Wahrheit dich regieren,
Dein treuſter Freund dich führt zur heilgen Stadt.

Johannes.

Wo iſt er ſprich, ich fühl mich noch ſo matt.

Spiegelglanz.

Ich führe dich, des Erzbiſchofs Geſchenk
Wird uns mit Sparſamkeit zur Reiſe gnügen,
Wärſt du geſund, ſchon morgen denk —
Könnt uns der Rhein in ſchöne Träume wiegen;
Noch dieſe Nacht ließ alles ſich bereiten,
Die Sterne würden uns nach Rom hinleiten.

Johannes.

Sind dieſe Sterne wahr? — Sind ſie kein Traum
Wie der, der dieſen finſtern engen Raum

Zu einem Himmelssaal erwärmte;
O wär es sicher daß ich jetzt nicht schwärmte,
Der Reise Hoffnung gäb mir Kraft genug.
O schwöre mir daß alles nur ein Trug
Wie mich umschloß des Mundes Knospenkühle,
Die sich erschloß in zärtlichem Gefühle,
Wie er mich warnte, euch nicht zu vertrauen,
Wie ihr ihn umgebracht!

Spiegelglanz.

Mit Grauen

Durchschauert mich, was du so leicht erzählt,
Des Tages Angst hat dich so arg gequält,
Als du hier in den Bänken eingeschlafen.
Der Himmel martert dich mit schweren Strafen.
Gewiß mußt du geheim gesündigt haben,
Bekenn es nur, es läßt sich nicht begraben
Die Schrift die uns der Wurm ins innre Herz genagt;
Sie löscht sich nur, wenn es ist ausgesagt.

Johannes.

O welche Angst, gewiß bin ich ein Sünder,

Spiegelglanz.

Bekenne nur, Gott strafet keine Kinder,
Wenn sie bekennen ihre Missethat.

Johannes.

Ich weiß es nicht, was ich so böses that,
Doch ist mir selbst als hätte ich gesündigt,

Als hätte Gottes Zorn ſich mir verkündigt,
Da fällt mir etwas ſchwer aufs Herz.

Spiegelglanz.

Sag an,
Welch Frevelwerk dich ſo erſchüttern kann.
Bekenne gleich, ſieh dort die Wolken ſtehen,
Die Erde bebt, wenn ihre Donner gehen.

Johannes.

O bet für mich, ich muß in Angſt vergehen.
Ich ſage gleich — was ich vom Traum geſprochen,
Das log ich nur, das iſts, was ich verbrochen,
Mir träumte nicht daß mich der Freund geküßt,
Es war wohl nur ein heimliches Gelüſt.

Spiegelglanz (vor ſich).

Sie lügt und muß was anderes verbergen,
(laut)
Das iſt nicht alles, ſieh nach jenen Bergen,
Da zündet jetzt der Blitz ein hohes Schloß,
Zur Strafe muß vergehen Mann und Roß,
Du ſagſt nicht alles, du verbirgſt noch mehr.

Johannes.

Ich kanns nicht ſagen, nein es iſt zu ſchwer.

Spiegelglanz.

Bekenne gleich, du haſt nur wenig Zeit,
Du biſt von deinem Grabe gar nicht weit.

Johannes.

Gleich Meiſter, gleich, mir fehlt der Athem noch,

So wißt, ich machte in unſrer Wand ein Loch,
Da hab ich heute morgen durchgeſehen,
Als viele Leute zu dem Bade gehen.

Spiegelglanz (vor ſich).

Ich habe Müh das Lachen zu verbeißen,
(laut)
Die Neugier konnte dich in ſolche Sünde reißen,
Ich hatt es heute dir ſo ſtreng verboten!

Johannes.

Ich habe nichts geſehn, es kamen Boten,
Es ſei ein Mann ertrunken in dem Rhein,
Da ſtiegen alle in ein Schiff hinein
Und wollten ihn auffiſchen, doch vergaßen
Sie all das Beten, konnten ihn nicht faſſen.
Da wollte keiner baden, einer ſprach,
Ein Todter zög ſich einen andern nach,
Nun iſt doch heute keiner mehr verloren
Und wie ihr ſagt, die Furcht kommt von den Thoren.

Spiegelglanz.

Du ſtockſt, du wendeſt dich von mir, du weinſt,
Du thateſt mehr, was du recht ſündlich meinſt.

Johannes.

Nein, nein, ich habe alles nun bekannt.

Spiegelglanz.

Ich ſage dir, du wirſt hier feſt gebannt
Daß du vom Orte dich nicht regen magſt,
Wenn du mir dein Bekenntniß noch verſagſt.

Johannes.

Laßt los, Ihr haucht mich ſchrecklich feurig an,
Ich ſag Euch gleich, was ich bekennen kann,
Doch müſſet Ihr es mir voraus verzeihen.

Spiegelglanz.

Nein, nein, der rechten Strafe dich zu weihen
Beſchwöre ich mit allen heilgen Eiden;
Ich bin verſchloſſen jeglichem Mitleiden.

Johannes.

Es drückt das Herz mir ab, ich muß bekennen,
Der Schmerz will meine Augen ganz ausbrennen. —
Hört nur, die Spinne die ihr mir genommen,
Die ich verehrt, weil ſie ein Kreuz vollkommen
Auf ihrem Rücken trug, die ſchon ſo zahm
Daß ſie die Flieg aus meinen Händen nahm,
Die Spinne, die Ihr eingeſchloſſen habt
Ins Käſtchen, weil ſie alſo hochbegabt,
Daß ſie nach dreier Jahre ruhger Friſt
Von Niemand angeſehn, ein Demant iſt,
Die wollt ich ſehn, wie weit ſie ſchon verſteint,
Weh, weh, wie hab ich da ſo ſehr geweint,
Als ich der böſen Neugier nachgegeben
Und ſorgſam erſt den Deckel wollte heben,
Da lief ſie fort durch jenes Loch der Mauer,
Ich rief ihr nach in meiner tiefen Trauer,
Sie hörte nicht wie ſonſt, ich mußte weinen.

Spiegelglanz.

An dieſem Fall mag deutlich dir erſcheinen,
Wie Sünde ziehet alles Unglück nach,
Daß deine Neugierd dort ein Loch ſich brach,
Das gab der Spinne einen Weg! Magſt weinen,
Zutraulich nannt ich dich bisher den Meinen,
Und dennoch biſt du ſpielend abgefallen,
Die Sünde feſſelte dich mit ſcharfen Krallen;
Ich ſollte dich verſtoßen, dich verfluchen,
Ich will nach Milderung im Herzen ſuchen.
Jetzt überdenk, wohin dein Trotzen gegen mich
Bis jetzt geführt; ein Wort vernichtet dich.

Johannes.

Was iſt das für ein Wort?

Spiegelglanz.

Ich rath dir ſchweige,
Daß ichs nicht ſage dieſes Wort, das bitte
In Einſamkeit von Gott, und daß er litte,
Daß ich mit dir nach Roma dürfe wandern.
Obgleich ein Böſer oft verdirbt den andern,
Du würdeſt dann auf dieſer ſchönen Reiſe
Die Schuld vergeſſen, würdeſt endlich weiſe.

Johannes.

Ich habs gebetet demuthvoll und leiſe.

Spiegelglanz.

Recht gut! Doch weil du Einſamkeit mißbraucht,

So ſeiſt du ganz in Einſamkeit getaucht.
Sollſt dieſe Nacht in dieſem Dunkel bleiben,
Um allen böſen Willen zu vertreiben,
Sollſt hier die Heimlichkeiten all ablegen,
Dann kehret wieder meiner Liebe Segen.

Johannes.

O Meiſter tödtet mich, doch laßt mich nicht allein
In dieſes Saales wilder Wahnſinnspein,
Ich fürchte mich, daß ich hier raſend werde,
Denn ſicher iſt es nicht auf dieſer Erde;
Hier ſteigen Menſchen aus der Erde Gründen
Und ſterben fälſchlich warnend und verſchwinden.
Ich renne mir den Kopf an dieſen Wänden ein,
O Meiſter tödtet mich, nur laßt mich nicht allein.

Spiegelglanz.

Klemm dir den Finger an dem Fenſter ein,
So läßt du gleich das Kopfeinrennen ſein;
Die Nacht der Prüfung ſoll dir jetzt beginnen,
Du magſt dir Leben oder Tod gewinnen.

(Spiegelglanz geht ab und ſchließt den Saal zu; Johannes wüthet gegen die verſchloßne Thüre.)

Johannes.

Ich will nicht allein ſein, nein, nein,
Ich ſchlag die Thür ein,
Ich zerkratze den Boden,
Ich ſchrei ſo lange noch in mir ein Oden.

Spiegelglanz (draußen).

Du ſchweigſt, ſonſt ſchick ich das Muhkalb
Und den ſchwerfällig-ächzenden Alb!

Johannes (ſucht ſich zu beſchwichtigen, leiſe).

Ach! O! ich fleh, o laß mich nicht allein,
Die Thür ſchließt zu! — ich ſtürz mich in den Rhein — —
Die Geiſter ſprechen vom Katheder nieder,
Und meine eigne Stimme hallet wieder, —
Soll ich in Angſt und Wahnſinn hier verderben,
Nein lieber will ich eines freien Todes ſterben.
(ſteigt aufs Fenſter.)
Ich weiß es doch, es wird ihn morgen kränken,
Er wird in Wehmuth meiner noch gedenken
Wenn er mich ſucht und findet mich nicht mehr,
Und ahnet daß ich ſchon im weiten Meer.
Ich will ihn kränken, weil er mich verließ,
Es ſoll ihn ſchmerzen, daß er mich verſtieß,
Er ſoll es fühlen, wie mir hier zu Muthe,
Wo Täuſchung ward aus meinem höchſten Gute,
Wo Lieb und Freundſchaft ein Geſpenſtertraum;
Viel lieber ſink ich in den Wellenſchaum,
Wo ſich die Nixen ihre Hemden waſchen,
Da will ich ſie im Sprunge überraſchen,
Sie ſehen mich, ſie winken mit den Händen,
Sie werden allen Schaden von mir wenden.

(Sie will hinausſpringen, da flattert ihr ein Nachtrabe entgegen.)

Nachtrabe.

Wohin mein Kind, ich bin ein mächtger Rabe,
Und krächz am Rhein bei manchem friſchen Grabe,
Wart nur bis morgen dann bin ich bereit,
Und hab bei dir zu ſitzen wieder Zeit,
Was fürchteſt du, daß dir der Tod willkommen,
Schlaf aus, mein Kind, das wird dir wohl bekommen.

Johannes.

Er hat mich hier ſo ganz allein gelaſſen,
Ich will ihn ärgern, denn ich muß ihn haſſen.

Nachtrabe.

Warum hat dich der böſe Mann verlaſſen?

Johannes.

Die Sünde hat mich in den Arm genommen,
Und ſpielt mit mir und reizet mich zum Böſen,
Ich hatte mir viel Gutes vorgenommen,
Es wird der Tod mich von der Sünd erlöſen.

Nachtrabe.

Der Tod iſt erſt der Sünde höchſter Sieg,
Und nur im Leben machſt du ihr den Krieg;
Du armes Kind, ich möchte mit dir weinen,
Ich habe dich ſo lieb wie meine Kleinen,
Und weiß doch auch, daß ſie vom Blute leben,
Wenn ſie den Fittig erſt in Freuden heben.

Johannes.

Wo ſind ſie? Deine Kleinen möcht ich ſehn.

Nachtrabe.

Da müßteſt du auf hohem Dache gehn.

Johannes.

O trag mich hin, da muß es herrlich wehn.

Nachtrabe.

Tritt nur am Fenſter auf die Zackenſteine.

Johannes (fängt an zu klettern).

Es ſchwindelt mir, ich ſchwebe übern Rheine.

Nachtrabe.

Du wollteſt ja vorher hinunter ſpringen.

Johannes.

Ich bitte dich, kannſt du zurück mich bringen.

Nachtrabe.

Nicht doch, du mußt vorher ins Neſt mir ſehen.

Johannes.

Vor Kält und Zittern kann ich kaum noch ſtehen.

Nachtrabe.

Jetzt biſt du oben, kannſt ins Neſt mir ſehen,
Sie meinen daß ich dich als Futter bringe.
Sie ſperren krächzend auf die Schnäbel.

Johannes.

Das iſt doch gar ein ſchreckliches Geſinge,
Und drunten wälzet ſich ein weißer Nebel.

Nachtrabe.

Sie ſind ſo ſchwarz, weil ſie des Teufels Kinder,
Gleich deinem Haar ſo ſchwarz iſt ihr Gefieder,

Doch ihre Augen ſind doch viel gelinder,
Sieh nur, ſie ſchlagen ſie vor dir ganz nieder.

Johannes.

O ſprich, ſo bin ich wohl des Teufels Kind?

Nachtrabe.

Es hilft dir nicht, daß ich es dir verkünd.

Johannes.

O weh! ſo bin ich hoffnungslos verloren.

Nachtrabe.

Im Himmel giltſt du nicht, du biſt geboren
Für jene Erde, die hier unter dir,
Drum ſteig zum Fenſter ſtill zurück mit mir,
Es wird auf Erden dir noch viel gefallen.

Johannes (ſteigt zurück).

Da ſteh ich wieder in den Schreckenshallen,
Doch alle Furcht iſt aus dem Herzen fort,
Ich höre wieder das verſtändge Wort,
Mir hilft das Sterben nichts und nichts das Leben.

Nachtrabe.

Wer ſchlafen kann, mag vieles überleben.

Johannes.

Ach wer im Wachen träumt, der kann nicht ſchlafen.

Nachtrabe.

Sieh auf, ſchon kommt der Mond, mit Wolkenſchafen
Am Berg herauf in ſeinem vollen Licht,
Macht dich nicht müd ſein ſchlafend Angeſicht? —

Wie er die Augen hat ſo feſt geſchloſſen
Und träumend ſich an jenen Thurm muß ſtoßen.

Johannes.

Er iſt ſo hell, wie ich ihn nie erblickt,
Es iſt kein Stern, der nicht vor ihm erſchrickt,
Und ziehet ſich zurück ins dunkle Haus.

Nachtrabe.

Sie ſchlafen nun nach langem Wachen aus,
Leg deinen Kopf auf dieſes goldne Buch.

Johannes.

Es drücket mich mit alter Sünde Fluch,
Sieh doch, du froſtger Rabe, welch ein Glanz
In ſeiner Ränder Regenbogenkranz,
O welche Worte ſtehen da gemalt,
O welcher Troſt vom Mondenglanz umſtrahlt.

„Ohn Anfang und ohn Ende
Biſt du Gott ewig lebend,
Die Kraft der mächtgen Hände
Erhält den Himmel ſchwebend,
Wie auch Gedanken ſteigen,
Du hebſt ihn dennoch höher,
Du wirſt ihn höher zeigen,
Je näher dir ein Seher;
Nur wer ſich ſelbſt vergeſſen
Hat deiner Liebe Tiefe,
Wenn er in Noth entſchlieſe,
In Seligkeit ermeſſen.“

(Johannes ſchläft bei dieſen Worten ein, der Nachtrabe entfliegt, das geflügelte Weib Melancholia ſchwebt im Mondenglanz nieder, die ihn mit Trauer und Zärtlichkeit betrachtet, bis die Sonne aufgeht, dann ſeufzt ſie.)

Melancholia.

So traurig wie der Schmetterling
An der geſchloßnen Blume hängt,
Die er in dunkler Nacht umfing,
Eh ſie der Sonne Strahl verſengt,
So hängt mein Blick am zarten Kind,
Und kanns nicht wecken, ſchützt es nicht,
Schon weht der friſche Morgenwind,
Es drängt mich fort das Sonnenlicht
Und ſcheidet eine frohe Welt,
Du naheſt mir in Fröhlichkeit,
Du wirſt in Luſt dem Schmerz geſellt,
Wie ſehn ich mich nach jener Zeit;
Dich reißt die Sünd zum ſchönen Land,
Wo alles treibt zum Übermuth,
In einer wilden Sonne Brand,
In deinem heißen Vaterblut;
Ach weh wie werd ich dich noch ſehn,
Eh du in mir kannſt untergehn.

(Sie entfliegt zögernd.)

Spiegelglanz (die Thüre aufſchließend und mit Luzifer als Chryſoloras reiſefertig eintretend.)

Wach auf und ſei zur Reiſe munter,
Die Sonn geht auf, der Mond geht unter;

Es iſt der Weg vom Thau ſo feucht,
Es geht ſich friſch, es geht ſich leicht,
Und ſolls nach meinem Willen gehn,
Wir müſſen heut Italien ſehn.

Chryſoloras.

Es ſchläft das Kind in Seligkeit,
Auf ſeinen Wangen trocknen Thränen,
Wir gönnen ihm die Ruhezeit,
Und tragens nieder zu den Kähnen;
Wie wird es ſich verwundern heut,
Wenn es erwacht von Mainz ſo weit.

(Er hebt das ſchlafende Kind auf und geht mit Spiegelglanz leiſe und ſtill zum Ufer. Als er zu den gemietheten Kähnen gekommen, legen ſie es auf den Boden des Reiſeſchiffes, die Pferde ziehen an und der Kahn geht langſam dem Strome entgegen; das Kind erwacht nicht; ſelbſt durch eine Reihe ſingender Kähne, auf welchen weißgekleidete Kinder zur Firmung nach Mainz gefahren werden, fährt er ohne zu erwachen, ein wunderbares Bild, wie der Menſch unbewußt dem Strome entgegen ſeinem Heile vorbei wie von dem Schlafe zum Traume, ſo häufig aus der Kindheit beengtem Raum in das reiche unermeßliche Land ſeines reiferen Daſein hinübergeführt wird.)

Dritte Periode.

1.

Die Reise nach Rom beruhigte das geängstigte Gemüth des fröhlich und kräftig heranwachsenden Kindes. In wenigen Tagen schien ihm alles, was er früher erlebt, leer und nichtig gegen diese wunderbare Welt, die sich ihm an beiden Seiten des Schiffes aufthat. Alle früheren Züge mit Spiegelglanz hatte es in einem Alter gemacht, wo körperliche Bedürftigkeit jene Freuden der Neugierde verkümmerten, jetzt war es in dem freudigen Alter, das von der Last des Körpers nur im Einschlafen etwas empfinden kann und alle Anstrengungen der Erwachsenen mit zu ertragen weiß. Die glückliche Beobachtung des Kindes, seine offene Liebe zu allem Schönen schenkten ihm so manchen herrlichen Einfall über Dinge, die Spiegelglanz in der Höhe seines Stolzes für geringfügig achtete, daß er den göttlichen Stoff in ihm, den er bis dahin nur aus Aberglauben angenommen und verehrt hatte, mit einem eigenen fremdartigen Gefühle entdeckte. Gewissermaßen fürchtete er sich vor dem Kinde, und stellte sich

unaufmerksamer und gleichgültiger gegen dasselbe, als er wirklich war. Johannes ließ sich so wenig dadurch, wie durch den Spott des Chrysoloras abschrekken, doch mied er den Letzteren mehr; er theilte aus Bedürfniß mit, was ihm einfiel, und da er bald unter Völker versetzt war, deren Sprache ihm unverständlich, so wurde er vertraulicher und gewissermaßen gleichzeitiger mit Spiegelglanz, als er es je möglich geglaubt hatte. Luzifer unter der Gestalt des Chrysoloras freute sich an dem wunderbar sich entwickelnden Geiste, so fremdartig er ihm war; er munterte den Muthwillen desselben auf, und so war bei der Ankunft in Rom gar nicht mehr an die sklavische Furcht zu denken, der sich Johannes bei jedem Winke des Spiegelglanz unterworfen gefühlt hatte. Aber auch die Ursachen des Mißvergnügens hatten sich da sehr vermindert. Das Sprachlernen wurde in Rom auf andre Art getrieben, alles berührte sich da lebendiger und näher, von Sprache als Sprache hatte man keine abgesonderte Vorstellung wie jenseit der Alpen, wo nicht mehr untersucht, sondern nur geglaubt werden durfte. Hier in Rom war seit Karl dem Großen der Quell der großen Begebenheiten, die sich durch einen von weltlicher Herrschaft unabhängigen Glaubensstaat unausgesetzt über Europa entwickeln sollten.

Nicht blos die Glaubenssekten aller Gegenden, sondern auch die älteren philosophischen Schulen hatten

hier ihre freien Anhänger, freier aber als alles entwickelte sich die leidenschaftliche Eigenthümlichkeit der Menschen. Laster die jenseit der Alpen mit dem Kirchenbann belegt worden wären, ja dort vergebens einen Namen gesucht hätten, wurden hier ungestraft geübt. Alle Art sinnlicher Lust war in einer Rückkehr menschlicher Schwäche der Aufopferung aller Lebensgenüsse bis zur Hingebung des Lebens selbst für den des Glaubens fast unmittelbar gefolgt; nur jenseit der Alpen, besonders aus dem nördlichsten Schottland erschienen noch einzelne Glaubenshelden im Dienste der Kirche. Kein Volksglaube und Gewohnheit hemmte die leidenschaftliche Kraft Italiens, noch war sein Volk ein wunderbares Gemisch verschiedenartiger Nationen, die sich in den Schätzen des alten Römervolks getheilt hatten, auf die heftigen Südländer war der Kern von nordischen Kriegern gepfropft und nach Mahomeds neuer Volksreligion hatten sogar die Sarazenen einen Theil des Landes eingenommen. Die Verhältnisse zu den griechischen Kaisern waren lange schwankend, nicht minder die Herrschaft der übrigen Theile Italiens. Rom war allein frei und dort vollbrachten nicht etwa wie in späterer Zeit die Kardinäle, sondern Geistlichkeit, Adel und Volk meist auf gewaltthätige Art die Papstwahl. Die hohe Geistlichkeit abwechselnd von so verschiedenen Kaisern und Königen eingesetzt, achtete dort keines Verbots; in ihr verkörperte sich die Ideenmasse,

die unter den Lehrern und Gelehrten ſtreitig ausgeboren wurde zu einer ſinnlichen Freude daran, ja ſie ſcheuten es nicht mit den Waffen und mit Betrug für das unſichtbare Ewige zu fechten, das ſich um ſo weiter von ihnen entfernte, je wichtiger ſie ſich in ſeinem Dienſte glaubten. Die Bilderſtürmerei hatte zwar keine Obergewalt in Rom wie einſt in Griechenland gewonnen, ſie wurde vielmehr der Grund der Kirchentrennung, aber ihre Anhänger lebten auch in Rom und Spiegelglanz ging in ihre Anſichten ein und brachte Johannes zu ihren Vorleſungen.

Dieſe Vorleſungen, zu welchen Chryſoloras, als griechiſcher Leibarzt des Papſtes die Erlaubniß erſchlichen hatte, waren an ſich blos unterſuchend, ſie wollten die Gründe für die abweichende griechiſche und römiſche Lehre ruhig erläutern. Dieſe ſcheinbare Ruhe in einer Angelegenheit des Gewiſſens, die alle bis zur Raſerei erhitzte, iſt die gefährlichſte Äußerung der alles überſchauenden Gelehrſamkeit, die in der Beurtheilung unendlich viel umfaßt, das zu einer Thätigkeit des ganzen Lebens erhoben ſich gegenſeitig ſchrecklich zerſtören würde. Chryſoloras hatte ſich aber an dieſe Ferne des Lebens gewöhnt, wo alles nur als Bild, nichts in ſeinem vollen Daſein auftritt, denn während er die Bilder der Chriſten als etwas Unverwerfliches aber doch als etwas ganz

Nichtiges verwarf, ließ er mit Sorgfalt nach den Denkmalen der alten Religion Roms ſuchen und theilte dieſe Neugierde allen ſeinen Schülern mit. Auch Spiegelglanz und Johannes wühlten in allen Stunden der Erholung, ſtatt des belebenden Bildes der herrlichen Landſchaft ſich zu erfreuen, in dem todten Boden nach gelehrten Denkmalen zur Erklärung der alten Schriftſteller. Aber in beiden entflammte dieſe Neugierde bald andern Sinn und andere Heftigkeit als Chryſoloras je vorausgeſehen. Spiegelglanz konnte zum brennendſten Neide erregt werden, wenn Johannes etwas Wichtigeres als er gefunden und das Glück wollte dieſem Letzteren wohl, er entdeckte mehrere der ſchönſten Werke des Alterthums, doch gab ihm der Zufall nur Köpfe aus dem Alterthume in die Hand, ja er hatte vor aller Nacktheit im Alterthum eine Art furchtſamer Scheu theils durch das Ungewohnte, theils auch durch Vorurtheile der Erziehung empfangen, daß er Marmorbeine oder Arme, die beim Graben hervorſchimmerten, mit einer Scheu als wären es die Gebeine ſeiner Vorältern, ſorgfältig wieder bedeckte und an ihrem Orte ruhen ließ. Zu den Götterköpfen aber, die er in ſeiner Zimmerecke aufgeſtellt, trat er in Beziehung mit einer Lebendigkeit, die ſelbſt Spiegelglanz verwunderte, ſie waren ſein vertrauter Umgang, er antwortete ſich in ihrem Namen, befragte ſie um Rath in ſeinen Arbeiten, zu ihnen richtete er ſeine Gebete, Spiegelglanz duldete

das alles, weil er dadurch reiche Aufmunterung zum Lernen erhielt. Wirklich brachte es Johannes auf diesem Wege bald zu einem Reichthum von Gelehrsamkeit, der ihm in den verschiedenen Schulen großen Ruf erwarb, die freie Art, wie er sie erworben, gab ihm eine Sicherheit sie auszudrücken, sein Blut eine Hitze irdischer Begeisterung, die selbst den Gelehrten fehlte. So stieg der alte Glaube in Spiegelglanz, Johannes sei ein Wunderkind zu sicherer Erweckung, war doch Johannes in aller Gesinnung von der Jugend jener Zeit verschieden und ausgezeichnet vor allen. Mit immer wachsender Sorgfalt hütete er ihn vor jeder andern Berührung mit der Welt als im Lernen; selbst dem Besuche der Kirche entzog er ihn und beschränkte ihn ganz auf das kleine Haus in der Vorstadt, das er für ein geringes Geld gekauft hatte; so hatte sich allmälig eine seltsame Scheu gegen alle neue Bekanntschaft in Johannes gebildet, selbst der Besuch der Lehrer war ihm eine Qual, eine Störung der innern Welt, in der er so selig träumte und die alle wie aus einer Vorzeit oder Zukunft der Gegenwart sich nicht fügen wollten. Urban, ein alter Landmann aus Tivoli besorgte die Bedürfnisse des Hauses, die sich beide nicht selbst verschaffen konnten, er brachte Holz und Mehl und Öl, setzte sich dann wohl im Ausruhen zu Johannes und erzählte ihm alles Wunderliche an Mährchen was er irgend im Gebirge ver-

nommen und Johannes glaubte ihm wie seinem eignen Herzen. So bekam Johannes durch ihn eine seltsame Sehnsucht nach den Bergen, er glaubte da auf den Gipfeln Gott näher zu sein, ja seiner Rede gewürdigt zu werden, aber Spiegelglanz erlaubte ihm keine Ausflucht dahin. So wendete sich seine Andacht noch zu entfernteren Höhen, seine freudigste Erhebung fand er jetzt im Morgenstern und Abendstern, er sah das liebreiche Haupt der Venus, das in Marmor über dem Rande seines Tisches hervorglänzte, auch in diesem Sterne, der so freudig am Rande der Erde glänzt, seine Andacht zu ihm erhob sich selbst mit der Gewohnheit und er versäumte keinen Tag zu ihm seine Wünsche und seinen Dank zu sprechen.

So schuldlos entwickelte sich in ihm der alte Glaube, den Chrysoloras als eine bloße Sonderbarkeit, als eine Gedächtnißsache vorbereitet hatte, aber um so schuldvoller verbreitete sich der gleiche Glaube unter den tief verderbten Reichen der Stadt.

Eine seltene Frau fesselte damals die Aufmerksamkeit der Gelehrten sowohl wie der Lebenslustigen, die Fürstin Reinera, die von der Welt gewöhnlich nur Fürstin Venus genannt wurde, weil sie mit Leidenschaft alle Mythen der Venus in sich und ihrer Umgebung darzustellen versuchte. Sie verstand und begriff alles, das Gebildete wie das Rohe und übergab sich beiden um beides zu ihren Genüssen zu zwingen. Ihr alter Götterdienst

war bald mehr als Spiel, ſie verſchmähte keine Liſt, um immer mehr geachtete Zeitgenoſſen ihren Feſten zu gewinnen und da jeder dieſes Unternehmen blos als Spiele und Feſtgelage anſah, ſo fand ſie bald unglaublichen Anhang zu dieſen übermüthigen Thorheiten, durch den ſie immer weiter werben ließ. Sie ſtiftete geheime Feſte der Ceres und des Bacchus und bald wurden ihr die echten Geheimniſſe kund, mitten in den ſcheinbaren; die geiſtige Gewalt des Menſchen über das äußere Daſein eines andern, wie ſie theils in unmittelbarer Berührung, theils durch Vermittelung der in Feuer zerſetzten Körper durchdringend wirken kann, eine Kunſt, die bald Zauberei, bald heilige Beſchwörung (in unſern Tagen Magnetismus), genannt wurde, eine Kunſt, in der zugleich der höchſte Segen und der höchſte Fluch ruht, alles nach der Geſinnung der Menſchen.

Sie wußte die beiden Becher des Bacchus zu magnetiſiren, wie ſie die Alten ſo wunderbar und undeutlich, nur aus ihrer Wirkung erkennbar beſchrieben haben und die mächtige Wirkung dieſer Becher werden wir bald in dem ſchuldloſen Sinne unſeres Johannes wirken ſehen.

Spiegelglanz hatte ihn immer von ihren Feſten zurückgehalten, ungeachtet er ſelbſt zuweilen ſie beſuchte, er haßte die Fürſtin, weil ſie einen alten Glauben herzuſtellen, wie er ſelbſt einen neuen zu erfinden trachtete.

Johannes hatte inzwiſchen genug von ihr gehört,

um bei aller Scheu vor der Welt doch eine Neugierde nach den verbotenen Gärten am Berge zu fühlen, wo ihr Landhaus ſtand.

Chryſoloras ſah jetzt Johannes in der Blüthe ſeines hohen Wuchſes, ſein Anſehn nur durch den Ernſt ſeiner Beſchäftigung und durch die Schönheit ſeines Wuchſes männlich, ſonſt ſo reizend, daß Spiegelglanz ihm kein hartes Wort mehr zu ſagen wagte. Er war mit dem Leichtſinn wegen ſeiner Kenntniſſe, wie es damals gewöhnlich, zum Prieſter geweiht, dies geſchah im Jahre 956. Chryſoloras glaubte ſeinen Plan gegen die Chriſtenheit der Ausführung gewiß, ein Trunk von ihm konnte den Papſt Anaklet entſeelen und ein geſchickter Betrug den Johannes erheben. Der Erzbiſchof von Mainz, der Spiegelglanz unterſtützt hatte, war wegen ſeiner Härte gegen Arme von den Mäuſen gefreſſen; Spiegelglanz bedurfte jetzt eines Erwerbes; hier aber, wo er ſelbſtſtändig auf Erden wirken wollte, trat ihm ein längſt erwieſenes Geſetz der Geiſterwelt furchtbar entgegen. Wo nämlich ein guter oder böſer Geiſt nicht durch das Wort allein, ſondern durch That auf die irdiſche Welt wirken will, da muß er nicht nur den vorübergehenden Schein irdiſcher Geſtalt annehmen, ſondern ſich auch allen natürlichen Bedingungen dieſes Körpers unterwerfen bis zu deſſen natürlichen oder durch fremde Gewalt herbeigeführten Streben, er muß alle körperlichen Leiden und Freuden

ertragen, ſo wenig ſie zu ſeinem geiſtigen Daſein gehören mögen. Es mag wohl einen Kampf koſten, ehe ein freier Geiſt ſich dieſem Zwange unterwirft und es darf uns daher nicht wundern daß ſo wenig Engel und Teufel ſich dem Menſchengeſchlechte geſellen, um ſo aufmerkſamer müſſen wir aber dieſen Erſcheinungen unſer Auge leihen und aus dem geſchichtlichen Dunkel hervorheben. Auch Luzifer-Chryſoloras kämpfte lange mit ſeinen Gegengründen, ehe er ſich entſchloß, den Höllenfaden, die Strickleiter abzuſchneiden, auf welcher er nach Willkühr jeden Augenblick den Körper verlaſſen und zur Hölle zurückzuklettern vermocht. Wir finden ihn in der Baſiliskenhöhle neben der Kirche St. Luzia, wir wollen ihn hören:

2.

Chryſoloras (ſteht nachdenkend mit der Scheere gegen den Lichtfaden, der aus ſeinem Herzen zur Unterwelt geht, endlich fährt er auf).

Drei Stunden nachgedacht, drei Stunden todt geweſen,
Das ſcheint mir einerlei, ich will vom Denken geneſen! —
Kann nicht der Geiſterwelt Geſetz in mir umdenken,
Und frei ſein als ein Geiſt und ſie doch thätig lenken?
Es iſt unmöglich, fühl ich, denn es iſt ein Nichts,
Es wäre eine Nacht inmitten eines Lichts,
Die ſchnelleſte Bewegung in der kürzeſten Zeit,

In einem Augenblicke eine Ewigkeit.
Das Kunſtſtück liegt da drüben auf der Liebe Seite,
Schon manchen macht ich toll mit dieſem innern Streite.
Nun fort, kein Zweifel gilt, jetzt ſchneide ich ſogleich
Die Ader ab, worin der Strahl vom Geiſterreich
Das Blut vom Höllenbrunn zu meinem Herzen ſprudelt.
Das Blut, das mich gebleicht, wenn es die Welt beſudelt.
Ich zittre, mir wird kalt, ich kann es nicht vollbringen,
O könnt ich einen Freund auf weiter Welt erringen,
Der mir in ſolchem Fall den guten Rath verliehe,
Mit wie viel tauſend Luſt vergält ich ſeine Mühe.
Ob ich noch warten ſoll? — —
Ich werde toll,
Wenn ich umſonſt mich in das Menſchenleben
Mit ganzer Seele ſo hineinbegeben
Und Gottes Sohn nichts abgewinne!
Zwar hab ich jetzt wie eine Spinne,
Mein Netz nach jedem Ausweg angelegt,
Doch wenn man erſt den Menſchenkörper trägt,
Verſchläft man leicht den rechten Augenblick,
Es gilt da Vorſehung und dann Geſchick; —
Hält ſich der Geiſt auch von der Liebe frei,
Es zwingt da oft des Leibes Buhlerei
In ein Verderben andrer Art,
Das vor dem rechten uns bewahrt.
Um Gott den Streich zu ſpielen,

Soll ich mit menſchlichen Gefühlen,
Mit ihren ſchwächlichen Gedanken
Den flüchtgen Geiſt umſchranken?
Halt! Ich muß den großen Schnitt und Schritt bedenken.
Wie wirds mich kränken,
Wenn mich die teufliſchen Brüder ſchinden,
Sie meinen nicht als Menſch mich zu finden;
Das ging noch an, der Qualen trag ich mehr,
Doch kriegt mich Oferus in ſeine Lehr,
Bekehrte mich wohl gar in meiner Noth,
So daß ich ſtürbe einen ſelgen Tod,
Wie würden da die Teufel mich auslachen,
Wenn ich als Heilger käm in ihren Höllenrachen,
Nachdem ich auf der Welt wie eine Marionette,
Die ſich vom Draht getrennt, nur diente zum Geſpötte,
Daß ich aus leerer Furcht mich übers Leben freute,
Und jeder Tag mich doch an ſeinem Abend reute,
Daß ich wie Spiegelglanz frei überm Leben ſtände
Und doch an jeden Quark den Lebensfaden bände,
Ich ſchneide nicht, ich geh zur Werkſtatt frei zurück
Und doch, was will ich dort, ich ſuch mein hieſ'ges Glück,
Ernen die alte Müh, ein Kind mir zu bereiten,
Womit ich Gottes Sohn kann auf der Welt beſtreiten
Und was ich ſuch iſt hier und iſt ſo nah dem Ziele,

Und was zu thun noch bleibt, das macht ſich ſelbſt im Spiele;
Da ſollt ich wieder in dem Berge ſieden, ſchmolen,
Das Ärgſte iſt, ein traurig Leben wiederholen, —
Das Mächtigſte in Gott iſt Zeit, ſie trägt das Reich
Der Chriſten raſch durch alle Welt. Jetzt Zweifel ſchweig!
Ans Werk, ich ſchneid den Faden, wälz auf meine Bruſt
Des todten Chryſoloras menſchlich Weh und Luſt.
(Er ſchneidet den Höllenfaden ab.)
Es iſt vollbracht, ſo ſchmerzlos und ſo leicht,
Der Höllenbrand aus den Gedanken weicht,
Doch zittert noch die Luft von grimmer Hitze,
Doch ſpringt noch manche Wuth in meinem Witze,
Die Unterwelt ſcheint mir ſo grauenvoll,
Nun ich ſie ſelbſt als Strafe ſcheuen ſoll,
Ich krieg ſchon Luſt ins Paradies zu kommen
Und bin in meiner Bosheit faſt beklommen,
Muß ſie mit luſtgem Scherze mir verſtecken,
Sie würde mein Gewiſſen ſonſt erwecken.
Ich bin nun Chryſoloras erb und eigen,
Kann mich dafür nach allen Rechten zeigen,
Und kann mich recht an meinem Daſein freun,
Auf dieſer Welt kann ich nichts andres ſein,
Es war doch gut, daß zur Anatomie
Man mich noch nicht gebracht wie andre früh;

Die Schüler hätten ſonſt mit friſchem Schnitte
Das Leben mir verkürzt in ſchönſter Mitte.
Bin wieder Arzt beim Papſte Anaklet,
Doch wenn es ganz nach meinem Sinne geht,
So kriegt er morgen ſchon ſein ſchleichend Gift,
Daß auf Johannes dann die Papſtwahl trifft.
Dazu wird Spiegelglanz heut angeführt,
Der Wahnſinnstrank iſt ihm ſchon eingerührt,
Der wird ein Luftſchiff für den Himmel bauen,
Und was er gern geſehn, das wird er ſchauen.
Er kommt, ich muß die ſchwarze Schale füllen,
Er macht Beſchwörung, um damit zu ſtillen
Den Baſilisken, der hier lang gehauſet! —
Wie ihm jetzt ſelbſt vor ſeinen Zeichen grauſet,
Und doch bemühet ſich kein Geiſt danach;
Der Baſilisk iſt längſt von mir bezwungen,
Es hat ſein Gift dies Menſchenblut durchdrungen,
Das ihn zum Himmel hier verzaubern ſoll. —
Jetzt naht er ſich ſo kühnen Muthes voll,
Ich ſteck mich in des Baſilisken alten Balg
Und zünde drin ein himmliſch Licht aus Talg;
Wenn er recht brünſtig ſeinem Engel winket,
Mit rechtem Glauben dieſe Schale trinket,
Da wird das Licht aus Orient ihm ſtrahlen,
Da will ich ihn ganz ſchwarz mit Ruß bemalen.

(Er verſteckt ſich, Spiegelglanz tritt in heftiger Bewegung ein.)

Spiegelglanz.

Drei Tage hab ich nun das Opium getrunken,
Daß ſchon mein Leib dem Geiſte iſt verſunken,
Und wie die Flamme ſteiget himmelan,
Daß ich zu Gabriel entſteigen kann.
Hieher haſt du, o Himmelsfreund, den Müden
In deinem letzten Gnadenruf beſchieden,
Wo ſich der Baſilisk erfüllt die Schale
Mit Menſchenblut zu ſeinem Abendmahle.
Nicht länger ſoll der Offenbarung Strom
Verſiegen in dem hochbegabten Rom,
Raſch ſoll der dunkle Mantel ſich entfalten,
Der ganzen Zukunft kräftige Geſtalten,
Ich will im Geiſt zur Nähe Gottes ſteigen,
Es ſollen ſich Propheten vor mir neigen.
O Gabriel erfüll dein gnädig Wort,
Nicht länger trag ich dieſen öden Sinn,
Ich werf das Leben keck lich von mir fort,
Wenn meinem Geiſt das Sterben ein Gewinn.
Hier ſollte ich den Gnadenbecher finden,
Der mich aus dieſen lichtlos tiefen Gründen
Zum ewgen Glanze mächtig heben ſoll;
O ſei gedankt, ich ſind ihn groß und voll,
Ein Todtenkopf iſt dieſes Lebens Schale,
Der einzge Gaſt bei dem Prophetenmahle.
Sonſt ſah ich Todtenköpfe ſchaudernd an,
Jetzt trink ich draus, ich bin ein Mann,

Und leiſe laß ich dieſe Wolluſt fließen,
Im dürren Munde langſam ſich ergießen,
Beſchaue, welche Wirkung es mir thue, —
Der erſte Tropfen läßt mich noch in Ruhe! —
Doch ſeh ich ſchon den Todtenkopf belebt,
Wie er die Augen froh zu mir erhebt.
Du trägſt ſo ſchwer am Trank, ich muß dich leeren,
Nun lächelſt du, welch Bild will mich beſchweren,
Ich ſelber bin der Kopf, aus dem ich trinke,
Er lächelt mir, wie ich mir fröhlich winke,
So kommt mir neue Luſt zu meinem Hirn,
Und freudig ſang ich an der eignen Stirn.
Komm Liebestrank, komm ſüßer Himmelsbote,
Es ſchimmert Licht wie in dem Morgenrothe
In deines Spiegels athembewegten Ringen,
Mich ſelbſt in mir, ſo will ich mich durchdringen,
Mich ſelbſt aus mir im Himmelsflug erſchwingen,
Den letzten Tropfen ſelbſt will ich bezwingen.
Sieh Gabriel, ſo bald erſcheinſt du mir,
Wie wird mir wohl an deinem Buſen hier,
Welch herrlich weißes Pferd führſt du, o Freund,
Ich ſteige auf, wo ſtehet unſer Feind?
Nicht in die Schlacht, zum Himmel trägt es mich,
Ein Sandkorn ſtatt der Erde ſehe ich,
Wie ſauſt der Wind, die Wolken ſinken,
Die bunten Thore ſo lieblich winken,
Wie blaſen die Engel auf allen Zinnen,

Wie duftet es lieblich in allen Sinnen,
Wie glänzen die Fahnen auf Gottes Haus,
Wir ſteigen ab, der Ritt iſt aus,
In Demuth gehen die weißen Propheten,
Und knieen vor mir und mich anbeten,
Sie führen mich zu Gottes Thron hinan.
(Er ſtürzt zu Boden.)

Chryſoloras (ſteigt aus dem Baſiliskenbalg).

Er liegt, er kommt nicht auf, das war gelungen,
Wie ihn des Trankes Lügengeiſt umſchlungen,
Die weiße giftge Flamme ſteigt, er ringt
So machtlos, keine Stimm mehr zu ihm dringt.
(Er ſtößt ihn an.)
Er brummt wie eine Glocke, die zerſprungen,
Er hat zu ſtark vom eignen Lob geklungen,
Wie vornehm er lächelt, er meint ſich im Himmel,
Da iſt um ihn ein großes Getümmel,
Die Engel und Erzengel küſſen ihm den Rock,
Jetzt wird er zärtlich, der alte Stock.
Ich glaub, er nimmt Abſchied, er thut ſo gewogen,
Die Engel bedauern's, daß er wird weiter gezogen.
Nun will ich das Licht der Gnade anzünden,
Wie ſtiert ers an, das muß ihm viel verkünden.
(Er hat ihm das Talglicht vorgehalten.)
Ganz geſund kommſt du nicht wieder,
Dir werden zittern alle Glieder,
Aber ein Zeichen ſoll dir bleiben,
Das nicht zu vertreiben, nicht abzureiben.

Mit dieſem Eiſen brenn ich zu meiner Luſt
Ein teufliſch Zeichen dir heiß auf die Bruſt;
Ich ſtehe dafür, du denteſt es prächtig,
Du biſt zu dir ſo herrlich andächtig,
Er krümmt ſich etwas, ei wie das thut,
Das Zeichen ſitzt dafür recht gut,
Jetzt will ich ihm auch zum luſtigen Zeichen,
Wie weit er gereiſt, das Geſicht anſtreichen
Mit Ruß, als hätt ihn die Sonne verbrannt,
Als er ſo eilig zum Himmel gerannt,
Einen Schnurrbart mag er auch noch ertragen,
Der ſoll ſein kühnes Gemüth anſagen,
Mit Salz will ich die Füße ihm ſchmieren
Und einen Ziegenbock zu ihm führen.
So wecket ihn leckend ein heilig Thier,
Er hegt es in ſeinem Glaubensrevier.

3.

Johannes (kommt von den Bergen bei Rom herab und ſingt zur Laute).

Nicht weil ich mich herrlich fühlte
Auf den Bergen,
Als Ätherblau mich kühlte
Über den Särgen
Größerer mächtiger Zeit,
Nicht darum rühme ich euch heut
Meine Lieder,
Wolkenbrüder,
Denn vieles ehret der Menſch, was ihn erhebt,
Aber das Echte erkennt er erſt, wenn es verlebt!

So habe ich euch, ihr Berge, erkannt,
Nun ich von euch mich abgewandt,
Und rühme und vermiſſe euch in der Fläche,
Eure brauſenden durch Farben ſtürzenden Bäche,
Eure Wolken, wo auf halben Wegen
Die Himmliſchen mir traten entgegen
Und ihres Segens und ihrer Liebe Gunſt
Durch die Wolken ſtrömten meiner liebenden Brunſt.
In meinen Geiſt ergoſſen;
Hohe Gedanken, liebe Genoſſen,
Süße Thränen, feurige Zungen,
Wie ſeid ihr alle in Stummheit verklungen.
Hinter mir her ruft ihr im Pinienſauſen,
Bei euch ſollt ich hauſen,
Aus Roſen eine Hütte mir flechten
Fern dem Schlechten,
Ein Grab mir bauen von blinkendem Erz
Für das ſterbende Herz.
Ihr grauen Felſen ſeid die Himmelsgerüſte
Und die Leichenſteine der Welt,
Wo alles Herrliche wieder zerfällt,
Was die Seele je küßte,
Wo die Gedanken klettern
In ſtillen Träumen und toſenden Wettern
Zum demantfeſten Schloß,
Wo Gottes Hand uns giebt den Gnadenſtoß,
Nach dem Rädern der Zeit,
Die über uns hinfährt
Und ſich nicht umkehrt,
Zu ſchauen, was ſie gethan,
Sondern ewig zur Höhe ſuchet die Bahn
Und immer die alten Wege wiederkehrt,
Darum die Zeit ſich in Zorn verzehrt.
Sie findet für ihren Triumphwagen keine Straße,
Sie treibet raſtlos umher in bitterm Haſſe,

Wir aber finden den Fußſteig
Zum himmliſchen Reich,
Wo die Blumen zittern
Hinter Thauperlen-Gittern,
Bewegt vom Wind ſich vor mir neigen,
Den Weg mir zeigen
Zu Gott! — daß ich erkenne, er ſei nicht
Der fernen Zeiten Lügengeſicht.
Nein Gott ſei nahe,
Daß er uns umfahe
Und er berühre die Frommen,
Die gläubig zu ihm kommen.
O könnt ich in ihm bleiben,
Und dürfte nicht leſen, nicht ſchreiben!
Wehe, die Menſchen vergeſſen ſo leicht ihren Urſprung,
Wie ſie vergeſſen, daß ſie einſt jung;
Aus Gott aber ſind wir gekommen,
Zu Gott kehren wir beklommen,
Doch nur, was vollkommen,
Wird von ihm aufgenommen,
Und vollkommen iſt nur die Liebe.
O lös mich Herr von meinen Sünden,
Die mich mit Luſt und Leiden binden,
Von allem Stolz, von aller Ehre,
Von allem Ruhm tiefſinniger Lehre,
Schenk eine kurze Weile, eine kleine Zeit,
Ich bin noch nicht frei zur Ewigkeit,
Ich kann noch nicht rufen in Demuth dreiſt:
„Vater, in deine Hände befehl ich den Geiſt.“

Johannes, ermüdet von dem Umherſchweifen, wollte ſich menſchlichen Wohnungen wieder nahen, doch trieb ihn die Sehnſucht unbeſtimmt hier- und dorthin; endlich ſah er eine friſche Quelle in der Nähe

einer Schmiede aus einer Röhre den Berg hinabfließen; er wollte eben mit offnem Mund ſich drunter bücken, als ein junger Geſell mit einem Weinkrug aus dem Häuschen trat und ſagte:

Geſell.

Das Quellchen gehört den Tauben und Spatzen,
Da trinken die Hunde und auch die Katzen,
Der Menſch nur trinkt den goldnen Wein.

Johannes.

Ich trink nur Waſſer, trank niemals Wein.

Geſell.

Wir haben hier des Weins genug,
Ich bring dirs zu — hier nimm den vollen Krug,
Du ſcheinſt müde von der Wanderſchaft.

(Er bringt ihm den Krug.)

Johannes (trinkt in vollen Zügen).

In irdſchem Leib verhüllter Himmelsſaft,
Wie wechſelſt du die Farbe im Gemüthe,
Aus Grab und Tod entſteigt mir friſche Blüthe.

Geſell.

Der Wein vom vorgen Jahr hat rechte Güte,
Er wächſt am Berg von unſrer Herzogin.

Johannes.

O ſag mir an, in welchem Land ich bin.

Geſell.

Kennſt du noch nicht der Herzogin beglücktes Land?
Wer hat dich denn auf dieſen Berg geſandt?

Johannes.

Auf gutes Glück bin ich von Haus gegangen,
Weil Einſamkeit mir oft erregt ein Bangen
Und ſtört den Lebensmuth. —

Geſell.

Du wohnſt allein?

Johannes.

Mein Lehrer war mir ausgeblieben,
Das hat mich in die Welt getrieben;
Nun ſprich, in welchem Reich ich bin.

Geſell.

Frau Venus heißt die liebe Herzogin,
Hier wohnt ihr Goldſchmidt, ich bin ſein Geſell.

Johannes.

Die Schmiede glänzt von ſchöner Arbeit hell!
Wie ſchöne Spangen mit dem grünen Steine.

Geſell.

Gefällt ſie dir? ſo kaufe doch die eine.

Johannes.

Zum Kaufen braucht man Geld.

Geſell.

Du ſcheineſt mir ein junger kräftger Held,
Du magſt noch viel verdienen,
Du biſt ein gutes Zeichen mir erſchienen,
Und ehrlich biſt du, darum zahl,
Wenn du bei Geld, ein andermal,

Und haſt du niemals Geld, — wohlan,
So mein ich, daß ichs dir ſchenken kann.

Johannes.

Wenn ich dir etwas wieder könnte geben,
Ich gäb für dieſen Schmuck mein Leben.

Geſell.

Gut Freund, gieb mir zu meiner Fürſtin Ehre
Nur ein Verſprechen, laß dein Herz gewähren,
Und wenn du irgendwo ein Mädchen ſiehſt,
Dem du in heißer Lieb entgegen glühſt,
Schenk ihr im Namen meiner Fürſtin dieſe Spange
Und komm mit ihr zu dieſem Berg mit Sange,
So wird ſie euch an ihren Hof einführen,
Wo alle ſich mit unſrer Kunſt verzieren.

Johannes.

Ich kenn ſo wenig von der großen Welt,
Doch alles mir ſo wohl gefällt,
Ich möchte gleich ein ſchönes Fräulein finden
Und mit der Spange ſie anbinden.
Darf ich allein nicht in der Fürſtin Haus?

Geſell (lacht).

Nein Paar und Paar ſo ſitzen ſie beim Schmaus.
Ich merk dir an, du giebſt mir viel zu löſen,
Wirſt treiben mich im Guten und im Böſen,
Daß ich dir Liebesſchlöſſer, Blumen deinen Strunzen
In allergrößter Eile ſoll anſpunzen.

Johannes.

Nein Freund, du irrſt, ich hab ein geiſtlich Herz.

Geſell.

Die treiben juſt am ärgſten ſolchen Scherz,
Die laſſen keinen Augenblick mir Ruhe,
Der eine faßt in Gold der Liebſten Schuhe,
Der andre legt ihr Haar ins goldne Herz hinein,
Der dritte bringt das Maaß von ihrem Fingerlein,
Da laß ich mir zum Spaß die ſchönen Dinger
Erſt ſelber kommen, ſag, das Maaß vom Finger
Das könne gar zu leicht betrügen,
Dann kommen ſie mit gar verſchämten Zügen
Und ſtrecken mir das Fingerchen hinaus,
Ich fang es mir wie eine kleine Maus,
Und klemm es zwiſchen meinen Fingern ein,
Bis dann die Jüngferchen recht artig ſchrein
Und zeigen mir der Zähne Elfenbein,
Und manche ward dadurch ſchon mein.
Nun lebet wohl, ich ſeh da einen kommen,
Der mir ſchon viele Ringe abgenommen.

Johannes.

Habt Dank für Euer gütiges Geſchenk,
Des Fingers ich auf ewge Zeiten denk! —
Wie iſt mir denn, ſeit ich den Wein genommen,
Bin ich von keiner Trauer mehr beklommen,
Die Welt iſt näher mir als vorher Gott,
Und was ich dachte, wird mir recht zum Spott.

Ach könnt ich auch ein liebes Fräulein finden,
Das ich mit dieſer Spange konnt anbinden;
Ei ſieh, wer kuckt denn da zum Fenſter aus,
Es iſt ein kleines wohlgebautes Haus.

(Er ſingt zur Laute.)

Am Berg der flüchtige Schnee,
Beim Goldſchmied die ſprühenden Funken,
Wie ich ſie ſeh,
Sind ſie verſunken.
Flüchtige, ſprühende Blicke,
Bleibet vom Fenſter zurücke,
Oder bleibt und tränkt und wärmt mich;
Sei mir gegrüßt, ich ſeh dich.

Stephania (am Fenſter).

Die Mutter iſt aus, ich bin eingeſchloſſen,
Ich kann ihm nichts geben.

Johannes.

Die Thür iſt eingeſtoßen.
Sei ja nicht böſe,
Daß ich dich erlöſe,
Komm munter herunter.

Stephania.

Die Mutter erlaubt es nicht.

Johannes.

Du liebes Geſicht,
Zum Zeichen bring ich dieſe Spangen,
Daß du nicht mehr gefangen.
Sie ſchickt ſie dir,
Daß du ſicher gehſt mit mir.

Ste-

Stephania.

Gleich, gleich, ich glaub dir herzlich gern,
Nun grüß ich dich nahe, dich grüßt ich schon fern,
Aber sag, wohin wir nun gehen.

Johannes.

Laß gut sein, du wirst schon sehen,
Sieh, wie die Spange auf dem weißen Arme glänzt

Stephania.

Ich hätte dich gern dafür bekränzt.

Johannes.

Gieb einen Kuß, das soll es bedeuten.

Stephania.

Es sieht doch niemand von unsern Leuten?

Johannes.

Die Welt ist blind, nur die Liebenden sehen,
Weil uns die Augen erst in der Liebe aufgehen.

Stephania.

Was bleibst du hier bei der Schmiede stehen?

Johannes.

Du hast doch Finger?

Stephania.

Ei freilich alle zehn.

Johannes.

Die lieben Dinger;
Dir wird ein Ring gut stehn.
He Gesell!

Geſell.

So ſchnell!
Gott grüß Euch und Eure Schöne,
Und ſchenke Euch wackre Söhne.

Stephania.

Sprech Er nicht ſo dumm.

Geſell.

Ich bin ſtumm,
Was wollt Ihr?

Johannes.

Gebt einen Ring mir.

Geſell.

Haſt du jetzt Geld?

Johannes.

Bald zahl ich, was ich beſtellt.
Nimm Maaß dem Finger, doch drück ihn nicht,
Sonſt ſchlag ich dir ins Angeſicht.

Geſell.

Ein wilder Geſell! (Vor ſich.) Der Wein giebt Muth,
Der auf dem Venusberg wachſen thut,
Die Liebe brennt auch in Adern,
Der möchte mit allen Leuten hadern.

Johannes.

Mach ſchnell, gieb her den köſtlichſten Ring,
Denn Schöneres er doch nie umfing,
Und morgen zahl ich die Rechnung dir.

Geſell.

Einen Schein mußt du mir geben dafür,
Sieh her und leſe: Bezahlſt du nicht,
So nimmt dich die Fürſtin als Sklaven in Pflicht.

Johannes.

Ganz billig, ich will es unterſchreiben.

(Er unterzeichnet.)

Geſell.

Du wirſt doch heute vom Feſt nicht bleiben?

Johannes.

Vielleicht, wenn meine ... Wie heißt du?

Stephania.

Stephania! — Ich wünſchte lieber Ruh,
Die Einſamkeit wär mir auch willkommen,
Sprich, ſind wir bald zur Mutter gekommen?

Johannes.

Du biſt kein Kind, denk nur an mich,
Die Mutter findet am Ende ſich.

(Vor ſich.)

Ich führ ſie nach Hauſe, da bewahr ich ſie,
So närriſch von Sinnen war ich noch nie.

4.

Sanfte Zärtlichkeit war dem Gemüthe des Johannes nicht eingeboren und noch weniger anerzogen, er wurde auf dem Wege nach Hauſe von der Kraft des Weines am Vennsberge immer ausgelaſſener, er

kneipte und zwickte zuletzt die gute Stephania, daß dieser von Herzen bange wurde, ungeachtet ihr Weg einsam war und Niemand sie verrathen konnte. Noch trüblicher wurde ihr im Landhause, wo Johannes mit Spiegelglanz wohnte, als sie durch die Weinrebenlaube in die Küche und aus dieser in das Studirzimmer getreten war, wo unzählige Scripturen umherlagen und anderes wunderliches Geräth, wo aber gegen die Aussage ihres lustigen Begleiters von ihrer Mutter nichts zu entdecken war. Johannes suchte die Mutter in allen Mauselöchern, horchte und berichtete ihr, sie würde bald ankommen, sie sei nur einen Augenblick zu Markt gegangen, um einzukaufen, nahm dann Stephania beim Kopfe, küßte sie derb ab, und als sie schrie, führte er sie in die Küche, zeigte ihr ein großes Stück Polenta, das sie aufbraten und mit einander verzehren wollten; darüber gab sie sich vorläufig zufrieden. Als die Polenta auf dem Feuer anfing zu schmoren, lief er in den Garten, holte Arme voll der lang gehegten schönen Blumen, die sonst bis zum letzten Glöckchen ungestört abblühen mußten, schüttete sie der Stephania in den Schooß, nahm das Strumpfband und reifelte es zu Bindefäden auf, damit sie zum heutigen Besuche bei der Fürstin Venus sich noch Kränze winden und herrlich schmücken könnten, und wie sie einander nah waren, um einen Kranz anzufangen, küßten sie sich, und wie sie die Enden zur Verbindung näherten,

küßten sie sich wieder und tanzten wie es ihnen so einfiel, neckend, zagend, zudringlich und zurückweisend um den Heerd. Wäre der Tanz nicht schon seit Jahrhunderten erfunden gewesen, sie hätten als die Erfinder gelten können.

Johannes sang dabei vor und Stephania sang ihm nach.

Der Kranz wird nun verbunden,
Die Enden fassen einander im Ring,
Wie wir vor wenig Stunden,
Als ich am ersten Kusse dich umfing.

Ohne Anfang, ohne Ende ist nun der Kranz.
Anfang und Ende ein flüchtiger Kuß,
Ohne Anfang und Ende hebt uns der Tanz;
Anfang und Ende giebt sicher Verdruß.

Den letzten Vers sangen sie, indem sie ein lebhaftes Gezänk zwischen Spiegelglanz und der alten Sabina, der Pflegemutter der Stephania, vernahmen, das sich auf folgende Art angesponnen hatte. Spiegelglanz, nachdem er drei Tage in der Basiliskenhöhle durch den Höllentrank verschlafen hatte, meinte nur eine Nacht abwesend gewesen zu sein, er glaubte Johannes, der sonst ohne sein Aufwecken gern über alle Gebühr lange im Bett lag und träumte, noch darin zu überraschen, da er nun von dem Tranke in allen Gliedern ermattet war, so übereilte er sich nicht und glaubte doch noch zur rechten Zeit zu kommen, ohne daß Johannes seine Abwesenheit bemerkt hätte. In

der Nähe des Landhauſes ſtellte er nun allerlei abwechſelnde Betrachtungen an.

Spiegelglanz.

Alle Glieder denken heut anders als ich,
Sie zittern, ſie verlaſſen mich,
Und eins verläßt ſich auf das andre,
Ohne Beine und Füße ich wandre,
Mich hat zerſtoßen der Schimmel
Auf dem Ritt nach dem Himmel,
Und die Beängſtigung
Erſtickt die Begeiſterung.
Viel, unendlich viel möchte mein Geiſt thun,
Aber mein Körper will ruhn,
Wunder kann ich jetzt wirken
An aller Welt Bezirken,
Nur in meinem Leibe nicht,
Das Eine mir gebricht,
Muß eſſen und ſchlafen wie andre Leut,
Doch endet kein Menſch meine Lebenszeit! —
Ich weiß nicht was die Leute lachen,
Wenn ſie mich anſehn, was ſie Geſichter machen,
Als ſähen ſie einen Polichinell,
Ich muß mich beſehn in der Brunnenhell.
Ei freilich, ich bin von der Sonne verbrannt,
Es war hölliſch heiß im himmliſchen Land,
Das Volk hat noch keinen Propheten geſehn,
Es werden ihm noch die Augen aufgehn,

Gottlob, da ſteh ich vor meinem Haus,
Was klingt denn da für ein Singen heraus,
Zwei Stimmen die tanzen, das ſind wohl Dämonen.
Die mir zum Trotze im Hauſe jetzt wohnen.
(Während Spiegelglanz horcht, ſchleicht Sabina ſuchend heran.)

Sabina.

Hieher iſt es entführt, das liebe Kind,
Bis hieher ſah ich Kraut zerpflücket in den Wind,
Und auf der Schwelle liegt das letzte Blatt,
Was doch dies Kind für böſes Schickſal hat.
Hier hör ich ſie ſingen, ſie ſcheint vergnügt,
Wenn mich mein ſchwaches Gehör nicht betrügt,
Ich muß doch ſehen was da geſchieht,
Warum ſie aus meinem Hauſe entflieht.

Spiegelglanz.

Zurück Alte, fort von der Thür.

Sabina.

Ich ſuch meine liebe Tochter hier,
Iſt er der Verführer, weich er im Guten,
Sonſt ſoll ihm ſein ſchwarz Geſicht bald bluten.

Spiegelglanz.

Alle Welt iſt gegen mich im Aufruhr,
Sogar die alte Hur lärmt in ihrer Natur.

Sabina.

Er Schornſteinfeger, wenn ich mich nicht ſcheute,
Daß er mich ſchwarz macht, wenn mich mein Kleid
nicht reute,

Ich wollt ihm zeigen, daß ich ein ehrliches Weib,
Ich dreht ihm den Hals um zum Zeitvertreib.
He Stephania, hörſt du nicht, komm nach Haus!
Sie lachen uns hier aus.

Stephania (von oben herunter kommend).

Gleich Mutter, ich dachte euch hier zu finden,
Indeſſen thät ich Kränze winden,
Ach Mutter mit welchem Teufel habt ihr geſprochen,
Wir thäten uns eine Polenta kochen.

Johannes.

Kommt Mutter, wir waren recht luſtig beiſammen,
Sahen uns an bei den Heerdesflammen,
Die zuckten auf und nieder,
Da fuhr's uns tanzend durch die Glieder.
Bleibt hier, geht mit uns heut zur Fürſtin Venus,
Ihr wollt nicht? — So nimm doch, Liebchen, dieſen
Abſchiedskuß.

Spiegelglanz.

Geſindel ſeid ihr toll, was ſoll das Küſſen,
Auf ewig ſeid ihr aus einander geriſſen,
Läßt ſie ſich mit ihrer Tochter hier ſehen,
So iſt es um ihr Leben geſchehen,
Dank ſie Gott, daß ich ſo müde bin,
Ich führ ihr ſonſt anders noch durch den Sinn.

Sabina.

Komm Tochter, wenn ich dich nur habe,
Laß den Narren reden bis zu ſeinem Grabe.

Johannes.

Ich begleit euch, wartet einen Augenblick.

Spiegelglanz.

Keinen Schritt! Zurück.

Johannes.

Was wollt ihr? — ich bin heut eingeladen
Zur Herzogin Venus fürſtliche Gnaden.

Spiegelglanz.

Du biſt von Sinnen, es wird nichts draus,
Fort, zurück ins Haus.

Johannes.

Leb wohl Stephania, wir ſehn uns bald wieder.

Stephania.

Ich hoffs und — —

Sabina.

Schlag nicht die Augen nieder,
Er darf dir nichts thun, der alte verfluchte Kerl,

(Sie geht mit Sabina.)

Johannes.

Das ſag ich dir und warne dich bei Zeiten,
Du ſollſt mir den Weg nicht mehr verſperrn,
Ich wollte keine Schlägerei vor den Leuten,

Spiegelglanz.

Ich glaube du biſt mir ausgetauſcht.

Johannes.

Warum haſt du nicht beſſer getauſcht,
Ich bin verliebt, das iſt das Ganze,

Ich habe geküßt, heut geh ich zum Tanze,
Ich will auch leben wie andre Leute,
Der Ruhm iſt mir zu ſchwere Beute.

Spiegelglanz.

Deiner Thorheit könnt ich ein Ende machen,
Daß alle Leut über dich müßten lachen;
Ich könnt dich beſchämen,
Daß die Hunde kein Brod von dir nehmen

Johannes.

Sag immerhin, ich fürchte mich nicht,
Du aber haſt ein ſchwarzes Geſicht,
Biſt von den Leuten recht angeführt,
Die haben dich mit Ruß beſchmiert.

Spiegelglanz.

Ich ſag dir, verſündge dich nicht mehr,
Mein Wort kann dir nehmen alle Ehr.

Johannes.

Alle Ehre? Das ſchöne Mädchen liebt mich,
Ich verlach dich!

Spiegelglanz.

Wahnſinniger Bube, was ich ſo lang verborgen
Dir ſelbſt und andern mit bangen Sorgen,
Das kann dein Hochmuth aufs Spiel ſetzen,
Du biſt ſchon Prieſter nach heilgen Geſetzen.

Johannes.

Ich bin der einzge Fromme von allen,
Liederlichkeit iſt ihr einzig Gefallen.

Spiegelglanz.

Ich darf nicht mehr ſchweigen, es wär ſonſt zu ſpät,
So nahe dem Ziele alles mißräth;
So wiſſe — — — O daß ichs aus geheimſter Tiefe
In dich mit zerſchmetternder Stimme hineinriefe:
Du biſt eine Jungfrau, du biſt kein Mann,
Du ſtiegeſt über die Grenzen hinan
Zur ewigen Kirche durch mich geleitet,
Ohne mich iſt dir der Fall bereitet,
Du haſt die Weihe fälſchlich empfangen,
Darum bleibſt du im Kerker gefangen,
Und die Geliebte, was wird ſie ſagen,
Wenn die Leute nach ihrem Bräutigam fragen.

Johannes.

Ich ſtarre, ich bin vernichtet; weh, was ſagſt du mir?
O nimm mich Tod in deine Arme von hier,
Ich bin eine Jungfrau, bin auch vom Geſchlecht,
Das alle Welt verführt zu dem Unrecht,
Und bin verführt, und habe verführt,
Eine Jungfrau mit wildem Verlangen berührt,
Widernatürliche, unmögliche Sünde,
O wenn ich je von dir mich entbinde,
Was könnte ich lieben, was wär mir eigen,
O Gott, du konnteſt die Welt erzeugen,
Verwandle mich, laß mich werden ein Mann,
Treu will ich dienen, wenn ich lieben kann,
Verwandle oder vernichte mich,

Vermagſt du's nicht, ſo verfluche ich
Nicht meine Mutter, die mich geboren,
Nicht Spiegelglanz, der mich in Trug erkoren,
Nein dich, den Gott, den Weltregierer,
Du liegſt im Herzen als ein Verführer,
Das du dem Mädchen mich haſt geſchenkt,
Daß du ſie in mein Herz geſenkt.

Spiegelglanz.

Sei ruhiger, raſe nicht,
Dich beſcheint vor allen das ewge Licht.

Johannes.

Zu den Sternen habe ich aufgeſehen,
Wie zu des Ewigen Boten der Höhen,
Zum Morgen- und Abendſtern
Betete ich ſo gern,
Er ſchwebte mir vor wenn ich einſchlief,
Er hörte nicht, als ich rief,
Taub iſt die Welt und ſinnlos,
Wahrheit iſt gottlos,
Lüge in der Liebe Schooß.
O fiele der Himmel nur ein,
Da wollt ich mich freun.

Spiegelglanz.

Da würdeſt du mit allen Vögeln erſchlagen,
Sei ruhig. — Laß dir ſagen,
Zurück ins Haus,
Die Leute hören den Graus.

Johannes.

Du denkſt ich werde ſcheu mich verbergen,
Nein hinauf zu den Bergen
In die Einſamkeit,
Dahin flücht ich die irdiſche Zeit,
Verſpotte den Himmel, der mir nichts nehmen kann,
Ich bin eine Jungfrau, ich bin kein Mann.

(Johannes ſtürzt ſinnlos nieder, Spiegelglanz hebt ihn auf und trägt ihn in das Haus.)

Spiegelglanz.

Im Krampf verlöſchet der Verzweiflung Feuer,
Sie wird nun hülflos und ſie wird mir treuer.
Nichts hält ſie jetzt, ſie fühlt ſich jetzt ſo frei.
Bald zeigt die Noth, daß viel noch übrig ſei.

5.

Während Spiegelglanz an dem Bette des ohnmächtigen Johannes wachte, der Beſſerung des Kranken gewiß, ſo fuhr er mehrmals mit der Hand über ſein Angeſicht und fand daß ſie ſchwarz würde. Er ſchrieb dies dem himmliſchen Reiſetaube zu, reinigte ſich von dem ruſigen Überzug, womit ihn Chryſoloras beſtrichen hatte, hob aber das ſchmutzige Handtuch als ein Heiligthum in einem eiſernen Kaſten auf, dann beſah er auch die Wunde des Prophetenſiegels, das ihm Chryſoloras auf die Bruſt gedrückt hatte und reinigte ſie gleichfalls mit Brunnenwaſſer. Es war ihm nun

im höchſten Himmel, wo Gott ein kleines Modell der Welt in der Hand trug (wie er in ſeiner närriſchen Himmelsreiſe geſehen), woraus verkündet, daß ſeine neuen Eingebungen und Geſetzgebungen bald anfangen würden; wirklich merkte er jetzt auf das Plätſchern eines öffentlichen Brunnens und glaubte darin die Reime zu hören:

Reinigung iſt das erſte Geſetz,
Verricht es ſtille ohne Geſchwätz,
Friſches Waſſer und reines Linnen
Öffnet den Geiſt in allen Sinnen.

Er ſchrieb dieſe Reime in großer Bewunderung auf ein Pergamentblatt, als aber die Begeiſterung des Waſchens nachgelaſſen hatte, las er ſie drei- und viermal wieder und ſie ſchienen ihm weder beſonders ſinnreich, noch ſonderlich gut ausgeſprochen. Doch beſtärkte ihn, den Kenner des Alterthums, dieſe Gleichgültigkeit gegen das Äußere von der Trefflichkeit des Innern; waren doch die Delphiſchen Orakel ſcheinbar in ſchlechtern Verſen, als die ſchlechteſten Dichter der Zeit ſie hervorbrachten und ſteckten voll von göttlicher Wahrheiten.

Johannes war aufgewacht und betete, daß alles was er erlebt, unwahr ſein möchte, aber Spiegelglanz entwickelte ihm die volle Wahrheit ſeiner Erinnerungen, indem er ihm die Herrlichkeit der päpſtlichen Weltherrſchaft recht lebendig vor Augen ſtellte. Johannes dachte an nichts bei aller der verſprochenen Herrſchaft

als an die Möglichkeit nach ſeinem Gefallen dann alle Welt für ſich einzurichten und ſie eben ſo zu kränken, wie er ſich ſelbſt durch die Einrichtung der Welt gekränkt fühlte. Dieſe Umſchöpfung wurde ihm Lebensreiz, und mit ſchrecklicher Lebhaftigkeit ſtand bald als wahr und wirklich vor ihm, womit die Gelehrſamkeit des Spiegelglanz ihn bis dahin unterhalten hatte. Die Gelehrten ſind auf ihr weniges Wiſſen meiſt ſehr ſtolz und ſind wie Kinder, ſie ſpielen mit Gift und Schießpulver, tragen unendliche Maſſen davon zuſammen, kennen es ſelber nicht und verwundern ſich, wenn ein lebendiger ſinnvoller Menſch ihren Schatz erkennt, ſich und die Welt damit zerſtört. Dann rühmen ſie wohl nach ſolcher Zerſtörung ihre Geduld, was ſie noch für Haufen Mordwerkzeuge auf dem Schlachtfelde der Vergangenheit zuſammen geleſen haben. So unſchuldig ſind Gelehrte in ihren Sammlungen, ſelbſt Spiegelglanz, ſo verrucht hoffärthig er ſonſt war. Was er von der Götterwelt der Griechen und Römer ſammeln konnte, hatte er als einer geachteten Gelehrſamkeit angehörig, in ſeinem Zimmer aufgeſtellt, unzählige kleine Götterköpfe, die in römiſcher Erde damals noch zu wachſen ſchienen, wo ſich ein fleißiger Ackermann die Mühe gab, den Boden zu umwühlen. Dieſe Bilder, die Johannes nie mit ſich in eine andre Verbindung gebracht, denn als ſchöne Köpfe, die er oft nachzuzeichnen verſucht, umgaben ſeine hülfloſe Seele wie

mächtige helfende Wesen, die allein seine Klagen verstehen und ihm helfen könnten. Und wie er so jammervoll zu ihnen hinlangte und ihm alles einfiel, was Spiegelglanz von ihnen gesagt, daß sie die Welt und ihre Bewohner verwandelt hätten, so drang ein Licht in ihn, wovon ihm nicht die Augen thränten.

Spiegelglanz fragte Johannes nach allem aus, wie er mit dem Mädchen zusammen gekommen sei, und war hoch erstaunt, als er seine dreitägige Abwesenheit in der Basiliskenhöhle erfuhr und wie Johannes in der Angst, was aus ihm geworden, überall umhergelaufen sei und sich endlich im Gebirge mit seligem Genuß verirren lassen. Nachher hörte er mit Ärger, wie der Gesell seinen Durst mit Wein gelöscht und ihm so zärtliche Sehnsucht ins Herz gegossen habe; er selbst wollte den Frevler dafür züchtigen. Mitten im Zorne knackten ihm Finger und Arme, und er hörte deutlich eine neue Eingebung darin, die aber nicht heraus wollte. Zufällig übergoß er seine entzündeten Augen mit Rosenwasser, und da stand es klar vor seinen Augen:

Trauben sind süß und rein und erlaubt,
Aber der Wein die Sinne raubt;
Wein sollst du wie Gift meiden,
Oder man soll dir die Haare abschneiden.

Als er dieses Gesetz ausgesprochen, fragte ihn Johannes, was er damit wolle, und Spiegelglanz sagte,

daß

daß noch immer göttliche Gedanken vom Himmel kämen. Mit wunderſamer Luſt befragte nun Johannes den Lehrer nach allerlei Glaubenslehren der Chriſten, die dieſer ſo geſchickt zu ſtellen wußte daß ſie immer wie ein Widerſpruch erſchienen gegen das Evangelium, dieſes aber zeigte er ihm wiederum in ſich ſtreitend. — Johannes faßte das auf und brütete in ſich den Tenfelsſamen weiter aus. Was die Menſchen jetzt verehrten, ſchien ihm aus alten Religionen überkommen, Engel und Erzengel füllten den Himmel ſtatt der Götter, Heilige ſtiegen wie Herkules durch ſchmerzlichen Tod zu ihm auf und blieben auf Erden Schutzgötter der einzelnen Thätigkeiten und Beſchäftigungen. Die Chriſten wollten keine Götter in den Geſtirnen ehren, und doch folgten ſie in allem Wichtigen den Sterndeutern, ja bei jedem kleinen Unternehmen fragten ſie nach belehrenden Zeichen. Die Juden verfolgten ſie und legten doch alles nach Sprüchen im alten Teſtamente aus. Die Keuſchheit lehrten die Mönche, und trieben doch eine verblümte Buhlerei in himmliſcher Liebe. Nach langer Auseinanderſetzung ſchloß er in ſich:

Aber giebt es nicht mehrere Söhne des Herrn?
Er hat ſo viele auf jedem Stern,
Wie möchte er ſich ſo ſtark verſchließen,
In einem nur ſeinen Geiſt begrüßen,
Er ſtrahlet in ewiger Fruchtbarkeit,
Unzählige Söhne durch die Welt ſo weit,

Und mancher, der rein aus ihm entſprungen,
Ahnet es nicht, bis er zur Kenntniß gezwungen.

Nach ſolchen Äußerungen überließ Spiegelglanz den Johannes eigenem Nachdenken, er hoffte auf eine Eingebung in ihm, aus welcher er ſeines höheren Daſeins ſelbſt gewiß würde. Die Verzweiflung hatte ihm den Glauben der Zeit untergraben, ohne ihm einen andern zu geben, wogegen die Umgebung der Kunſtwerke, die Schriften der Alten, die Erinnerung des Bodens ihn immer näher dem Glauben der alten Götter zuführte, zu welchem Spiegelglanz bei ſeiner anſchauungsloſen Natur nur ein Gewebe artiger Spielereien ſah. Aber wie viel Troſt fand Johannes in dieſen Spielereien für ſeine Liebe zu Stephania, die Phantaſie hat keine ſolche Schranken wie die Moral, im Chriſtenthum ſah er nur Wunder durch Heiligung, die ihn von ſeiner Stephania abgeführt hätte! Oft ſchwankten ſeine Gedanken, als ob die Götter, die heiß angerufenen, die hochverehrten, das Wunder der Verwandlung an ihm vollbrächten; der Zufall ließ ihn einen herrlichen Apollo im Garten finden; dann zweifelte er wieder und las in der Bibel; Spiegelglanz überließ ihn ſich ſelbſt.

Johannes.

Wohin ich blicke in der ganzen Bibel,
Erlöſung wird verſprochen von dem Übel; —
Wohlthaten hab ich und Gelübde ausgeſät,

Hab um Verwandlung mit heißem Drang gefleht
Und hab mit Schmerzen meinen Leib beſtritten,
Doch Gottes Sohn iſt taub den irdſchen Bitten.
Entſagung will er! Was iſt zu erhören,
Wenn wir die Sehnſucht ſelbſt in uns zerſtören,
Und können wir dem Lieblichſten entſagen,
Wer möchte nach dem Reſt des Himmels fragen.
Ein Mann zu werden iſt mein einzig Streben,
Das wär mein Himmelreich, mein ſelges Leben,
Ich bins im Geiſt, o Frühling, der erhebet,
Was in dem Keime aller Weſen ſtrebet,
Was iſts, da du die Arme zu mir breiteſt,
Daß du der Blumen Glanz mir troſtlos ſtreuteſt.
In dieſer Qual ergeben ſein zu müſſen,
In ewigem Verlangen nimmer küſſen,
Verſchmäht mein Herz, das ſich noch muthig fühlt,
Da es ein Grab hat unter ſich gewühlt.
Ein freier Tod iſt Chriſten nicht erlaubt,
Ein Feiger iſts, der ſolche Knechtſchaft glaubt!
Auf eine Wagſchaal leg ich heut die Noth
Und auf die andre Glauben, Hoffnung, Tod,
Und welchem Glauben ſoll ich mich bekennen?
Dem Glauben, dem die hohen Sterne brennen
Wie jene Kerzen in der Chriſten Kirche,
Dem Glauben, deſſen Götterſitz hoch im Gebirge.
O Seligkeit, wie iſt die Erde prächtig,
In ihren Werken ewig jung, allmächtig! —

Daß ich die Zeit der Jugend nicht verſäume,
Verlaß ich dieſer Chriſten Sklaventräume.
Einſt gab es ſtarke Römer, freie Griechen,
Sie würden weinen, ſähen ſie jetzt kriechen
Vor Schreckensbildern ihres Namens Erben,
In ſtetem Sündgen um den Himmel werben,
In ewger Sehnſucht nach der Heiligung,
Genießend zagen, fürchtend in Begeiſterung
Vor Phantaſie und vor Verſtand beſorgt,
Des Buchſtaben froh, den ſie vom Morgenland erborgt,
Und ewig gierig, andre zu bezwingen,
Die ſich in beiden Kräften noch verjüngen.
So reißen ſie des Nordens Kräfte nieder,
Auch mir umſtrickten ſie die jugendlichen Glieder,
Doch was ſie nimmermehr dafür erkannt,
Das hat die Finſterniß vor meinem Aug gebannt.
Ich laß mir nicht den Glauben ſchwacher Herzen
Mit Liſt und falſchen Wundern mehr einſchwärzen,
Ich hab der Schönheit Wahrheitswunderglanz geſehen
In dieſen Göttern, die mich rings umſtehen.
Seit ich Apollo fand im Gartenſand,
Mein ganzer Sinn die alte Zeit verſtand,
Den kühnen Blick die Stirne hoch entflammt,
Der edle Menſch von dieſem Gotte ſtammt;
Nicht Demuth lehren ſie dem Menſchenwillen,
Nur Götterfreundſchaft ſollen wir erfüllen,
Dem ungerechten Schickſal ſind wir Spötter,

Als unſres Gleichen küſſen wir die Götter,
Sie waren alle Menſchen ſo wie wir,
Sie ſtiegen auch zu dem Olymp von hier,
Sie fühlen in der Menſchenbruſt das Hohe,
Sie fördern gern in ihr das Liebefrohe,
Das zu der Sonne ſelig hoffend ſchaut
Und auf der eignen Kühnheit Waffe baut.
O neue Wahrheit und doch alt wie ich,
In allertiefſter Noth enthüllſt du dich,
Was ich in erſter Kindheit mir gedacht,
Wenn mir der Morgenſtern ſo hell gelacht.
Die Sonne, die Sterne ſollten untergehn,
Wenn unſre Seelen aus dem Grab erſtehn?
Die Lüge iſt zu ſtark. Der Morgenſtern,
Aus welchem ſüße Sehnſucht zu mir dringt,
Der wüßte nichts von dieſer Schöpfung Herrn?
Und meine Seele, die verzweifelnd ringt,
Die keinem wohlthut, keinen mehr erfreut,
Die macht ſich mit der Ewigkeit ſo breit.
So wär das Schlechte nur das Dauernde,
Das Weltall wär das ewig Trauernde? —
O nein, ſo ewig wie des Herzens Sehnen,
So ewig ſüß ſind Venus deine Thränen,
Die du am Abend und am Morgen ſenkeſt,
Womit du uns den müden Buſen tränkeſt,
Du führſt den Tag herauf und nieder,
Von deinem Lager hebt der Gott die Glieder,

Dort ſtreckt er ſie am ſtillen Abend wieder,
Und ſeinem Hauch entſtrömen ſelge Lieder.

(Singt zur Laute.)

Alles verwandelt die ſtrahlende Freude,
Alles erhebt ſich zum ewigen Licht,
Und in dem glänzenden Himmelsgebäude
Heiter der Gott ſich mit allem beſpricht,
Lindert die Qualen, erlöſet vom Leben,
Sendet den ſelig ertödtenden Pfeil,
Daß wo er trifft ſich die Geiſter erheben,
Jauchzend zur Klarheit in Sonneneil.

(Hier umfaßte Johannes ängſtlich Apollos Bild.)

O welche ſüße Angſt in allen Sinnen,
In ſelger Liebe grauſendes Beſinnen,
Ob ich den Gottesleib als liebend Weib umfange,
Ob ich noch feſt an dir Stephania hange,
O Venus hilf mir ſelber mich zu kennen,
Soll ich zum Gott in meinem Herzen brennen,
Soll ich von ihm Verwandelung erflehen;
Mich deucht — ich fühl da ich ihn angeſehen —
Es zückt von ſeinen Lippen mir heiß ins Blut! —
Der Liebesſtrahl, der mich im Innern tödtet,
Der Augen reiner Blick er thut ſo gut,
Die goldnen Haare ſteigen hoch empor,
Mein inres Glück iſt Zauberſpiel, das mich beredet,
Es ſei Stephania!
Stephania, du biſts das Himmelsthor,
Durch das die Götter wollen zu mir ſteigen,
O könnt ich dir auch meine Liebe zeigen.

Ihr Götter in euch iſt die Kraft,
In mir iſt die Leidenſchaft,
Euer Hauch kann das Irdiſche wandeln,
In mir iſts ein Wort, in euch iſts ein Handeln,
O zwingt die widerſpenſtge niedre Kraft,
Die ſich empörend, mich zum Weibe ſchafft,
O zwinget ſie dem Geiſt, der männlich ſtreitet,
Der eurem Dienſt die ganze Welt bereitet,
Der euch geſehn in irdſcher Schönheit Licht,
Zu dem das Unſichtbare ſichtbar ſpricht,
Der an der Grenze alles Lebens ſtand
Und euch noch gnädig und verklärend fand.
In eurem Strahl verſank des Falſchen Schwäche,
Erhebt zum Manne mich, daß ich euch räche,
Will eure Tempel wieder opfernd weihen,
Italien vom Sklavendienſt befreien,
Was noch geſtaltlos mir das Herz zerlegt,
Die ganze Welt geſtaltend einſt bewegt.
Iſts doch die Welt, zu der die Sterne blinken,
Und Venus läßt mich nicht in Scham verſinken;
Iſts doch mein Aug, in dem die Sonne ſcheint,
Apollo duldet nicht, daß es zur Sonne weint.

Bei dieſen Worten war Johannes an dem hohen Bilde des Apollo hinangeſprungen, das ſpäter vom Belvedere ſeinen Namen erhalten hat, er hing in ſeinen Armen; das Bild ſchien ihn treu und ſorglich zu tragen, dafür ſchmückte er den tragenden Arm zärtlich

mit der Spange, den Finger des Gottes mit dem Ring, den er erſt Stephanien verehrt, die beides bei dem Streit zwiſchen Spiegelglanz und Sabina vor Schrekken zurückgelaſſen hatte. Und als er ſo ſelig müde in den Lüften ſchwebte, zog bei dem Geläute aller Glocken eine Proceſſion vorbei; Männer und Frauen weinten gar jammervoll und riefen zu allen Heiligen, den Papſt zu erhalten, der ſehr krank geworden ſei. Und alle Klagen ſammelten ſich in einem leiſen Geſang, der trug ihn zum Herzen der Welt. Tröſtend aber erſchien in der Mitte des Zuges die Sonne auf Erden, das Allerheiligſte in den Händen eines frommen Prieſters, und Johannes ſahe mit Verwunderung, daß die eben belebte Bildſäule ſeines Apollo zu einem hohen ſtarren Felſen geworden ſei, der verwittert und einſam über der Erde ſtand, keinen Baum und kein Laub trug und keinen Weg zeigte, von wo er hinabſteigen könnte von da, wo eine wilde Begeiſterung ihn hatte emporgeſchwungen, und es war ihm wieder ganz zu Muthe wie damals, als ihn der Nachtrabe zum hohen Neſte hingeführt hatte, kein Troſt, kein Herz war in dem ſtarren Felſen, Troſt allein ſtrahlte ihm aus dem Allerheiligſten, und in Sehnſucht danach ſtürzte er ſich nach dem Allerheiligſten herab. Der Sprung war leicht, nur die Nacht und der träumeriſche Sinn und die Fackeln von außen hatten ſeine Augen die ſchon halb ſchliefen getäuſcht, er glaubte

auf hohem Felſen unendlich weit von der Erde zu ſein und war ihr im Augenblicke ganz nahe, ſeine Begeiſterung an dem Alterthume lag ihm jetzt ſo entfernt wie vorher die Welt. Johannes taumelte vor die Hausthüre, die Glocken erklangen dumpfer durch den Sternenhimmel, die Klagen des Volks riefen lauter zu allen Heiligen, Anaklet, der heilige Papſt, lag in übereilender Krankheit ſchwer darnieder; erhalt ihn, heilger Gott! Johannes ſtürzte mit den Andern vor dem hell erleuchteten Allerheiligſten nieder, das unter einem goldgewirkten Teppich umhergetragen und dem Volke zur Erhebung im Leiden gezeigt wurde.

6.

Es giebt Zeiten, ehe der Menſch die Einheit des Lebens, die wir Religion und Glauben nennen, erreicht, wo er den andern und bei geübter eigner Betrachtung auch ſich ſelbſt als in zwei verſchiedene Weſen zerriſſen erſcheinen kann, ſo daß kein Begreifen auslangt, wie ſo entgegengeſetzte Sinnesarten mit abwechſelnder Allgewalt herrſchen können, deren jede im Augenblicke ihrer Herrſchaft ſich allein für gültig anerkennt. Berühren ſich im Menſchen wirklich verſchiedene Welten, wie in der Ausdeutung aller Religionen, die ſich nur durch ſeine Fortbildung ausgleichen und vereinigen? Hat jede dieſer Welten ihr Recht, oder ſoll eine in dem Menſchen ausgerottet, vernichtet werden? Dieſe

Fragen ſind zu allen Zeiten verſchieden beantwortet. — In unſerer Zeit beſtreben wir uns mehr nach der Vereinigung; zu den Zeiten des Johannes ſuchte die Richtung welche der Glauben genommen, die fortbildende Kraft, als ein teufliſches Werk, dem Beſtehenden aufzuopfern, ja mit allen Strafen und Martern ſie auszurotten, der größte Theil der menſchlichen Meinungen und Bilder, ja alle fremdartige Glaubensmeinung war als Ketzerei verdammt und verfolgt; um ſo gefährlicher regte ſie ſich unter dieſem Druck in der Bruſt des Einzelnen der den Muth in ſich fühlte, ein ganzer Menſch ſein zu wollen. In Rom war für die Unterſuchung mehr Freiheit, um ſo leichter frevelten da die langverhaltnen Kräfte, bis ſie endlich in der Entwickelung einer neuen Kunſt eine neue Berührung zwiſchen Phantaſie und Verſtand und ſomit eine allgemeinere religiöſe Erhebung, ein Fortſchreiten, ein Achten des Fremden den wilden Verfolgungen entgegenſetzten. Von dieſer Zeit war die des Johannes noch weit entfernt. Die alten Götterbilder lebten ſeiner Phantaſie, und ſein Verſtand hatte ſich mit ihnen zu verſöhnen gewußt, was er ſelbſt dagegen ſchaffen können verſchwand, aber dieſes Reich konnte ſelbſt als etwas Veraltetes gegen die chriſtliche Zeit nicht beſtehen; das Beſtehende, das Überdauernde der Zeit ließ ſich nicht damit ausgleichen und übte ſein Recht; dann aber fühlte jede Kraft wieder ihr unbefriedigtes Bedürfniß,

und weder dem Verſtande noch der Phantaſie konnte das Anerkannte jener Zeit einzeln genügen. So mag es ſich erklären, daß der tiefe Eindruck jener nächtlichen Proceſſion faſt mit dem Augenblicke erloſch, wo ſie dem Auge des Johannes in letzter Ferne geglänzt hatte, daß er bald nur Gegenſtand ſeiner Betrachtung und Verwunderung war. Spiegelglanz in der Zerſtreutheit ſeiner Gelehrſamkeit und in dem Streben nach eigner Auszeichnung durch neue Religion begriff die Fragen ſeines Schülers nur als Fingerzeige, wohin er ſich wenden müſſe, als Orakel; während der arme Orakelgeber ſelbſt von wunderlichen Zweifeln geplagt wurde und immer mehr den Lehrer überſehen lernte, je weniger dieſer ſeinen Sinn einzuſehen vermochte. Spiegelglanz war jetzt mit aller Aufmerkſamkeit nach außen gerichtet. Da die ernſte Krankheit des Papſtes deſſen Tod beſorgen ließ und der päpſtliche Stuhl als jener verheißene Weg der Erhebung ſeines Lieblings ihm verkündet war, ſo eilte er, das Gaſtmahl der Verkündigung ſeiner Heiligkeit und ſeines Berufs, ſo wie der Abkunft ſeines Johannes und deſſen Beſtimmung noch an demſelben Tage auszuſprechen. Gegen ſeine Gewohnheit war er an dem Tage in Bängniß; — Johannes merkte ihm ſo etwas an, aber Spiegelglanz wich ihm immer aus, weil er für eine unanſtändige Schwäche hielt was die Vorboten des Teufels waren, der ihn bald ganz in Beſitz nehmen ſollte. Zum gro-

ßen Verdruſſe Luzifers, der als Chryſoloras ſich ihm nicht kund machen konnte, weil der Höllenſtrahl abgeſchnitten, hatte ſich der luſtige Teufel Asmodi ſeit der Baſiliskenhöhle an den Spiegelglanz gemacht, ihn in Beſitz zu nehmen, und ſtörte dadurch alle boshaften Plane Luzifers. Dieſer tückiſche Asmodi, um den Stolz des Mannes in den Augenblicken des höchſten Selbſtgefühls zu kränken, gab ihm dann einzelne harte Backenſchläge durch bloßes Andrücken der Luft, ganz in der Art wie mancher Krieger durch den Luftdruck niedergeworfen wird, wo in der Nähe eine Kanonenkugel vorüberſauſt. So war Spiegelglanz mehrmals vom Stuhl herabgeworfen worden und hatte ſich immer tapfer wieder hingeſetzt, weil er ſich für ſo frommer hielt, je mehr Anfechtungen er auszuſtehen hatte, ein Glaube, der auch ſpäter in der chriſtlichen Kirche viele Ausſchweifungen hervorgebracht hat. Dieſen Morgen ward es ihm aber zu toll, denn es blieb nicht bei Backenſtreichen, ſondern er ſah nachher immer einen der kleinen Propheten, die ſich im Himmel ſo ſehr artig gegen ihn benommen hatten, vor ſich, der ihm einen tiefen Diener machte und mit ſeinem weißen Bart in ſein Dintenfaß tauchte. Das trieb ihn früher aus dem Haus; auf der Straße war er vor dieſen Anfechtungen ſicherer. Er befahl dem Johannes zu faſten, bis er Nachts die berühmteſten Männer der Stadt zum Gaſtmahl bringen werde.

Kaum war Johannes allein gelaſſen, ſo erhob ſich ein Schwarm zerreißender Gefühle in ihm, er ſah in den Spiegel der Verzweiflung, alle Erinnerungen, alle Ereigniſſe ſeines Lebens, welche ihm eine liebenswürdige Seite darboten, von ſeiner Phantaſie wie von einem Wirbelwind erfaßt, durch einander ſchwirrten. Bald glaubte er, alles Erlebte müſſe jetzt zu Grunde gehen, da es keine Bedeutung mehr für ihn habe, bald meinte er dies oder jenes aus der allgemeinen Zerſtörung noch retten zu müſſen. So ſchwebten ihm die Sonnentage ſeines Blumengärtchens in Mainz vor, dann gab er ſie wieder plötzlich auf, weil ſie mit dem ſchaudervollen Traumgeſicht von Raphaels Ermordung geendet hatten, dann flüchtete er ſich in die Erlebniſſe früherer Tage, wo er im Schloſſe der Pfalz mit dem kleinen Grafen bei den Erzählungen Thalmanns und unter dem Schutze Hattos ſich gegen die Tyrannei des Spiegelglanz verſchanzt hatten, und der dem Schlafe heimlich entwendeten nächtlichen Stunden, wo ſie im Mondglanz bei einander ſitzend auf dem Sims des engen Fenſters über dem anklatſchenden Wogengeroll ſich einannder umhalsten und die Wege nach der Ferne ausſpähten, auf denen ſie die Flucht nehmen wollten. Da endete wieder die Unglück-bringende Hand des Spiegelglanz mit zerſchmetterndem Schlag dieſe Kindergelübde. Und jetzt eben, wo ſich die Paradieſespforten aller früheren Ahnungen und Begeiſterung in der Hin-

gebung an Stephania ſo weit aufthaten, war es noch einmal Spiegelglanz der ſie gleich einem Zauberer mit Bliz und Donnergekrach vor ſeinen ſehnenden Blikken wieder zuſchlug. Wir wundern uns daher nicht über die Zerriſſenheit des Johannes, der ſich in einem Kreislauf unendlicher Widerſprüche gefangen ſah aus dem kein Ausweg noch Glück nach Freiheit ihm offen ſtand. Er fühlte herzzerreißend daß der einzige Menſch, mit dem er das weite Feld der Erlebniſſe durchwandre wie ein Stromgott die Urne unter dem ſtarken Arm feſt gepackt trage, aus der die Quelle ſeines Geiſtesunglücks und ſeiner Vernichtung hervorſprudle. Er beſann ſich weit umher im Kreis ſeiner Erfahrungen, wie er vom früheſten Denken an gleich jenem Ganymedes am Fels geſchmiedet, dem ſcharfen Schnabel und Krallen dieſes Geiers ausgeſezt war! — Dann aber beſann er ſich wieder, daß kein anderer ſich je um ihn gekümmert hatte; — daß der Kreis von Erfahrungen und Berührung mit den Menſchen ſtets nur von der Übermacht ſeines Lehrers war geordnet und in Grenzen gehalten worden, ja daß ein Wink ſeiner häßlichen Augenbrauen oft die Verfolgungen, die im Hinterhalt auf ihn lauerten, Einhalt that und eben ſo oft den Sieg über ſeine Mitſchüler ihm zugewendet hatten, ja daß alle Zukunft ſeines Geſchickes verborgen unter ihm wie das Ei unter der Bruthenne nur durch ſeinen Bruteifer könne ins Leben gefördert werden und

daß ein langwieriger Bildungsplan unausgeſetzt ihn mit ſich beſchäftigte. Obſchon er dadurch in ſeinen eigenthümlichſten Anlagen und Richtungen ſich geſtört fühlte, obſchon die geheimen Verwandtſchaften mit den Elementargeiſtern und den in der Verbannung wandelnden Göttergeſtalten, die das Chriſtenthum Landes verjagt hatte, dadurch in ihrem fortblühenden Wachsthum untergraben waren (denn ſo ſtellte Johannes jetzt, nachdem Spiegelglanz ſo raſch, ſo unvorbereitet ihn vom Thron der gottähnlichen Mannheit hinabgeſtoßen ſich ſelbſt in einen tieferen Bund mit der Natur), ſo mußte Johannes ſich dennoch geſtehen, daß Spiegelglanz gleich einer Mutter ihn gehegt und gleich einem Vater ihn überſchaut und gelenkt habe. Und plötzlich ſtrahlte ihm aus dieſen verwirrenden Empfindungen von Furcht, Dank und Abſcheu ein neuer Lebensreiz entgegen, nämlich zu erforſchen den Stamm, von dem er ausgegangen ſei; eine Mutter mußte ihn ja geboren haben und ein Vater erzeugt; und wäre es das Waſſer und das Feuer geweſen, aus deren Verbindung er hervorgegangen, ſo war dies ihm eher möglich zu glauben als daß er gar kein Herkommen habe! — Ein Strom von Thränen ſchwoll über ſein gramerfülltes Herz; er verſprach ſich den Widerwillen gegen die Häßlichkeit des Lehrers zu bekämpfen, ihn zu lieben und es ihm mit Zärtlichkeit zu beweiſen und ſo den Urſprung ſeines Daſeins, deſſen Geheimniß Spiegel-

glanz in ſeinem Buſen verwahrte, zu huldigen und ihm auf die Spur zu kommen.

7.

Spiegelglanz kam zurück mit Zwiebeln und einem Ziegenbock, die erſten für das Abendeſſen, der letzte das heilige Thier, das er bis dahin noch heimlich in der Baſiliskenhöhle genährt hatte; Johannes umfing ihn mit einer Zärtlichkeit, die den verblendeten Lehrer um ſo mehr auf die nahe Erfüllung ſeiner Luſt vorbereitete, da Johannes in ſeinem ganzen Weſen immer etwas ernſt und doch unbewußt Zurückſtoßendes gegen jede ſeiner Zärtlichkeiten gezeigt hatte. Johannes ſagte ihm ſo viel Feuriges über die Führung ſeines Lebens durch ihn, ſtreichelte ſelbſt den garſtigen Ziegenbock ſo liebevoll, als er ihn als ein frommes Thier empfohlen hatte, daß Spiegelglanz Hunger und Durſt aus Wohlbehagen empfand. Johannes bediente ihn ſo ſorgſam, wie nie ſonſt, auch der Ziegenbock erhielt ſein Theil und nun fragte endlich Johannes ſchmeichelnd, er möchte ihm endlich enthüllen, wer ſeine Mutter geweſen. Spiegelglanz that wieder geheimnißvoll wie immer, wenn er darauf kam, doch verſprach er ihm, daß ſich alles löſen ſollte, vielleicht noch an demſelben Abend. Johannes wiederholte ſeine Bitten und Spiegelglanz ließ ein Wort von höherem Urſprunge fallen, das in dem zerriſſenen ſtolzen Gemüthe des Johannes

Wur-

Wurzel ſchlug und aufwucherte. Dann ordnete er die Küche an und wie das Feuer in den grünen Olivenäſten kniſterte, ſo hatte er wieder eine Eingebung:

Zwiebeln ſind Speiſe des Reinen,
Zwiebeln ſollen eſſen die Meinen,
Sie dürfen die Zwiebeln auch füllen,
Alles nach göttlichem Willen.

Dieſen herrlichen Spruch, der ihm ſeine Eingeweide recht im Innerſten entzückte, weil ſeine Leibſpeiſe nun ſogar für göttlich erklärt war, trug er ſogleich auf das Pergament ſeines Geſetzbuches ein und ſtieß während dieſes ernſten Geſchäfts ſogar den verehrten Ziegenbock mit dem Fuße von ſich, der an ihm wie an einem Berg mit den Vorderfüßen angeſtiegen war und ſeinen gelblichen Bart für eine bekannte Art Moos halten mußte oder für Endivien, weil er ihm plötzlich gewaltſam daran zupfte. Johannes wartete auf nähere Auskunft, als aber Spiegelglanz fertig, ſeinen Spruch noch einmal in den großen ſchwarzen Buchſtaben freundlich überleſen hatte, ſo fielen ihm noch ein Paar Gäſte für den Abend ein, er lief ſo haſtig fort, daß er ſelbſt ſeinen Ziegenbock vergaß, der ſich nach dem Fußtritte durch die offene Thür in das Blumengärtchen des Johannes zurückgezogen hatte und ſich dort als Gärtner angeſtellt meinte. Johannes ſollte nach den Zwiebeln am Feuer ſehen, aber er hatte keine Gedanken dafür, eine Schale ſeines innern Geiſtes-

räthsel löste sich nach der andern und er stand zweifelnd zwischen allen Möglichkeiten und widerlegte einen Glauben mit dem andern, während der Ziegenbock im Garten eine seiner Lieblingsblumen nach der andern aufzehrte. Jetzt klopfte es an der Thüre und das Herz fiel dem armen Johannes wie ein ausgebranntes Haus zusammen und herunter, seit er wußte daß er ein Mädchen sei, fürchtete er die Nähe jedes Bekannten, denn er fürchtete roth zu werden und sich zu verrathen. Endlich rief er zitternd herein und wurde über sein ganzes schönes Antlitz roth, als ob die Sonne zur Thüre hineinscheine als der gute Goldschmidgeselle in derselben stand.

Gesell.

Nun guten Abend, endlich find ich dich,
Du läßt dich suchen, nun bezahle mich,
Du kommst nicht auf den Berg zur Fürstin Venus
Und giebst auch deinem Mädchen keinen Kuß,
Ich seh sie vor der Thüre täglich weinen,
Sie sieht hinaus, ob du nicht willst erscheinen;
Undank ist Weltlohn. Ich will bezahlet sein.

Johannes.

Du mahnst so hart, das nenne ich nicht fein,
Ich hab kein Geld, ich sagte dir es gleich.

Gesell.

So komm mit mir in unsrer Fürstin Reich.
Nach deinem Schein, sieh her, ich will dirs zeigen,
Giebst du das Geld, sonst bist du ihr geeignet.

Johannes.

Es kann nicht sein! Nimm Ring und Spange zurück,
Stephania vergaß sie hier als sie entfloh meinem Glück,
Sie fürchtete der Mutter hartes Schelten,
Nimm sie zurück, so viel sie mir auch gelten.

Gesell.

Es ist nicht recht, Gekauftes zurückzugeben.
Doch gieb nur her, ich hab schon ohne dich zu leben.

Johannes.

Gleich Freund, doch wo hab ich sie liegen lassen.

Gesell.

Du siehst verlegen aus, kannst dich nicht fassen.

Johannes.

Bei Gott ich weiß es nicht, wo ich sie ließ.

Gesell.

Ich seh sie ja, wenn ich sie dir nur wiese.

Johannes.

Ich seh, wohin sich deine Augen lenken,
Du wirst darum von mir nichts Schlechtes denken.
Jetzt fällts mir ein, es ist im Taumel geschehn,
An jenem Abend.

Gesell.

Ei es läßt recht schön,
Wie Apoll die Spange so herrlich trägt,
Wie der Ring um seinen Finger sich legt,
Du bist erfindungsreich, sieh ich schwör es dir,
Sähs nur die Fürstin, sie kauft es von mir;

Ich arbeit ſo lang, hab nie dran gedacht,
Daß man auch Spangen für Bilder macht,
Doch glänzt es auf dem Marmor ſo herrlich klar,
Und der Arm ſcheint ſo weich und lebend fürwahr.

Johannes.

Nimm es herab, es thut mir ſonſt leid,
Wenn ich ihm abnehme die kleine Freud.

Geſell. (Er ſteigt hinauf an die Statue.)

Recht gern!
Beim Venusſtern,
Ich glaub es iſt ein ſeltſam Ding geſchehen,
Weder Ring noch Spange will wieder abgehen,
Es iſt als ob der Arm ſich hätte gebeugt,
Der Finger gekrümmt, der geradeaus gezeigt.

Johannes.

Er will bewahren, was ich ihm geweiht.

Geſell.

Mein edler Gott mir gnädig verzeiht,
So etwas iſt mir nicht vorgekommen,
Wenn Fürſtin Venus das Wunder vernommen,
Sie zahlet den höchſten Preis für das Bild.

Johannes.

O ſag mir Freund, iſt die Fürſtin ſo mild
Wie jene, die dort ſo züchtiglich ſteht,
Von der ein Abendathem ergeht,
In allen Blättern ein Flüſtern erregt,
Des Brunnens Wellen ſo ſilbern bewegt,

In meinem Herzen ſo goldig ſchlägt.
Sie hat einen Namen ſo hochverehrt,
Und gleicht ſie der die droben fährt
Und durch das Blau ſchon niederſieht,
Und weiß was mir im Herzen glüht,
Die den Tag beginnt, den Tag beendigt,
So wär ich mit ihr gar bald verſtändigt.
Der Name giebt mir einen guten Muth;
Führ mich zu ihr, ich bin ihr gut.

Geſell.

Nun das iſt recht, es wird dich nicht reuen,
Du haſt nichts zu thun als Blumen zu ſtreuen,
Den hohen Freunden das Lager zu bereiten,
Und heute ſiehſt du zu mit anderen Leuten,
Die Fürſtin iſt gar ein gutes Weib,
Doch fehlt es ihr immer an Zeitvertreib,
Sie lebet in ſtetem Überdruß
Und verſagt doch keinem Knaben einen Kuß.

Johannes.

Es wandeln der Götter Schatten auf Erden,
Es ſind nicht die Hohen, doch können ſies werden.

Geſell.

Sei nur nicht blöde, fürchte dich nicht,
Ich wette, der Fürſtin gefällt dein Geſicht.

Johannes.

Leb wohl du Einſamkeit,
Venus rufet mich heut,

Ziegenbock bewahre die Zwiebeln,
Vorm Überkochen und andern Übeln.

8.

So gingen beide fort, beide ſtillſchweigend, der Geſell froh, weil es ihm gelungen, der Fürſtin einen ſchönen Diener zuzuführen, was ſie ſehr hoch belohnte, Johannes ſich prüfend, ob er wohl den Muth habe, ſeine Verkleidung als Knabe überall durchzuführen. So kam er unbemerkt den Feldweg hinunter bis an das Haus der Stephania und bemerkte es nicht, bis ihn die Pflegmutter der Stephania an dem Mantel zupfte. Er ſah ſich um und meinte ſein Mantel ſei an einem Dornſtrauch hängen geblieben, er hing aber an den dürren Händen der alten Sabina, die er ſogleich erkannte, ungeachtet er ſie nur in den wenigen Momenten des Streits mit Spiegelglanz angeſehen hatte. Nur gegen Stephania kannſt du dich nicht als Knabe anſtellen, dachte er in dem Augenblicke, — ſah mit Sehnſucht das Haus, das Fenſter, wo er ſie zuerſt erblickt hatte und wollte ſich doch verlegen wegwenden.

Sabina.

Kommt herein, einmal fallt ihr mit der Thür ins Haus,
Dann geht ihr vorüber als ſei alles aus,
Jetzt hört einmal, ich hab euch viel zu ſagen.

Johannes.

Das Warten wird dem Geſellen nicht behagen,
Ein andermal, heut fehlt die Zeit.

Geſell.

Laßt euch nicht ſtören, es iſt nicht weit,
Auch muß ich was in meinem Hauſe beſtellen.
(Er ſpringt fort.)

Johannes.

Ich gehe mit. (Sabina hält ihn.)

Sabina.

Keinen Schritt.
Was hilft das Schwanken.
Ihr werdets mir danken.

Johannes.

Was iſt, ich bitte euch,
Sagt nur alles gleich.

Sabina.

Eile mit Weile.
Zwei Stunden ſind eine Meile.
Sagt mir, waret ihr in deutſchen Landen,
Kam kein Kind von einem Schloſſe abhanden,
Mit dem ihr früher zuſammen gelernt,
Eh Spiegelglanz ſich mit euch entfernt.

Johannes.

Laßt das, es iſt gute alte Zeit,
Ich denk nicht gern ſo weit.
Habt ihr mich geſehn auf des Pfalzgrafen Schloß?

Er war mein Spielgenoß,
Wie Kinder lieben, ſo liebte ich ihn;
Wir mußten fort, als ein Vogel erſchien
Und uns auch ſprechen lehrte,
Wogegen mein alter Lehrer ſich wehrte.
Nachher hört ich, der Fürſt ſei geraubt,
Er ſei getödtet hat man geglaubt,
Wer weiß, ihm iſt beſſer als mir.

Sabina.

Er iſt euch gut, er iſt hier,
Er lebt, ich darfs euch ſagen,
Alle Tage thut er nach euch fragen,
Ihr ſeid ſein einziger Gedanke,
Was hilfts, daß ich ihn zanke;
Er liebt euch, als wär er beſeſſen,
Habt ihr ihn vergeſſen? —
Er iſt krank, weil er euch nicht ſah,
Ihm iſt beſſer, ſeid ihr ihm nah.

Johannes.

Wie kann er mich lieben und kennt mich nicht,
Denkt noch an mein kindiſches Angeſicht
Und ſieht einen Fremden vor ſich erſcheinen.

Sabina.

Nein er kennt in euch den Seinen.

Johannes.

Das iſt viel! Ich ſeh ihn ein andermal,
Heut iſt mir alles zur Qual.

Sabina.

Ich laſſe euch nicht, ihr wollt mich nicht verſtehn,
Habt doch den Pfalzgrafen kürzlich geſehn,
Ich laſſe euch nicht, kommt herein zum Heerd,
Nun Ludwig komm, er iſt dein nicht werth,
Mit Gewalt muß ich ihn ziehen,
Deiner Liebe möcht er entfliehen.

Johannes.

Hellt uns ein Zauberlicht,
Alte Sabina, du biſt Venus die ſpricht,
Und Apollo iſt mir wieder ſo nah,
Wie ich ihn geſtern am Abend ſah,
Mir ſchwindelt! —

Sabina.

Närriſcher Knabe.

Stephania.

Du giebſt kein Wort als Erkennungsgabe,
Und doch wie ich einzig dich lieb habe,
Aus meiner Jugend hat es mir wiedergeklungen,
Als wir ſo fröhlich geſprungen,
Es iſt mir, als wären wir nie getrennt,
Mein Herz alles an dir wieder kennt,
Und du ſchweigſt! Denk meiner Treue,
O meiner Jugend Freund, wie ich jubelnd ſchreie,
An deinem Halſe wieder zu hängen,
An dein Herz mich zu drängen,
Dich zu umarmen

Seligkeit mir Armen,
Dem alle Welt ſeit erſter Jugend feind,
Ich hab einen Freund;
Sieh unter dem weiblichen Kleid
Verbirgt ſich meines Hauſes Leid,
Gegen Gift und Dolch hats mich bewahrt,
Mich rettete die Frau, die hochbejahrt,
Und doch in jugendlicher Munterkeit
Mit mir der Einſamkeit ſich hat geweiht.
Und die Einſamkeit iſt nun vertrieben
In freundlichem Lieben.

Johannes.

Apollo, Venus!
Bei dem Kuß,
Ihr werdet mein Ruf in Noth und Luſt,
Ihr leitet die Menſchen unbewußt.
Glaubt mich nicht fühllos,
Ich bin nur wortlos! —
Mein Ludwig halt mich nicht für einen Thoren,
Ich ſprech nicht mit den Lüften, ſie haben Ohren,
Unſre Noth, unſre Freude bereiten ſie im Stillen
Gegen unſer Wiſſen, ohne unſern Willen.
Laß meine Hände erheben zu ihnen,
Mit thränendem Aug will ich ihnen dienen,
Der eine geht unter, die andre auf,
Sie bewachen ewig den Weltlauf,
Sieh hinauf zu dem Stern,

Er ſcheinet durchs Fenſter von fern,
Segen iſt ſein Strahl; die Welt iſt gut,
Täuſchung iſt der Geiſt, weiſe iſt nur das Blut,
Es weiß ſeinen Weg, wir aber ſind blind,
Komm an mein Herz, eile geſchwind,
Wir bleiben zuſammen; — einen ſolchen Tag
Die Erde nicht wieder zu ſchaffen vermag.

Stephania.

Ich verſteh deine Augen, deinen Druck,
Ich verſteh nicht dein Wort, doch iſts mir genug,
Wir haben einander ſo viel zu vertrauen,
Und doch möchte ich immer nur dich anſchauen.

Sabina.

Laß gut ſein, gut, ich will ſchon alles erzählen.

9.

Warum ſollen wir alles weitläuftig hören, was unſre Neugierde errathend lieber zuſammendrängt, was aber der ſtaunenden guten Sabina allmählig erſt klar wurde. Johannes wurde nämlich von dem Geſellen jetzt angetrieben, ſeinem Verſprechen gemäß mit ihm den Berg hinan zum Landhauſe der Fürſtin zu ſteigen; er wollte ſich entſchuldigen, jener wies ihm aber drohend ſeine Handſchrift. Johannes wollte nicht vom Pfalzgrafen weichen, und dieſer hatte rechte Luſt und Neugierde, zu dem großen Volksfeſte, das heute in dem Vennsberge gefeiert wurde, mitzukommen; er bat

die gute Sabina so dringend, daß sie alle Bedenklichkeiten bei Seite, in die dunkelste Gewissensecke schob, nachdem der Geselle ihr versichert, da sei alles viel zu lustig, um solche boshafte Verwandte und deren tückische Abgesandten zu dulden, aus deren Händen sie den Pfalzgraf befreiet und gegen deren Nachforschung sie ihn durch die Verkleidung geschützt hatte. Sabina mußte jetzt diese ganze Geschichte wiederholen, und sie war oft recht schauerlich; — alle Winke, die sie von dem Oheim erhalten, der das Kind geraubt hatte, wie sie reich werden sollte, wenn es nicht mehr lebte, wie die Mörder die noch erwärmte Wiege durchstachen, als sie eben das Kind versteckt hatte; aber Oferus mit seinem Trost und Thalmann mit seiner Verschlagenheit hatten ihr überall beigestanden, bei hohem Wasser hatte sie endlich der fromme Riese über den Rhein geflüchtet und sie durch heimliche Wege bis nach der Schweiz geführt. Diese Erzählung vertiefte alle in ein allgemeines Schweigen; als sie geendet, trennten sie sich nach der Geschwindigkeit, wie jeder zu gehen gewohnt, der Gesell voran, dann Johannes und Stephania, hinter diesen mühsam ansteigend die alte Sabina.

Es giebt in der Welt keinen anmuthigern Weg als den nach dem Venusberg, so schlecht der Rückweg ist, weil der Bequemlichkeit wegen Eingang und Ausgang ganz verschieden sind. Das Schloß, das einzige unverletzt übriggebliebene Landhaus der alten

römiſchen Kaiſer, gleich reich an Werken älterer griechiſcher Kunſt wie der ſpäteren römiſchen Sklavenarbeiten, glänzte wie eine eigene Stadt über den Terraſſen des Berges unſeren Wanderern entgegen, über deren Haupt die Weinreben ein zartes durchſichtiges Dach bildeten. Weil es dunkelte, ſo ſteckte der Führer, der gute Goldſchmidtgeſell, einen Buſch voll leuchtender Johanniswürmer auf ſeine Mütze, in deren Glanz der Weg deutlich wurde, ja Blätter, Gräſer und Stauden ſeltſam ſchimmerten. Auf einmal meinte Johannes, ihr Führer werde kleiner, faſt klein wie ein Kind und trage gleich Amor Köcher, Bogen und Fackel. Stephania wußte gar nichts von Amor, Johannes erzählte ihr davon mit Liebhaberei, und Stephania glaubte daran, wie ſie an alle Heiligen glaubte, worauf ihr Johannes mehr und immer mehr von dieſem Gotte, dann auch von Venus erzählte, die Stephania in ihrer Unbefangenheit ganz ruhig für die Fürſtin Venus hielt, zu deren Luſtſchloſſe ſie hinanſtiegen. Jetzt nahete ſich ihnen der Amor, oder vielmehr er wartete auf ſie, ſie ſahen, daß der Fackelbuſch Leuchtwürmer und der Bogen ein Hammer geweſen, übrigens erſchien er ihnen ſehr verändert, denn er hatte ſeinen Mantel abgelegt und ſtand in fleiſchfarbener Glanzleinewand eng eingenäht, ein Schurzfell vorgebunden mit großen Ringen verziert, als fertiger Cyklop vor ihnen.

Geſell.

Was wollt ihr heut vorſtellen,
Ihr luſtigen Geſellen?
Und du altes Weib,
Was wählſt du für ein Kleid?

Sabina.

Ich bleib, wie ich bin,
Sonſt geh ich nicht hin.

Geſell.

Das geht nicht, ſei vernünftig,
Einem alten Weib iſt man nirgend günſtig,
Wird nirgend gern eingelaſſen,
Du mußt heut mitſpaßen;
Ei, was wollen wir uns lange beſinnen,
Sei eine Parze, du kannſt ja ſpinnen,
Mit deiner Spindel folg nur immer
Durch die goldnen Säle voll Schimmer,
Du wirſt bald andre Parzen erfinden,
Die Larve will ich dir ſchon vorbinden,
Und du Geſell, was willſt du ſein?
Sieh her, hier kannſt du wählen allein.

Johannes.

Das Prieſterkleid mir wohl gefällt,
Weil es mich vor den Leuten entſtellt,
Ich glaube nicht, daß Spiegelglanz
Mich kennen würde in dieſem Kranz.

Stephania.

Ich wähle mir dieſes Weiberkleid.

Geſell.

Eine Iphigenie, das thut mir leid,
Daß du noch ſollſt geopfert werden,
Giebts nicht genug der Rinderheerden?

Sabina.

Das heißt mit Unglück einen beſchrein,
Ich möcht mich über das Kleid recht freun,
Es ſteht dir alles ſo niedlich und ſchön,
Wie ich deine Frau Mutter als Braut hab geſehn.

Geſell.

Laßt jetzt das Schwatzen und tretet herein,
Es ſoll euch alles erkläret ſein;
Guten Tag Herr Thürſteher, wie ſieht es aus?

Thürſteher.

Es wird gleich gehen zum großen Schmaus,
Ich weiß nicht, wo der Kopf mir ſteht,
Da habt ihr Kränze, geht nur, geht.

Sie traten nun ſogleich in den unteren Raum eines ungeheuren Amphitheaters, deſſen Logenreihen rings bis an den Nachthimmel empor zu ſteigen ſchienen, ſie drängten ſich verwundert in dem Zauberlichte an einander, ſie glaubten ſich in einem überirdiſchen Lebensüberfluß, wo alles herrlich, alles erlaubt. Der gute Geſelle erklärte alles nach beſter Geſchicklichkeit und ſtörte freilich

damit den Eindruck des wunderbaren Ganzen, aber es diente ihnen zur Wahrheit.

Geſell.

Nun hört recht, das heißt Amphitheater,
Seht einmal rechts, den Faun, das iſt der Pater,
Der heute Morgen trieb den Teufel aus,
Der lebt am Abend hier in Saus und Braus
Und meint, es werd ihn niemand kennen,
Seht nur, ich werde ihn bei Namen nennen,
He Seraphin! — da läuft er wie beſeſſen.

Johannes.

Ei Freund, du biſt auch hier gar ſehr vermeſſen.

Geſell.

Das gilt in unſrer Fürſtin ſchönem Reich,
Im Maskenkleid bin ich hier jedem gleich,
Seht dort, da ſitzt ſie auf dem bunten Thron,
Sie ſitzt ſo eben ihren lieben Sohn,
Der Amor macht ſo oft hier ſeine Händel,
Da hält ſie ihn einmal recht feſt beim Bändel;
Nicht wahr, ſie iſt ne hübſche runde Frau,
Sie iſt ſtets luſtig, iſt ihr Haar gleich grau.

Johannes.

Was hat ſie denn auf ihrem Kopfe ſitzen,
Ich ſehs wie einen Stern recht herrlich blitzen.

Geſell.

Das iſt der Morgenſtern, ein Feuerſtein,

Der

Der drehet ſich an ein Reibeiſen klein,
Und wo er anſtößt, giebt es helle Funken.

Sabina.

Von ſolcher Mühl am Kopfe würd ich trunken.

Geſell.

Die kann viel mehr vertragen, dreißig Flaſchen,
Die müſſen ihr des Tags die Kehle waſchen.

Stephania.

Ach ſeht die ſchönen Tauben, die da fliegen,
Wie ſie den Hals in bunten Farben wiegen.

Geſell.

Die kamen alle zu dem Thron heraus,
Denn ſeht der Thron, das iſt ein Taubenhaus,
Inwendig ganz gemein, doch außen ſchön lackirt,
Mit ausgeſchnitzten Bildern ſchön ſtaffirt,
Er iſt geſtellt auf vier metallne Rollen,
Und geht ganz leicht, wenn wir ihn ziehen ſollen.

Sabina.

Ein ſchönes Kleid hat auch die Fürſtin an.

Geſell.

So guten blauen Dammaſt trägt nicht jedermann,
Der ſelge Herr nahm ihn dem Türken ab,
Der Pelz iſt abgetrennt, er ſitzet etwas knapp,
Die Franzen ſind von Gold, von ihr geſponnen,
Das hat ſie ſich zu ihrer Luſt erſonnen.

Ein Satyr.

Mum, mum, mum!

Geſell.

Wenn du weiter nichts zu ſagen weißt, ſo biſt du dumm.

Dieſe Satyrn, Waldgötter und andres Geſchmeiß
Sind nur hier wegen Trank und Speis,
Sonſt wiſſen ſie keinen Spaß zu genießen,
Sind ſtumm oder grob, das will mich verdrießen.
Neulich da kam einer ſo ruppig hier an,
Daß ich mich machte an den ſatyriſchen Mann,
Und habe ihn erſt recht ausgetagelt
Und dann mit dem Kleid an die Wand genagelt,
Er hat um ſich gebiſſen wie eine Fledermaus,
Was halfs, es lachten ihn alle aus.
Nun ſeht wie die Fürſtin haut, wie der Amor ſchreit,
Graf Apollo kommt und bittet, daß ſie verzeiht,
Seht wie er mit Reverenzen um ſie vettermichelt,
Sie aber thut, als würde das Korn geſichelt,
Das nenn ich gute Zucht. — Nehmt doch vom Wein,
Er wächſt hier am Berge und ſoll vom beſten ſein.

Stephania.

Ich trank noch nie einen Tropfen Wein.

Geſell.

Verſucht will alles doch einmal ſein.

Sabina.

Laß ſie, der brennt ihr die Eingeweide.

Johannes.

Warum nicht gar, er that mir nichts zu Leide,

Trink, liebes Kind, auf gutes Glück,
Dem guten Genius, dem erſten Blick.

In dem Augenblicke wie Stephania trinken wollte entſtand ein wilder Lärmen, ein Lachen, ein Streiten, ein Stoßen, der Becher wurde aus der Hand geſchlagen, Johannes hielt Stephania ſchützend, Sabina ſeufzte beklommen, der Geſell horchte zu, was es gäbe, endlich kam er lachend zurück.

Geſell.

Nun iſt es klar, warum ſie den Amor hat geſchlagen,
Er kann doch nie den böſen Streichen entſagen,
Er hat die Wächter des Hahnenkampfs gewonnen,
Mit einer Henne den Spaß erſonnen,
Er hat ſie verkleidet wie einen Hahn,
Und brachte ſie auf die Kämpferbahn,
Sie war betrunken gemacht voraus,
Doch mitten im Kampf verlor ſich der Rauſch,
Sie kannte den Hahn ſo freundlich wieder,
Sie duckte ſich auf die Erde nieder,
Der Hahn verwundert erkannte ſie auch
Und brachte nach ſeinem alten Brauch
Die Körner des Waizens zu ihr getragen,
Um den ſich ſonſt die Hähne geſchlagen.
Da lachten die meiſten, doch wer ernſthaft ſpielt
Und viel gewettet, ſich gekränket fühlt;
Die Parzen, die Furien, die alten Hofdamen,
Die ſchlugen auf die Thiere in Gottes Namen,

Da kam Markgraf Herkules mit der Keule
Und legte ſich zwiſchen mit mancher Beule,
Zum Glück kommt jetzt ein tüchtiger Regen,
Da wird ſich die Hitze der Streiter legen.

Das war ein wunderbares Drängen durch den Regen nach den Sälen und bedeckten Gängen, aller Anſtand war vergeſſen, jeder brachte ſich und die Seinen in Sicherheit und Trockenheit, ein Zufall drängte Johannes und Stephania in die Nähe der Fürſtin, die ſich nach ihnen erkundigte, worauf ſie der Geſell als ein Paar Neugeworbene für den Venusberg darſtellte.

Herzogin.

Ihr habt noch nie der Liebe Glück empfunden.

Johannes.

Ich ahne es in träumeriſchen Stunden.

Herzogin.

Ihr Glücklichen, euch lebt noch eine Welt,
Die mir in Aſche nach dem Brand zerfällt,
Und eine Wehmuth füllet meine Augen,
Die einzuſehn für euch noch nicht kann taugen,
O kann der Gott uns nicht die Kraft verleihen,
Noch einmal zu beginnen dieſen Lebensreihen.

Der Geſell blieb bei dieſen wehmuthvollen Äußerungen der Fürſtin ganz verlegen ſtehen.

Die feurigen und umherſchweifenden Blicke der Fürſtin erregten noch größere Verlegenheit bei dem Kleeblatt des Johannes, Stephania und Sabina, ſie

legten dieſe ſich als Zorn aus gegen ihre ungeſchickte Lebensart, ſie flüchteten ſich in den freien Garten und traten ſchüchtern in den ſanft erleuchteten Myrtengang, deſſen dunkle Lauben mit Teppichen für die Müden vorſorglich ausgelegt waren und Stephania brach zuerſt das Schweigen.

Stephania.

Haſt du geſehen die Blicke ſo ſcharf,
Die die Frau Fürſtin da auf uns warf? —
Wie ihre rothe Backen ſpiegelten,
Und wie die bloßen Arme ſich beflügelten
Und wie ſie damit in der Luft herumfuhr.

Johannes.

Hier iſt es lieblicher in der freien Natur,
Nur ſie iſt treu, derſelbe Schimmer
Kehrt ewig wieder über menſchliche Trümmer,
Dieſelben Sterne, daſſelbe Grün
Ewig über dieſer Erde hinziehn.

Sabina.

Ihr habt wohl recht, doch ſprechen wir einmal
Von allem was wir geſehen im Saal,
Iſt ſolche Schande wohl je erhört? —
Mich wundert, daß ſich nicht die Welt drau zerſtört! —
Und das ſind Fürſten in dieſem Land,
Es iſt ein Gräuel, es iſt eine Schand.
In deutſchem Land in der Kirneszeit
Iſt doch mehr unſchuldge Luſtigkeit.

Stephania.

Ei Mutter ſprecht doch von den Göttern nicht ſchlecht,
Wir könnens nicht verſtehn, die machen alles recht.

Johannes.

Ich glaube du meinſt im Olymp zu ſein,
Du irrſt mein Freund, das iſt ein bloßer Schein,
Den dieſe reiche Fürſtin bereitet,
Die damit die Rohheit der Chriſten beſtreitet
Und allem Volke will dadurch geben
Das Bild vom alten Götterleben.
Haſt du jenen Prieſter nicht erkannt,
Der erſt am Morgen beim Altar ſtand,
Und jetzt als Faun die loſen Streiche ſpielt
Und hat ſich hier doch göttlicher gefühlt?

Stephania.

Ich kenne niemand, ich komme nicht aus;
Doch ſag, iſt das Götterleben weiter nichts als ein Schmaus?

Johannes.

Es iſt ein Verbinden, Aneignen und Werden,
Es iſt ein Ahnen der Küſſe auf Erden,
Drum ſagt man: Ich möchte vor Liebe dich eſſen.
Doch laß uns einſtweilen die Götter vergeſſen,
Einſt ſehen wir den tiefen Sinn in Allem,
Warum der Schmaus kann den Göttern gefallen.
Doch laßt jetzt uns darauf denken,
Wohin, warum die Schritte lenken.

Stephania.

Sieh da, der lange Zug von Thieren,
Die ſie geſchmückt zum Opfer führen.

Sabina.

Ei ſehet einmal die Küche dort an,
Wie glänzet der Koch, wie eifrig ſchlachtet der Mann.

Johannes.

Die Küch iſt der Tempel, der Koch iſt der Prieſter,
Den Tod der Ochſen mit Gebeten beſchließt er.
Jetzt hört man die Chöre der Opfernden ſchallen,
Die nach dem Braten mit Wohlgefallen
Den irdiſchen Blick zu richten gewohnt,
Durch himmliſche Weihung doppelt belohnt
Den Mordſchlag an den frommen Thieren
Aus Begeiſtrung für die Götter vollführen.

Stephania.

Du weißt alles ſo herrlich zu deuten,
Ich möcht dich durchs ganze Leben begleiten.

Johannes.

Sieh nur die Bilder auf dieſer Wand,
Venus und Mars von Vulkanus Hand
Mit einem Goldnetz eng umſponnen.
Die Götter lachen in tauſend Wonnen.

Während die Chöre immer zärtlicher die uralte Erinnerung abſangen: „Heute liebe, wer noch nie geliebt", hatten ſich alle drei ermüdet und nachdenklich in eine dunkle Laube gelagert, die jungen Leute

ſtreckten ſich aus über die Decken und ſchliefen ein. Sabina, die keine Einſicht hatte, was noch aus Allem werden wolle, die keine Ausſicht hatte, wie ſie ohne den Geſellen aus dieſem hoch ummauerten Gartenlabyrinth entkommen könnten, benutzte die Zeit nach ihm ſich umzuſehen, doch kehrte ſie immer nach wenig Schritten den Gang hinunter, wieder zu ihrem Pflegling und zu ſeinem Freunde zurück.

Stephania wurde in dieſer thauigen Schlummerzeit, einer ſchönen Nacht, von einem ſeltſamen Traum überraſcht. Dem ſchlafenden Pfalzgraf erſchien Johannes als eine ſchöne Jungfrau gekleidet, die ihn an ſich zog und zärtlich umhalſte, der er nicht widerſtehen konnte, weil wie es im Traum geſchieht, ſeine Kräfte alle gelähmt waren durch einen langen Kuß, während dem entſtand in ihm ein nachdenkender Gram, der das Ergötzen mit der Jungfrau überwog, ſo daß er im Schlaf weinte bis ihm alle täuſchenden Bilder in dem allgemeinen Nachtchaos verſanken, dann ſchlief er unendlich tief wie Adam als Eva ſeiner Hüfte entſtiegen.

Der Traum des Pfalzgrafen hatte nur Berührung mit der Wahrheit, aber nicht mit der Wirklichkeit. — Der Traum des Johannes wie alles was er träumte, war in gewiſſem Sinne unwahr und doch wirklich; ihm träumte daß Apollo vor ihm erſcheine, ihm Ring und Spange zeige und ſich ihm verlobt nenne, auf einmal war er in den Spiegelglanz um-

gewandelt, worüber Johannes heftig in Abſcheu mit ihm ringen mußte. Mitten in ſeinem Traumkampfe erweckte ihn die tobende Stimme des Lehrers, der mit derber Fauſt ſich einen Weg zwiſchen den Faunen und Satyrn, die als Thürſteher und Wächter ausgeſtellt waren, bahnte, um zu ſeinem Johannes zu gelangen, deſſen Anweſenheit in dem Venusberg ihm von heimkehrenden Freunden berichtet worden war, als er vergeblich die Stadt nach ihm durchirrt war. Als Johannes ihn hörte, ſprang er von einer nie gefühlten Kraft gegen ihn beſeelt, auf ihn an, gleichſam noch den Traumkampf mit ihm auszufechten, feſt entſchloſſen ſeinen geliebten Pfalzgrafen gegen den Zorn des Lehrers zu ſchützen. Ohne ein Wort zu ſprechen riß er den Spiegelglanz aus dem Streit mit den Faunen, wickelte deſſen Fauſt in ſeinem Mantel feſt und zog ihn, ohne ein Wort zu ſprechen, durch den nächſten Ausgang ins Freie.

Johannes.

Was ſtört ihr mich an dieſem Götterort? —
Fort mit euch von hier, in die Hölle, fort!

Spiegelglanz.

Ei wie verwandelt? — ſchämſt du dich nicht,
So frech zu toben mit deinem Jungfrauengeſicht?

Johannes.

Ich bin Jungfrau, ich will es ſein,
Ihr könnt mich dabei nicht mehr verwirren,

Ein Mann zu ſein wäre mir Pein,
Ich fühle meine Macht, ich kann nicht mehr irren,
Heut befehl ich, meine Zeit iſt kommen.

Spiegelglanz.

O! es iſt wahr! — du haſts vernommen,
Die Zeit iſt endlich gereift,
Wo in Wundern dein Wille ausgreift.
Von Gott über die ganze Welt
Biſt du im Geiſt beſtellt.
Durch dich ſoll ein Ding geſchehen,
Welches die Propheten vorausgeſehen,
Aber meine Klugheit iſt dir beigelegt,
Ich deute, was dein Sinn gehegt,
Ich ſoll dich bewahren durch meinen Rath,
Du aber bewährſt mich in Wunderthat.

(Spiegelglanz hatte ſich auf ein Knie niedergelaſſen.)

Johannes.

Ich fühle mich von der Erde gehoben,
Da du knieeſt vor mir und willſt mich loben;
Iſt es Lüge? — ich fühl mich betreten,
Bald möchte ich dich mit Füßen treten,
Dann ſcheint mir wieder alles ſo wahr,
Der Götterſtamm wird offenbar,
Den ich im Sterne ſo früh erkannt;
Der Welt gehör ich nicht, ihr bin ich geſandt,
Und es ſteigt vor meine Sinne
Eine Zeit, der ich mich kaum entſinne,

Wo mich beflügelte Geiſter trugen,
Die rauſchenden Flügel zuſammen ſchlugen,
Wenn ich ſchlafen wollte und durch den Luftbogen
ſchwebten,
Wenn ſich die eignen Schwingen erſtrebten.
O ſelige Zeit unter den Elementen,
Wo mich das Feuer trug in wilden Händen,
Mich zu küſſen das Waſſer ſich verſteckte
Und die Luft mich flüchtig rauſchend neckte,
Bis mich die Erde an ihren Buſen gelegt.
O wie viel Größeres hat meine Bruſt bewegt,
Als alle die Götter hier gebildet,
Die der Menſchen Sinn hat mit Kunſt vergüldet;
Sie ſind nichts als Gedanken, aber das Weſen
Das haben ſie nicht in Gott geleſen.
Von mir ab Ihr ſpielenden Götter der Alten,
Ich erkenn den Geiſt nicht in Euern Geſtalten,
Viel freudiger ſeh ich zu den Sternen hinauf,
In mir iſt ihr Anfang, in mir iſt ihr Lauf.
Und gegen alle Kräfte und gegen alle Welt
Bin ich ein reines Kind Gottes hingeſtellt.

Spiegelglanz.

Sei geprieſen, du haſt alles errathen,
Nun ſtreue aus deiner Gnaden Saaten,
Die Welt wird den Staub deiner Füße küſſen,
Verzeih wenn ich oft von Zorn hingeriſſen
Die Hand an dich zu legen gewagt.

Jetzt wandelſt du friſch und unverzagt
Und dankeſt mir wohl, daß ich aus des Hekla Tiefen,
Wo deine Augen im Steinbett ſchliefen,
Dich jubelnd zum himmliſchen Lichte trug;
Verzeih wenn ich damals mit Fäuſten dich ſchlug,
Allmählig erſt ſollte der Sinn dir reifen,
Verzeih wenn ich dich thät zwicken und kneifen,
Wo du zur Arbeit warſt zu faul. —
Am ſchwerſten reitet ſich der beſte Gaul;
Gedenk wie du nun herrlich vollendet,
Du haſt die Zeit der Prüfung geendet,
Und höre, ich ſchwöre bei allen Propheten,
Die allſammt im Himmel mich anbeten:
Wenn du recht willſt, ſo thuſt du Wunder.

Johannes.

Was ſoll dem Geiſt der Zauberplunder? —
Woran ſich das thörichte Volk erfreut,
Wenn die Welt über Gott Wunder ſchreit,
Da fühlet der Geiſt ihr niedrig Weſen
Und daß ſie nie vom Staub mag geneſen,
Erkennet der Menſch das Schöne der Welt,
Ihm nimmermehr ein Wunder gefällt.

Spiegelglanz.

Das geht mir zu hoch. — Wenn ich Wunder könnt machen,
Ich wollte die ganze Welt auslachen,
Ich flehe dich an, thue es mir zu Gefallen,

Thue heut ein Wunder, das kleinſte von allen;
Es genüget ſchon, um mich zu bewähren,
Daß ich ſie nicht will mit Lügen beſchweren.

Johannes.

Wohlan, heut iſt mir ein Wunder geſchehen,
Vielleicht wirds zu Wundern den Geiſt mir erhöhen.

10.

Ruhig und ſtill, zwiſchen den mannigfaltigen Berauſchungen der Welt ſchwankend, ging Johannes neben Spiegelglanz, der in einer irdiſchen Erhitzung, daß ihm die Stimme zuletzt faſt verſagte, alles hererzählte, was wir wiſſen, wie er ihn unter der Glocke im Hekla gefunden, wie er ihn nach dem Willen des Engel Gabriel auferzogen, der oft aus einer dunklen Wolke zu ihm geſprochen, wie er ſein Geſchlecht auf deſſen Geheiß verheimlicht habe, wie ſeine Erwartungen jetzt durch den bevorſtehenden Tod des Papſtes ſo raſch gedeihen könnten, daß Johannes den Stuhl beſteigen und als ein erhabner Antichriſt die Welt verwandeln könne. Dann erzählte er ausführlich von ſich, wie er das Prophetenfach ſeiner einzig würdig geachtet habe und darin beſtärkt worden ſei und ſeine volle Bewährung und Einſetzung, während ſein Leib in der Baſiliskenhöhle geruht, durch einen geiſtigen Ritt durch den ganzen Himmel erhalten habe; insbeſondere waren es die großen Artigkeiten der kleinen

Propheten, die ihn alle gleich bei Namen genannt, die ſein ganzes Herz gerührt hatten. In allen Religionsſtreitigkeiten hat ſich immer eine jede Religion das Leben zugeeignet und die feindliche eine Religion des Todes genannt, denn das Leben iſt etwas ſo Erwünſchtes und muß ſich mehr oder weniger in allen finden. Aber mit gleichem Stolze ſuchte Spiegelglanz die heilige chriſtliche Religion verhaßt zu machen, als eine Religion des Todes, weil der Todestag der Märtyrer als ihr Geburtstag gefeiert würde, weil ſie ſich in den Geiſt eines Todten verſenkten; er nannte ſie ſogar als Menſchen opfernd, weil ſie den Tod der heiligſten Führer als ein Opfer für Aller Sünde betrachteten, und deſſen Blut und Fleiſch zu genießen ſtrebten. Es bedarf uns keiner Widerlegung dieſer von Feinden des Chriſtenthums häufig gebrauchten Gründe, unſer Gefühl widerlegts, daß kein Chriſt an ſo etwas denkt, aber es mag uns hier die Warnung entgegenleuchten, fremde Mythen und fremden Glauben nicht nach wenigen Begriffen, die uns gleichgültige oder ſogar abgeneigte Beobachter davon mittheilen, beurtheilen und verdammen zu wollen, insbeſondere in ſofern ſie aus einer Vorzeit ſtammen, die es nicht der Mühe werth achtet, gegen uns aufzutreten und zu zeugen.

Einen geheimen Glauben meines Herzens will ich hier offenbaren: Der religiöſe Glaube der Menſchen als ein Ganzes betrachtet war zu allen Zeiten gleich groß,

wie ſich Gott ſelbſt ewig gleich iſt, und wenn einzelne Zeiten uns beſonders ungläubig und frevelhaft dünken, ſo iſts entweder das Sichtbarwerden der ungläubigen Einzelnen, die ewig fortſchreitende Entwickelung der Phantaſie macht aber eine Erneuerung alles Glaubens, ein Sichtbarwerden des Gottes in der Welt im Gegenſatz des ſichtbar werdenden Übels in gewiſſen voraus beſtimmten Perioden nothwendig, ſo wie ſich der Gott hinlänglich und im Maaße unſerer Tugend in dieſer Zeit in uns offenbart; die aber einen Mangel der Offenbarung fühlen, die ſollten zuerſt den Mangel ihrer Tugend erkennen und ſich in ihr vorbereiten, den Gott zu empfangen. Ja ich glaube, wenn ein zerſtörender Krieg alle Religionsbücher von einem Welttheile vernichtete, ſo bliebe ihm doch nach dem Maaße ſeiner Fähigkeit das rechte Maaß der Offenbarung, ſo viel Wiſſen als er verſtehen, ſo viel Phantaſie als er phantaſiren kann und demnach der Berührung des Schönen und Wahren als Religion ſo viel, als noch die Tugend in der Ausgleichung dieſer innern Kräfte zur äußern Welt leiſten kann.

Nachdem Spiegelglanz ſeinem Johannes die Hoffnungen einer neuen Religion auseinander geſetzt, von der er ſelbſt in Hinſicht des Waſchens und der Zwiebeln ſo bedeutende Offenbarungen zu beſitzen wähnte, zu der er ſelbſt das Wort und den Rath, ſo wie Johannes die That, er ſelbſt die Klugheit, dieſer die

Wunder liefern ſollte, erkundigte er ſich erſt genauer, was Johannes nach dem Schloſſe der Fürſtin gebracht, der Spiegelglanz gar ſehr abgeneigt war, weil ſie ähnliche Frechheit mit alten Religionen wie er ſelbſt mit einer neu zu ſchaffenden ausübte. Johannes erzählte von dem Goldſchmidt und von dem Zettel, den er ihm damals ausgeſtellt; vom Pfalzgrafen vermochte er aus Zärtlichkeit nichts zu ſagen, auch unterbrach ihn Spiegelglanz mit einem Strom von Verwünſchungen gegen dieſe Fürſtin Venus, oder Reinera, wie ſie eigentlich hieß, die er als die ſchändlichſte Verführerin darſtellte, welche in der Gunſt einiger Päpſte und durch Fehden ihrer Verwandten außerordentliche Schätze zuſammengebracht hatte.

Inzwiſchen kamen ſie in die Nähe ihres Hauſes, und der neue Prophet legte ſich an das Schlüſſelloch, die Geſellſchaft Gelehrten, die er dort verſammelt hatte, zu behorchen, während Johannes die Sterne ſehnlich betrachtete. Jedermann weiß, daß eine Geſellſchaft Gelehrten immer Abgötterei mit zwei zierlichen kleinen Gottheiten, mit Dummheit und Bosheit treibt; dieſe werden ſo zärtlich von ſolchen Verſtandesrieſen wie Schooßhündchen gepflegt, ja ſie üben gegen dieſelben ein ſtetes geiſtiges Menſchenopfer aus und haben unter ſich unbewußt eine ganz neue Religion erfunden, die eigentlich bloße Incarnation des Teufels in ihre eigne Perſon iſt. Es iſt ſehr ſchwer,

ge-

gelehrt zu ſein und ſich dieſes Dienſtes zu erwehren, weswegen ich mich auch ſchon lange aller Gelehrſamkeit enthalte. Spiegelglanz kriegte an der Wand manches Gute zu hören:

Chryſoloras.

Darin, ihr werthen Herren, ſind wir alle einig,
Der Spiegelglanz ſei ein Eſel zweibeinig,
Ich hätte ihn gleich ausgelacht,
Wie er ſein Zeugs hat vorgebracht,
Aber der Spaß muß vollſtändig ſein,
Dann kann er uns erſt recht erfreun;
Er muß ſeinen Jungen mitbringen,
Wir müſſen ihn zum Bekenntniß zwingen,
Daß er kein Wunder wirken kann.
Doch ehe er kommt, fanget nur an
Die Schminke von Nußſchalen einzurühren,
Womit wir den Überwiesnen einſchmieren.

Atheiſt.

Dann jagen wir ihn durch Gänſedaunen,
So wird er in ſeinen heiligen Launen
Gewahren durch ſeine Welterfahrung,
Er ſei ganz ſchwarz aus göttlicher Offenbarung
Und habe graue Federn dazu,
Mein Sceptiker, das Wunder bezweifle du,
Da wird er ſchrein.

Sceptiker.

Es kann doch Wahrheit ſein,

Wo wir uns denken den leeren Schein,
Je nun die Schminke kann immer nicht ſchaden,
Er kann ſich in einem Wunder rein baden.

Rhetor.

Er ſoll mir ſo leicht nicht zu Worte kommen.

Pſychолog.

Da hätten wir ja nichts von ihm vernommen,
Um daß die Beobachtung gnügen kann,
Muß ſich erklären der würdige Mann.

Atheiſt.

Die Beobachtung iſt eine närriſche Mutter,
Hungert mit dem Kind und giebt den Vögeln das Futter,
Weil ſies ſo artig mit dem Schnabel nehmen,
Der Beobachtung muß ich mich von Herzen ſchämen.

Pſychолog.

Freund, ich ſchäme mich der geſammten Natur,
Eben darum bin ich erpicht auf ihre Spur.

Hiſtoriker.

Sie hat doch auch Einwirkung auf Geſchichte,
Darum ſteh ich ihr nicht gern im Lichte.

Sceptiker.

Glaubet Ihr, daß es eine Geſchichte giebt?
Mir ſcheint das nur wahr, was ein jeder liebt.

Hiſtoriker.

Und ich ſag, was nicht wahr und wirklich geſchehen,
Das verwerf ich gänzlich, das ſoll untergehen,

So hab ich die Geschichte der ganzen Welt
In ein Dutzend Perioden zusammengestellt.

Scheptiker.

Ei prächtig da sind wir auf einem Wege.

Historiker.

Herr, kommen Sie mir in mein Gehege,
So entschließ ich mich lieber alles zu glauben.

Chrysoloras.

Schon wieder sprecht ihr da wie die Tauben,
Und keiner versteht es, jeder wird heiß,
Wir singen ein Lied, das jeder weiß:

„Es irrten die Menschen auf mancherlei Wegen
Und fanden auf allen den göttlichen Segen,
Da rief die Kritik aus dem hohlen Baum:
Ihr fehlet des Wegs, ihr geht wie im Traum."

Bei diesem Gesange wurde Spiegelglanz ungeduldig, er trat herein so freundlich, als ob er in den Kreis seiner besten Freunde zurückkehrte, indem er seine lange Abwesenheit damit entschuldigte daß Johannes sein Gebet auf dem Berge verrichtet habe. Eben wollte er zu seinem wichtigen Antrag übergehen daß sie an ihn glauben möchten, als der Rhetor mit unglaublicher Schwatzhaftigkeit die verschiednen möglichen Arten des Gebets bis zu den papiernen Betmaschinen in China darstellte, die alle Viertelstunden in Bewegung gesetzt werden und die aufgeschriebenen Gebete gegen die Sonne wie ein Bratenwender den Braten gegen

das Feuer wendet. In Rom kannte man damals ſchon die ganze Welt durch geheime Miſſionarien. Ungeachtet ſich Spiegelglanz aus Ungeduld die Beine faſt zerrieb, ſo ſtellte er ſich doch im Anhören ganz freundlich, als aber jener huſten mußte, ſagte Spiegelglanz ernſt:

Spiegelglanz.

Das freut mich, daß du endlich huſten mußt,
Dein Geiſt iſt fern, du ſprachſt aus böſer Luſt,
Am Berge ſah ich deinen Geiſt, er trauert,
Daß du in böſer Abſicht hier gelauert,
Mit leerem Wort ſchnell meinen Lauf zu hemmen,
Da mußte dir die Luft den Hals einklemmen.

Chryſoloras.

Es iſt doch Schande, ſo vor uns zu lügen.

Spiegelglanz.

Dir ſeh ich an in deinen tückiſchen Zügen,
Du haſt mit liſtger Hand mir einen Schimpf bereitet,
Dein dummer Sinn mit Nußöl mich beſtreitet.
Und dieſer Atheiſt will mich befiedern,
Der Geiſt verrieths, ihr könnt mir nichts erwiedern.

Rhetor.

Bei Gott, mir iſts im Kopfe gar zu leer,
Ich glaube, daß mein Geiſt fuhr übers Meer.

Chryſoloras.

Der läßt ſich ſchrecken, ich ſpotte ſein.
Er hat uns behorcht, das iſt nicht fein,

Aber ſolches Narrenwerk ſollten wir glauben,
Wir kennen euch beſſer, ihr predigt den Tauben,
So ein Kerl mit röthlichem Augenſtern,
Sieht nimmermehr in den Himmel ſo fern,
Und eurem hübſchen langen Jungen
Mags beſſer bei Mädchen ſein gelungen
Als mit den Wundern, laßt ſie uns ſehen,
Ich ſpotte ſeiner, was wird mir geſchehen?

Johannes hatte ſchon lange ein Feuer gegen die Geſellſchaft in ſich brennend gefühlt, jetzt hielt er es nicht länger, mit flammenden Augen gebot er dem Frevler Chryſoloras Schweigen. Der liſtige Arzt ſtellte ſich, als ob er die Sprache verloren habe, und fuhr um ſo wilder in Gebehrden gegen den Spiegelglanz an. Johannes, dem dies wilde Weſen widerſtand, rief ihm trotzig: Erſtarr du Narr! und Chryſoloras ſtellte ſich, als wäre er in der letzten Bewegung erfroren und verſteinert. Einen Arm gegen Spiegelglanz gekehrt, etwas übergebeugt, die Augen zornig ſtarrend, erinnerte er an die Wirkungen des Meduſenhauptes, und wahrlich, Johannes zeigte die feierliche Verachtung, die ſchöne Trauer und die zerſtreuten Locken dieſer Köpfe auf alten Denkmälern. Gelehrte ſind eben ſo eigenſinnig als charakterlos, es fand ſich keiner der dem Eindrucke mit den Meinungen ſeines ganzen Lebens widerſtanden hätte, für ſolch Volk ſind Wunder in der Welt nöthig. Alle baten flehend, meiſt knieend, indem ſie die Gött-

lichkeit des Johannes und seines Propheten Spiegelglanz anerkannten, um die Befreiung und Wiederbelebung des Erstarrten. Der Atheist goß heimlich das zum Schimpf dem Spiegelglanz bereitete Nußöl in sein eignes Unterkleid, der Rhetor schlich sich sacht fort, theils aller Gefahr zu entgehen, theils das Wunder zuerst bekannt machen zu können. Wir können es leicht gefühlt haben in unsrer Kindheit, wie dem Menschen bei Wundern zu Muthe ist; sind sie wohlthuend so umfängt uns ein seliges Zutrauen zu aller Welt, sind sie blos schreckend oder wohl gar zerstörend, überkommt uns eine eigne Trostlosigkeit. Schwieriger ist es, sich in das Gemüth eines Wunderthäters zu versetzen, es muß der Gipfel lohnender Thätigkeit sein, wenn es aus Güte und Wohlwollen stammt, und es läßt sich nicht beschreiben; aber ein Wunder das, wie dieses, ein Leben zerstört ohne etwas zu schaffen, kann nur das gespenstige Gefühl eines Heerführers geben, der mit seinen Schrecken Nationen vernichtet ohne die Kraft zu haben einen Menschen auf der Welt zu beglücken, ein Gefühl, das wie in Alexander zuletzt in Brand und Mord sich zu ersticken sucht. In diesem kalten überirdischen Gefühl einer Schneewolke stand Johannes und hörte kaum die Bitten, bis Spiegelglanz für den Erstarrten, der aus Müdigkeit seine gezwungene Stellung kaum bewahren konnte, flehentlich bat. Johannes winkte mit der Hand und sprach: Kehre

heim feindlicher Athem, der du uns wollteſt verrathen. Bei dieſen Worten bewegte ſich Chryſoloras, nahm einen Becher Weins zur Stärkung und erzählte, wie er in den Himmel entrückt geweſen, und dort ſei ihm von einer gewaltigen Stimme befohlen worden, das Wunder des Johannes öffentlich bekannt zu machen. Er habe die Stimme gefragt, wie er Spiegelglanz verehren ſolle, ſie hätte aber geſchwiegen, die Apoſtel hätten mit den Achſeln gezuckt und zu verſtehen gegeben, ſie hätten ihn neulich auf ſeinem Schimmel kennen gelernt, es ſei aber nicht ſonderlich viel an ihm, es ſei ein nordiſcher Eisvogel, der immer aus Dunſt und Nebel heraus ſehe, und nimmermehr zu einiger Klarheit kommen könne. Kaum hatte er das ausführlich erzählt, ſo kam ein Bote des kranken Papſtes Anaklet, der überall nach Chryſoloras geſucht hatte, weil es mit dem Papſte ſehr übel ſtehe. Chryſoloras raffte ſich auf, alle folgten ihm um dieſes Wunder mit einander zu deuten und zu erzählen, Spiegelglanz begleitete ſie, weil er den Fleck verwiſchen wollte den der ſchlechte Himmelsbericht des Chryſoloras ihm angeſpritzt hatte, den er freilich für echt halten mußte, da ihm, was er ganz verſchwiegen, auf ſeiner erträumten Himmelsreiſe manche geringſchätzige Begegnung widerfahren war, unter andern, daß er nur mit den kleinen Propheten an einem Tiſche hatte eſſen dürfen. Zärtlich winkte er Johannes als er fortging.

Jetzt ſchmücke dich, ſalbe dich, wenig Augenblicke
Und ich taumle an dein Herz zu meinem Glücke.

Johannes hörte wenig darauf was er ſagte, ſo überlebt hatte er ſich nie gefühlt. So uralt, matt und erfriſchungslos war ihm das Morgenroth nie erſchienen, das fern dämmernd die vielen Tempel röthete, die damals noch Rom ſchmückten und im geheimen Zauberdienſte von mancherlei Volk beſucht wurden. Die Götter alter Zeit waren ihm wie manches Spiel der Phantaſie in der Erfahrung unbewährt geblieben, und doch ſah er noch Spange und Ring, die ſeiner Liebe gehörten, an ihren Marmorbildern glänzen; zornig befahl er ihnen, ſie ſollten ſeine Kleinode ihm wiederreichen, aber ſie gehorchten ihm nicht. — Er zweifelte nicht an ſeiner Wundermacht aber er glaubte an Widerſtreit, und da er nicht ohne Gewalt Ring und Spange löſen konnte, ſo zerhieb er mit der Axt, die ſonſt nur Pappeln und Oliven zerſtört hatte, die herrlichen Glieder des Apollo und der Venus, um ihnen die geringe Gabe, die ſeine gereizte Leidenſchaft ihnen geopfert hatte, wieder zu entreißen.

Wie viele Anſtrengung und Genie hat die Folgezeit daran gewendet, dieſe herrlichen Bilder herzuſtellen! — Verdamme ihn keiner, der je mit raſchem Geſchoß die ſchönen Dämonen des Waldes, den ſchlanken Hirſch, das zarte Reh verfolgt hat. Wenn das lebendig

Schöne ſo oft die Wuth in uns reizt, wie ſollte das Scheinleben der Kunſt, der Liebe und Andacht ſo gewiß ſein. — Erſt als Johannes ſich ſelbſt mit dem Geſchmeide angethan hatte, ward er ruhiger und ſah ſinnend in die dämmernde Frühe. Von dieſem Schmuck beglänzt, für deſſen feſtes Anſchmiegen die Göttergeſtalten ſo hart hatten büßen müſſen, empfand er jetzt einen Schauer der Weihe ausgehen über ſich, als ob ſeine Seele losgelöſt vom Staub und Koth, durch welche Spiegelglanz ihn langſam zum Ziele ſchleppte, in den Rang der Freiheit übergegangen wäre. Ein Tag hatte ihn aus der Verzweiflung zur Möglichkeit und Nähe jeder liebenden Erſtreitung geführt, derſelbe Tag hatte durch ihn Wunder gewirkt, er war ſelbſt der Gott geworden, ſich und der Welt. — Er ſah die zerſchlagenen Glieder des Apoll mit wehmüthigem Selbſtgefühl einer erlittenen Schmach, und in ſeinem Wähnen ſich bekräftigend ſprach er:

Johannes.

So hell geſchmückt ſieht Gott in ſeine Welt
Sein Abbild immer noch ihm wohlgefällt,
Er weiß es nicht wo er ſo lange weilte,
Wohin er raſtlos durch die Welten eilte,
Doch fühlet er, daß er Johanna treu
In ihrer Schönheit Licht die weite Welt erfreu.
Er fühlt ſich froh in ihrem ſchönen Leib,
Er liebet Ludwig denn er iſt ein Weib

Er will auch ihn in ſeinem Feuer brennen,
Und eine Ewigkeit ſoll beide dann nicht trennen.
Auch möcht er einen Opfertod noch ſühnen,
Den Jüngling meint er, der ihm warnend einſt erſchienen,
Auch ihm will er erneuten Lebensgeiſt einhauchen,
Auch ihn will er in ſeine Feuermacht eintauchen.
O Raphael, entſteige aus der Nacht,
Durch meine Liebe ſei jetzt frei gemacht,
Und kannſt du nicht zurück zum Lichte kehren,
So ſollſt du mich von dem Geſchick belehren
Was dich bezwungen, ob ich es kann lenken
Und dich der freudgen Erde wiederſchenken! —
Erwacht doch alles mit dem Frühlingsſchein,
Wie ſollte Gottestrieb verloren ſein. —
Mein Raphael! — Es faßt der Sehnſucht Tiefe
Mein ganzes Herz! — O daß es dich erriefe!
Raphael! — es klingt ſo hell zurück,
O Raphael! — O Wunder,
Wen erkennt mein ſehnender Blick!

Raphael (vor der Thüre in Pilgerkleidung).

Wer rufet meinen Namen ſo mächtiglich
In dieſer fremden Vorſtadt.

Johannes.

Ich rufe dich! —

Raphael trat mit gleich ſtaunenden Gefühlen ein, das ſich auch unſerer bemächtigt, da wir ihn aus dem tiefen Rhein im Pilgerrock emporſteigen ſehen, um

wieder auf dem Schauplatz der Lebenden zu wandeln. Nachdem er sich überzeugt hatte, Johannes sei eben der Knabe welchen er damals zur Flucht hatte bereden wollen vor den bösen Einflüssen des Lehrers Spiegelglanz, so erzählte er ihm seine Schicksale. Raphael war kein Geist, aber eine geistige Wirkung hatte er eben empfunden, als er im Vorbeigehn sich heftig gereizt fühlte in dies abgelegne Haus einzudringen.

Johannes ergrimmte als er die Mordabsicht des Spiegelglanz erfahren, und wie er ihn mit dem Messer durchstoßen in den Rhein geworfen, dann erzählte Raphael weiter, wie Thalmann seinen Leichnam in der Nacht im Netz gefangen, und ihn in der Meinung es sei ein großer Fisch, zu der nächtlichen Leuchte des Oferus getragen habe. Dieser, der ihn wenige Tage zuvor gesund auf das andere Ufer gebracht hatte, fühlte so große Trauer über seinen Tod, daß er bei stetem Gebet alle belebenden Kräfte an ihm versuchte, bis er seinen Geist zur Erde zurückgerufen, und von jener Zeit an habe er sich getrieben gefühlt den Johannes aufzusuchen und ihm die böse That des Spiegelglanz zu erzählen, da habe er in Mainz vernommen wie dieser mit ihm fortgezogen, und so habe er bei seinen langen Wallfahrten, nach ihm zu forschen nie aufgehört.

Johannes nahm diese geistige Treue in Raphael als Zeichen himmlischer Berührungen auf, er wurde

immer feſter in ſich über ſeinen Beruf, er legte ſegnend die Hand auf das Haupt Raphaels und ſprach.

Johannes.

Ich fühle deinen Geiſt, du biſt mir eigen,
Wie Bäume in den Wurzeln ſich verzweigen,
Die noch getrennt, fern von einander ſtehen,
Seit ich als kleines Kind dich angeſehen,
Seit jener Nacht, wo du mich wollteſt retten
Will göttliche Gewalt dich an mich ketten.
Ich habe lange mich nicht ſelbſt erkannt,
Vertrau mir, freu dich daß du mir verwandt.

Er umarmte Raphael in ſtummer Freude, als ihm der ſchwere Schritt des Spiegelglanz auf dem Pflaſter der einſamen Gaſſe ſchon von fern hörbar wurde; da ſtieg ſein Zorn über allen Betrug, über den Mord an ſeinem Freunde.

Johannes.

Ich höre Spiegelglanz dort in der Gaſſe,
Gerecht will ich ihn richten, nicht im Haſſe,
Geh in die Kammer Freund, und halt dich ſtille drin,
Und leugnet er, ſo komm und zeuge wider ihn.

Raphael.

Auf kurze Zeit verlaß ich dich, doch mit Beben,
Wie kann das Lamm bei einem Tieger leben? —

Er ging darauf in banger Ahnung nach der Kammer, während Spiegelglanz, von Zärtlichkeit ganz ſchläfrig, in das Haus eintrat und nicht ahnete, daß

Asmodi als Bock ihm zur Seite ging, den aber sein heiliger Ziegenbock gleich ahnete und mit wilden Sätzen aus dem Garten auf den unbekannten Nebenbuhler losstürzte, aber freilich nur die Beine des Spiegelglanz traf, der von dem Stoße über den Haufen fiel und ein fürchterliches Geschrei vollführte, weil der eigensinnige Bock noch immer seinen vermeinten Gegner erblickte und gegen ihn wüthete, bis Johannes heraustrat und das Thier festband. Spiegelglanz, der sich seiner Niederlage schämte, sprang auf ohne ein Wort zu sprechen. — Und eingedenk der Verheißungen Gabriels, daß die Liebe ihm lohnen werde, wenn er das Wunderkind seiner Bestimmung entgegen, zur Lebensreife geführt habe, eilte er noch schwankend auf Johannes zu und geberdete sich als ob er dazu bestimmt sei, dessen Wunderthaten durch seine Zärtlichkeit zu lohnen. Johannes finsteres Antlitz, das Verachtung und Zorn, durch stolzes Gefühl gebändigt, ausdrückte, verschüttete den Reiz zur Missethat in Spiegelglanz wie mit einer Schneelavine, Johannes glaubte immer fester an die ihm inwohnende göttliche Gewalt und sprach mit überreizter Begeisterung von der ewigen Gerechtigkeit, die verborgene Schuld an das Tageslicht bringe, er sprach, als ob er ihn zum Tode bereite. — Spiegelglanz erst betäubt von Erstaunen über diese nie geahnte Selbstmächtigkeit seines Zöglings, wurde plötzlich durch ein paar Backenschläge seines auffätzigen Asmodi

ſo zornig, daß er mit ſtürmender Hand den Johannes anfiel. Umſonſt ſprach dieſer mit feuriger gedrängter Kraft die Worte: „Erſtarr du Narr" aus, ſie wirkten nicht auf den Wüthenden, deſſen alte nordiſche Rieſenkraft noch einmal in alle Adern ſich ergoß, der die Zähne verbiß, mit blitzenden Augen, mit dröhnendem Schritt, unter welchem der Boden erbebte, mit einer Gluth, die ſein heftiger Athem in Wolken ausdampfte, in dem Zimmer hin und her über alles hinausſtieg und keine Miene machte zu erſtarren. Mit ſinkendem Vertrauen ſprach Johannes noch einmal: „Erſtarr du Narr!" — und zum drittenmal faſt an ſich ſelbſt verzweifelnd, in allen Kräften gelähmt, von Spiegelglanz wüthend gepackt ſprach er: „Erſtarr du Narr!" dieſer verwickelte die Hände des unglücklichen Johannes mit dem Maskengewand des Opferprieſters, das er trug, und er ſtürzte nieder; da erſt hörte Raphael, daß ſie handgemein waren, er riß die Kammerthür auf und zog den Spiegelglanz am Mantel von Johannes los. Jetzt ſah Spiegelglanz um ſich; im Schauder daß der Geiſt ſeines Todfeindes auferſtanden ſei um mit ihm zu kämpfen, blieb ihm der geöffnete Mund ſtehen; Asmodi, der längſt auf ſolche Gelegenheit gelauert hatte, ſchlüpfte jetzt als Fliege in ihn hinein und beſetzte ſogleich die erſten Wege, dann auch die beiden Seelen-Kaſtele, ſo daß Spiegelglanz in unverſtändigem Widerſtand den Zorn der beiden Freunde

immer neu aufregte. Raphael, um nicht von ſeinen ſtarken Fäuſten gepackt zu werden, warf alles was im Zimmer nur ergreiflich war, auf ihn, zwiſchen den Büchern, Stühlen, Roſenkränzen, Beſen und Geſchirren ſchmetterte er die Stücken der zerbrochnen Statuen auf ihn mit ſo gutem Glück, daß ſeine geſpannte Wuth endlich in Ohnmacht erloſch und kein Lebenszeichen mehr gab, da ergriff Raphael ihn bei dem gelben Bart und ſchleifte ihn auf die Gaſſe, wo er ohne Bewußtſein lag als eben der Schweinehirt ſeine Heerde über ihn wegtrieb. —

Wie zerſtört war aber Johannes als er während des Kampfes ſeine Ohnmacht für Wunder, erkannt hatte, als er von der Höhe ſeines göttlichen Stolzes zur menſchlichen Abhängigkeit ſo ſtreng heruntergewieſen, und doch mochte er Raphael ſeinen Schmerz nicht ausdrücken, er ſchämte ſich deſſen. Raphael glaubte, daß er vom Kampf ermattet oder verwundet ſei. Johannes aber kniete mit innerer Zerknirſchung an einem kleinen Hausaltar nieder und ruhte ſein müdes bethräntes Antlitz darauf, ſo harrte er, ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder ſtumm betend vor einem Chriſtusbilde, bis er von ſeiner Kränkung ſich erholte, und in heiligen Selbſtbetrachtungen ſeinen früheren Hochmuth erkennend und verleugnend, überwand er endlich die ſchmerzliche Beleidigung ſeiner Geiſtes-Ohnmacht

und betete laut in tief gefühlter aber wehmuthvoller Überzeugung folgende Worte:

Wer nie mit wilder Faust
An die eherne Glocke geschlagen,
Worin der Geist gefangen haust,
Der hört noch nicht die Stunden schlagen,
Der hört noch nicht,
Der sieht kein Licht,
Der wähnt sich Gott
Und möcht dem Weltall tagen.

Die blinde Leidenschaft
Ehre, du jammerndes Herz in dem Staube,
Sie führt dich scheiternd an deiner Kraft
Auf Klippen der Verzweiflung zum Raube,
Du hörst dich nicht,
Du siehst dich nicht,
Du fühlest Gott,
In ihm erneut sich dein Glaube.

11.

Johannes war betend an dem kleinen Hausaltare eingeschlafen. Raphael schloß die Laden gegen den Tag und die Thür des Hauses gegen Übelgesinnte, nachdem er aus eingebornem Widerwillen gegen diese Thiergattung den Ziegenbock hinausgetrieben hatte. Dann setzte er sich auf einen Sessel, um das Erwachen des Johannes abzuwarten, versank aber darüber

in

in einen tiefen Schlaf. Johannes erwachte zuerſt, dachte ſich mühſam alles Geſchehene zuſammen und ſein erſter erfreuender und doch beunruhigender Gedanke war, was aus Stephania im Garten der Fürſtin geworden, die erſt im Stolze, dann in der Verzweiflung ſeines Götterlebens vergeſſen hatte. Als er den Laden öffnete, ſo wachte auch Raphael von dem Lärmen auf und lief an das Fenſter um zu ſehen was aus Spiegelglanz geworden. Es war nichts von ihm zu ſehen, als einige Lappen ſeines im Kampfe zerriſſenen Mantels, der anstreibende Hirte hatte ihn, während ſeine Heerde im Schatten des nahgelegnen Kloſtergartens harrte, den Mönchen des heiligen Lukas zur Pflege übergeben. Johannes erſah aus dem Farbenbogen, den der Waſſerſtaub des Springbrunnens im Sonnenlichte auf die Haustreppe ſtrahlte, daß es ſchon über Mittag hinaus ſei und verwunderte ſich über die Stille der Straßen, bald aber noch mehr über ein heftiges Geſchrei, das ſich im Anlaufe unzähliger Menſchen verbreitete. Der heilige Papſt iſt todt ſchrie endlich eine vernehmliche Stimme, Anaklet iſt verſchieden, der heilige Stuhl iſt ohne Oberhaupt; auf zur Wahl ihr freien Römer. Bald entſtand ein Waffengetümmel, nicht von Streitenden, aber von den Abtheilungen des Volkes und von dem Adel, die von allen Seiten, zerſtreut von den Hoffnungen der unruhigen Zeit, auf dem Wege ſchon berathend, nach dem großen Markte

zur neuen Papſtwahl zogen, denn die Geiſtlichen wagten es damals noch nicht, dieſe Wahl allein auszuüben, es fehlte ihnen noch die äußere Gewalt, ſie zu ſchützen. Dieſer Lärmen zerſtreute etwas den ernſten Johannes, doch erwachte ſeine Sorge noch quälender als er die Fürſtin Venus auf einem Rappen in vollem Lauf in dem blauen ſehr beſpritzten Götteranzug vorbeireiten ſah, ihr nach der ganze übrige Göttertroß zu Fuß und zu Pferd, doch alle gefärbt vom Koth der gemeinen Erde, dem Fürſten Jupiter waren alle Räthe geplatzt und es erſchien deutlich die Wolle, mit der er ſich ausgeſtopft hatte, um ſeine Götterkraft verſtärkt hervorprallen zu laſſen, auch waren die Augenbrauen, auf deren Wink der Olymp erbebte, losgeweicht und hatten eine verkehrte Stellung angenommen, die Anzahl der Faunen und anderer Waldteufel kleidete ſich gehend in Mäntel verſchiedner weltlicher und geiſtlicher Trachten, die ſie unter ihren Laubgehängen hervorholten.

Raphael, dem dies Schauſpiel erſt etwas Unbegreifliches hatte, wurde von Johannes über den verwitterten Aufzug dieſer olympiſchen Götter belehrt, die durch den hitzigſten Eifer bei der Papſtwahl ihre Stimme mitzugeben, allen unglücklichen Zufällen glücklich entrannen und denen das Feld überließen, geſchimpft und niedergeſtoßen zu werden, die ihren Geſchäften nachgehend, übergerannt wurden, bis ſie das wichtige Ereig-

niß der Papſtwahl inne wurden und ſich dem Tumult anſchloſſen.

Als der Zug der Götter und der ſchreienden Menge vorüber war und die Gegend ringsum nun das Bild einer verlaſſenen Stadt in ſeltſamer Stille hinzauberte, bat Johannes den Raphael die Stephania aufzuſuchen, weil er ſelbſt ſich dahin nicht wagte um nicht von dem Goldſchmidgeſellen angehalten zu werden, und ungewiß was aus Spiegelglanz geworden, ſich den rachgierigen Unternehmungen dieſes wilden Menſchen, der ihm bei der allgemeinen Aufregung im Volke jeden Augenblick in den Weg kommen konnte, nicht ausſetzen wollte.

Als ſie eine Weile dem Zauberklang der Stille-erfüllten Straßen gelauſcht hatten, trennte ſich Raphael von ihm und ging nach den gegebenen Merkzeichen den Weg zur Höhe, wo das Land immer anders und immer ſchöner erſchien; da begegnete ihm der Goldſchmidgeſell ein Lied ſingend, deſſen Inhalt einen ihm ſelbſt unverſtändlichen Widerhall in ſeinem Gefühl erregte:

Herz du mußt es ihr vergeben,
Eine Lieb iſt nicht genug,
Viele Götter muß es geben,
Treue Lieb iſt Sinnentrug.
An dem Berg, den wir erſteigen
Schimmert wechſelnd eine Welt,
Ihre Schönheit iſt mir eigen,
Weil ſie ſich in mir gefällt.

Ja du mußt es ihr vergeben,
Herz, daß ſie in dir ſich liebt;
Leben laſſen um zu leben
Hat der Weltgang ſtets geübt.

Raphael wanderte neben dem jungen Geſellen, der munter deſſelben Wegs den Berg hinanſtieg, als er von Raphael vernahm wen er ſuche, ſo kannte ſein Eifer ihm behülflich zu ſein keine Grenze.

Als Johannes ſo ſtill von Stephanias Seite ſich entfernt hatte, um den heftigen Ausbrüchen des Spiegelglanz zu wehren, ſchlummerte ſie von einem Traum gefeſſelt ungeſtört fort bis zu der Zeit, wo die Nachricht von des Papſtes Tod die trunkne Götterge-ſellſchaft nach der Stadt preſchte. Sabina ſelbſt hatte ſich weiter entfernt, um dieſe Nachricht genauer zu er-fahren; ſo kams, daß Stephania ſich ganz allein be-fand bei ihrem Erwachen; daß ſie im Traum den Johannes als eine Jungfrau geſehn und ihn geküßt hatte, gab ihr ein banges Gefühl von Unrecht, es ſchwebte ihr mit den beſchämenden Bildern verlorner Unſchuld vor, die ihr Sabina bei mancherlei Mittei-lungen ſo unbeſtimmt hingeworfen; auch giebt es eine Keuſchheit der Natur, die unabhängig von aller Erzie-hung iſt und unabhängig von aller Volksreligion den Übergang von der Einheit des Lebens zur Vielheit des Genuſſes mit dem Zagen bewacht, das auch in der aufblitzenden Sonne unter der Morgenröthe bebt. —

Eine Angſt, daß ſie ihre Unſchuld verloren war ihr erſtes Gefühl, ſie fand ſich verlaſſen und glaubte ſich verſtoßen; Jedermann, glaubte ſie, müſſe den Traum bei ihrem Anblick errathen, ſie wollte ſich verſtecken und gerieth in einen abgelegenen Winkel hinter einer Dornenhecke, wo ein Kruzifix, das den Luſtwandlern im Wege war, bei Seite geſtellt worden. Hier ihr Gebet:

O könnt ich mich verſtecken
In dieſen Dornenhecken,
Ach könnt ich den Jammer verſchweigen,
Verſteckt von den Roſenzweigen! —
Gedeckt von dem heiligen Bild,
Herr Chriſtus ſei du mein Schild. —

Doch es ſchwebt vor meinen Blicken
Und es brennt in meiner Bruſt,
Und ich weine um Entzücken
Und ich klag um verbotne Luſt;
Ich kann es auch nimmer vergeſſen,
Wie ich ſie ſo innig beſeſſen.

O könnt ich mich verſtecken
In unſres Hauſes Ecken;
Doch ſo ſchuldig komm ich nimmer
In das reine Haus zurück,
Sehe nie den Morgenſchimmer
In dem frohen Mutterblick;

Ach könnt ich nur alles verſchweigen,
Doch blieb es mir innerlich eigen.

O könnt ich Einen finden,
Der mir abnähme die Sünden,
Doch wo fließt der Strom der Tugend,
Daß ich mich drein ſtürzen kann,
Daß im Bade neue Jugend
Mich bewahrt bis ich ein Mann.
Ach könnt ich den Jammer verkünden,
Und ſchreien zu allen Winden.

Der heftige Jammer in den letzten Worten hatten ſie der guten Sabina verrathen, die ſie ängſtlich geſucht hatte, nachdem ſie die Laube leer gefunden. Sabina konnte ſich gar keinen andern Grund ihrer Thränen denken, als der Schmerz, vom Stamm und Glanze ihres Hauſes losgeriſſen zu ſein, was ihr beim Wiederſehen des Johannes leicht wieder aufs Herz gefallen ſein konnte; ſie ſuchte ſie mit Fragen zu tröſten, ſetzte ſich auf die Mauer und nahm den Kopf der Stephania in ihren Schooß; da erleichterte ſich Stephania das Herz durch die Beichte und erzählte, was ihr im Traume geſchehen. Sabina war erſt verwundert, dann aber bald von dem Irrthume überzeugt; ſie erzählte, wie ſie immer in ihrer Nähe geſeſſen und ihren feſten Schlaf bewacht habe, und daß Johannes doch unmöglich eine Jungfrau ſein könne,

da er größer als die meiſten Männer. Allmählig entwirrte ſich der Knäuel, und Stephania kannte keine Grenze ihrer Freude und Dankbarkeit, von dieſer böſen Täuſchung befreit zu ſein. Jetzt kam Raphael und der Geſelle den Gang herunter, jener flößte beiden viel Zutrauen ein, und auch er empfand gleich eine ſeltene Zärtlichkeit für Stephania, die er für ein Mädchen hielt. Er brachte im Namen des Johannes Spange und Ring mit der Frage, wo der Goldſchmid wohne, er ſoll ſie zurückgeben; der Geſelle wollte es nicht nehmen, ungeachtet er ſich dazu bekannte, ſondern ſchenkte beides der Stephania, die es ihm nicht abſchlagen konnte. Bei Johannes ſollte ſich alles ausgleichen, und Raphael wollte dieſe Arbeiten bezahlen, deswegen beſchloſſen alle, zu der Wohnung des Johannes heimzugehen. Als Raphael mit ihnen auf der Mitte des Berges war, ſtand er ſtill, ſah nach der Seite jenſeit der Tiber unverwandt, zeigte auf ein Haus und ſagte:

Raphael.

Wie ſcheinet euch das Haus mit zweien Thürmen?

Geſell.

Es ſcheint ſich gegen alle Noth zu ſchirmen,
So feſt geſichert ſteht es da dem Glück,
Ich kenn es wohl, ich hatt es oft im Blick,
Es wohnt darin der alte Raphael,
Die Frau iſt unſrer Fürſtin Luſtgeſell.

Raphael.

O dies verruchte Weib hat mich vertrieben,
Mein Vater konnte sie so thöricht lieben,
Daß er die Kinder seiner ersten Frau verwies,
Die Schwestern in ein trübes Kloster wies,
Und mich ganz jung zur Schule nach Paris hinsandte,
Wo ich die Flügel mir am Licht verbrannte;
Marozia so heißt das böse Weib.

Gesell.

Sie macht jetzt Päpste hier zum Zeitvertreib;
Selbst unsre Fürstin hat so vielen Einfluß nicht
Wie die Marozia, wenn sie nur spricht,
So schweigen alle hochgelehrten Leute,
Ich bin gewiß, sie lärmet schrecklich heute.

Sabina.

Ist das wohl glaublich, daß die höste Wahl
So schändlich wird betrieben, dienen wir dem Baal,
Dem goldnen Kalb, dem babylonschen Weibe,
Daß solche Sünde ungestrafet bleibe.

Gesell.

Die Zeit bringt Strafe, lassen wir es gehn,
Wir können doch dabei noch gut bestehn.

Stephania.

Ich wünschte den Degen mir, ihn zu versuchen,
Und diese Sünd vor allen zu verfluchen.

Geſell.

He Jüngferchen bleibt nur bei eurer Kunkel,
Der Degen kommt zu euch, wenn es iſt dunkel.

Sabina.

Laſſet ſolche Reden alle beid, ihr kränkt
Den Herrn, der jetzt an ſeinen Vater denkt.

Raphael.

Ich lieb ihn doch, ſo hart er mich verſtoßen,
Er iſt jetzt alt, es iſt viel Zeit verfloſſen.

Wir blicken wieder nach Johannes zurück, dem in der allgemeinen Zerſtörung ſeines Innern nur der Gedanke an Stephania einen Werth behielt, an welchen er ſich nach dem Sturme, der ſein Inneres von dem ſtolzen Gebäude ſeiner Größe losgeriſſen, wie an einer Sonnenblume aufrankte, daß ſie ihn wieder zum Lichte trage und vor dem Lichte entſchuldige. So verſunken ſaß er in dieſem Gedanken, daß er des Lärmens, der die Straße herunterzog, nicht eher achtete, bis die Chöre vor ſeinem Hauſe ſich ſtellten und mit immer ſteigender Inbrunſt, vom Jubel des Volkes häufig unterbrochen, das Wahllied ſangen.

Senk, o Herr, des Geiſtes Flamme
Auf das Haupt des Neuerwählten,
Sei des Geiſtes milde Amme,
Sei die Braut des Neuvermählten,
Daß er mit dem Fiſcherringe
Alle Glaubensfeinde zwinge
Und die Kirche weiter bauet
Auf den Fels, dem Gott vertrauet.

Johannes trat betäubt zum Fenſter, und Chryſoloras begrüßte ihn als Papſt! — und Atheiſt und Scepticker und Rhetor und endlich alle riefen nach: „Es lebe der heilige Papſt Johannes der Zwölfte!“ Johannes begriff nicht, wie ihm geſchehe, da aber alle nach ſeinem Segen riefen, ſo ſegnete er erſt das ganze Volk, welches vor ihm niederkniete, mit ſo edlem Anſtande, daß viele Frauen riefen: „Wie heilig, wie ſchön!“ andre: „So heilig wie ſchön, ſo ſchön wie heilig!“

Chryſoloras trat jetzt herein und erklärte ihm das Wunder in aller Eil, wie ſein Wunder vom vorigen Abend ſo ſehr Aller Aufmerkſamkeit während der Wahl von der Wahl abgelenkt habe, daß dieſe lange Zeit zwiſchen den verſchiednen Parteien ganz unbeſtimmt geſchwankt habe, bis er durch die Fürſtin Venus, die ihn am vorigen Abende ungeachtet des kurzen Beſuches liebgewonnen, nachdem ſie erfahren, wer der Wunderthäter ſei, ſich durch ihn habe bereden laſſen, ſo jung Johannes noch ſei, gegen die Geſetze mit ſeiner Wahl durchzudringen, was bald allgemeinen Jubel erregt habe.

Die Kardinäle traten jetzt ins Zimmer, überreichten den Mantel, den Ring, den Stab und die Krone. Johannes war zu betäubt, um zu widerſprechen, ganz froh war er nicht, aber er ließ mit ſich geſchehen, wurde bekleidet und keiner fand dieſe Stummheit in

ſo außerordentlicher Lage, bei ſolcher Jugend auffallend oder ungewöhnlich. Nachher wurde er auf einen prachtvollen Seſſel geſetzt, einige ſtarke Männer der Leibwache trugen ihn hinaus und erhoben ihn auf ihre Schultern, daß alles neu hinzugeſtrömte Volk ihn ſehe und ſeines Segens froh werde. Auch die Kranken wurden von allen Seiten herbeigeführt, daß ſie die wohlthätige Segnung empfingen, und vielen war im frommen Glauben geholfen. Nur einer gebehrdete ſich immer wilder, und die Mönche, welche ihn begleiteten, brachten ihn näher dem päpſtlichen Stuhle, weil ſie noch nie einen Mann gefunden, der ſo gewaltſam vom Teufel beſeſſen geweſen. Johannes war erſt zu verwirrt, um den Beſeſſenen in der neuen Tracht zu erkennen, es war Spiegelglanz, der von Asmodi gequält unfähig geweſen war, den Mönchen, die ihn ins Leben zurückgebracht, ſeinen Namen zu nennen, ſie hatten ihm ein knappes Krankenkleid angelegt und ihn mit Stricken gebunden; theils von den Schlägen, theils von dem Schmutz war ſein Geſicht unkenntlich, ſeine Stimme aber durch das zornige Geſchrei verändert worden, ſeine Phantaſie ſchwärmte im alten Glauben ſeines Vaterlandes.

Spiegelglanz.

Ich höre dich Herrſcher der Welt,
Du haſt dich hämiſch verſtellt,
Als Kind biſt du kommen zu mir,

Ich ſpielte ſo ſittſam mit dir,
Deine Tück ward an mir zum Betrüger
Und deine Heiligkeit meint ſich ſchon Sieger.
Was liegt denn mir an deiner Heiligkeit,
Am jubelnden Volk, das dich zum Herrſcher weiht,
Mit Liſt und Lug wird mirs gelingen,
Dein Mißgeſchick dir aufzudringen.
Ich werde das Weltall bezwingen,
Die Sonne wild ſchäumend verſchlingen.

Mönch.

Der Teufel zeigt ſich wieder recht mit Macht,
Doch haben wir ihn oft ſchon müd gemacht,
Des Teufels Namen müſſen wir erzwingen,
Nachher ſoll er die Litanei abſingen.

Johannes.

Wie heißt du Teufel, der ſo ſchrecklich ſpricht?
Im Namen Gottes frag ich, läugne nicht.

Spiegelglanz.

Es ſchnürt den Schlund mir zu,
Laß mich in Ruh, laß mich in Ruh.

Johannes.

Wie heißt du Teufel, der ſo ſchrecklich ſpricht
Aus eines frommen Mannes Angeſicht?

Spiegelglanz.

Ein Sünder war der Schwärmer immerdar,
Seit ich bei ihm da iſt ihm alles klar,

Die Weisheit ſoll der Wicht von mir erlernen,
Ich will ſo wahr mich nie entfernen.

Johannes.

Wie heißt du Teufel, der ſo ſchrecklich ſpricht?
Im Namen Gottes frag ich, läugne nicht.

Spiegelglanz.

Ich heiß Asmodi, haſt du nun genug?
Was willſt du nun? dein Wunder war Betrug.

Johannes.

Schweig loſer Spötter, Teufel ſchweig!
Wann wirſt du fahren aus, verkünde gleich.

Spiegelglanz.

Nicht früher bis du Fürſt ein Weib,
Trennt der Teufel ſich vom Leib.

Mönch.

Da ginge wohl die Ewigkeit verloren,
Eh wäſchen wir wohl rein den ſchwärzſten Mohren.
Der Lügengeiſt ſoll ſich ſchon früher beugen,
Und ſoll zu deiner Ehre auch bald zeugen,
Er muß nicht lange eingefahren ſein,
Sonſt wiche er vor deinem heilgen Schein.
Doch da er ſich auf Fragen ſchon einläßt,
So hält der Allesläugner ſich nicht lange feſt.

Johannes.

Ihm iſt kein Heil, die Sünd im Geiſt
Den Glauben aus dem Hirn entreißt,

Doch haltet ihn wohl und ſchlaget ihn nicht,
Vielleicht daß Milde ſein Herz noch bricht.

Johannes hatte der ſonderbaren Weiſſagung des Beſeſſenen ſo wenig geachtet wie die Umſtehenden, er hatte ſchon mancher Teufelsaustreibung beigewohnt und ſelbſt ſchon dieſe innere Zerlegung der menſchlichen Natur an mehreren geheilt; was er ſprach, that er aus Gewohnheit; zuletzt dachte er wenig mehr an Spiegelglanz, denn er ſah deutlich Raphael mit Stephania und Sabina den Weg zwiſchen den Weinbergen herabſteigen. Sein Herz füllte ſich mit Sehnſucht, und doch konnte er für jetzt nichts weiter thun, als Chryſoloras zu bitten, jenen die Papſtwahl zu berichten und für ſie, als für ſeine vertrauteſten Freunde zu ſorgen. Schon ſetzte ſich der Zug unter dem Geläute aller Glocken nach der Kirche der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus in Bewegung, wo neben den heiligen Leichnamen auch die Reihe der verſtorbenen Päpſte in koſtbaren Särgen ruht. In dieſen unterirdiſchen von Fackeln erleuchteten Gewölben legte Johannes, ohne zu wiſſen, was er nachſprach, den heiligen Eid ab, dann las er eine feierliche Seelenmeſſe beim Hall großer Chöre und mächtiger Poſaunen für den verſtorbenen Papſt, nach deren Ende er durch die jauchzende hellerleuchtete Stadt zum Pallaſt fortgetragen wurde. Alle entfernten ſich von ihm, um ihm Ruhe zu gönnen, es war faſt Mitternacht, nur Chryſoloras blieb zurück,

nicht als Vertrauter, ſondern als Leibarzt; er beſorgte ihm Abendeſſen und guten Nachttrunk. Johannes fragte nach Stephania und Raphael. Chryſoloras ſagte, daß er Raphael auf dem andern Flügel des Palaſts, Stephania mit Sabina aber gegenüber auf dem Platze in einem unbewohnten Hauſe einquartiert habe.

Johannes.

Wie ungeſchickt, warum Stephania
Nicht hier und Raphael im Hauſe da?

Chryſoloras.

Noch kennt der Römer ſolche Freundſchaft nicht,
Schlagt nicht zu früh dem Glauben ins Geſicht,
Allmählig könnet Ihr ihn untergraben,
Wenn Ihr ihn erſt recht gängelt im Buchſtaben.

Johannes.

Ihr kennet mich, Ihr könnet mich errathen.

Chryſoloras.

Ich ſeh in Euch noch herrlich kühne Thaten,
Darum hab ich zum Papſte Euch gemacht.

Johannes.

Seid Ihr bei Troſt, Ihr ſchlieft wohl nicht die Nacht,
Und faſelt jetzt von Euren Träumereien,
Ich mußte Euch vom Krampfe ſchon befreien,
Verſucht mich nicht, daß ich ihn wieder lade,
Ich überlaß Euch dann des Himmels Gnade.

Chryſoloras.

Seid doch kein Thor, ich ſtellte mich nur ſo,

Damit der Glaub an Euch brennt lichterloh,
Verſucht es, ob Ihr mich noch könnt erſtarren,
Ich wette drauf, Ihr machet Euch zum Narren,
Macht keinen Lärmen, hört mich ruhig an,
Ihr ſeid ein Weib, Ihr brauchet einen Mann,
Zu gutem Rath und auch zu gutem Leben,
Nehmt mich, den vorgen Papſt hab ich vergeben,
Um Euch in raſchem Laufe zu erheben,
Ihr ſeid der Lohn für alle meine Mühe,
O ſeht wie ich in Lieb zu Euch erglühe.
Ihr ſeht, daß ich Euch kenne, ſeid geſcheidt,
Und ohne Zwang ſeid mir ſogleich bereit,
Ich ernte, was der Spiegelglanz geſät,
Ein Wort des Trotzes, wenn Ihr mich verſchmäht,
Ich kenne alle Leute hier im Schloſſe,
Ihr ſeid verloren und auch der Genoſſe.

Johannes (vor ſich).

Stephania, für dich muß ich das leiden.

(laut)

So nimm mich hin, doch tränk mit Wein die Freuden,
Daß ich genieße und es doch nicht weiß,
Daß in der heißen Bruſt ein Herz von Eis.

Chryſoloras.

Sieh hier Geliebte, alles iſt bereit,
Nimm hin den Becher, glaub es kommt die Zeit,
Da du die Überwindung rühmen wirſt;
Du haſt der Feinde viel, ſo mancher Fürſt

Will

Will ſeine Herrſchaft über dir begründen,
Und würde dich zu dumm zum Streite finden.

Johannes.

Du fügeſt die Beleidigung zum Zwang.

Chryſoloras.

Ich ſags heraus, dafür ſag du mir Dank,
Ich weiß ſchon mehr, als du noch wirſt erfahren,
Du warſt mit dir noch nie ſo recht im Klaren.

Johannes.

Wie ſoll ich dich nach ſolchen Worten lieben?

Chryſoloras.

Was ſoll mir Liebe, mußt dich nicht betrüben,
Ich habe ſo mein eigenes Vergnügen,
Kann ich den Haß um eine Luſt betrügen,
Kann ich den Widerwillen gegen mich
Bezwingen? Sieh nur darum küß ich dich.

Johannes.

Was hält mich, daß ich nicht mit meinem Becher
Die Stirne dir zerſchlage, frecher Sprecher.

Chryſoloras.

Das iſt unmöglich ſieh, ich bin bereit,
Und denke nichts zu jeder guten Zeit,
Als wie ich mit dem allerſchnellſten Griffe
Den Menſchen, den ich ſeh, zu Tode kniffe,

Wenn ihm vielleicht das Lüſten könnte packen,
Daß er mir feindlich ſtiege auf den Nacken.

(Johannes will nach ihm ſchlagen, Chryſoloras hält ſie feſt am Mantel.)

Johannes.

Du biſt ein Teufel!

Chryſoloras.

Ei ſo bin ich etwas,
Und küſſe mich nur recht in deinem Haß.

Johannes aber, vom Widerwillen gedrängt und von der Noth geſpornt, ermuthigte ſich, durch eine tapfere Liſt Herr über ihn zu werden; er entſchlüpfte in demſelben Augenblick aus dem Mantel, ſprang zur Thür, rief die Wache und befahl:

Johannes.

Werft dieſen trunknen Mann zur Burg hinaus,
So ernſten Tags, vergaß er ſich beim Schmaus.
Wer weiß, ob er im Trunk nicht Mittel hat gegeben
Dem vorigen Herrn, daß er verlor ſein Leben.

Chryſoloras (von den Wachen fortgetragen).

Was packt Ihr mich? — kennt Ihr mich denn nicht mehr?
Dir gab ich deinen Dienſt; du machſt mir wenig Ehr!
Dich habe ich umſonſt vom Fieber einſt kurirt.

Wache.

Was hilft das alles Herr, für heut marſchirt! —

Gemächlich wurde der Liebling des vorigen Papstes aus einer Hand in die Andre die Treppe hinuntergeworfen. Einem verzognen Liebling irdischer Großen wird der Dank zum Vorwurf, wovon sich jeder frei zu machen sucht, wenn er nichts mehr gilt. Chrysoloras stand betäubt vor dem Pallast, hätte gern seine teuflische Bosheit ganz offen gezeigt und Johannes durch Bekanntmachung ihres Geschlechtes vernichtet, aber er fürchtete dabei für sein Leben, und wie Johannes geahnt: sein elendes Dasein liebte er zärtlich, mehr noch als seine teuflische Bosheit. Dennoch konnte er es nicht lassen, als Johannes ans Fenster trat, nach dem Hause der Stephania zu blicken, ihm eine verwirrte drohende Rede zu halten, wie er gleich dem Ixion vom Rade der Zeit, in dessen Speichen er so vermessen greife, werde zerschmettert in die Tiefe sinken. Johannes hatte das Fenster gleich verlassen, aber Chrysoloras verdrehte die rollenden Augen und speichelleckte der Fürstin Venus, die mit ihrem Gefolge durch die Straßen schwärmte, mit einer griechischen Improvisation von dem Schicksale Ixions, unter welchem er sich meinte, gegenüber der Fürstin, die er als diejenige Göttin dem versammelten Volkshaufen darstellte, welcher seine Lüsternheit nachstrebte und um welche er jetzt die Strafe des Treppenherabwerfens erdulde. Die Fürstin hatte mit Wohlgefallen dies alles angehört und im Begriff ihn zu beklatschen ward sie jedoch über-

raſcht durch eine der Wachen, die den verhaßten Günſtling in langweiliger Rede zauſtern hörte und ihren Überdruß durch einen Überguß mit friſchem Regenwaſſer ausdrückte; das brachte den Chryſoloras zur Moral, und die geſchmeichelte Fürſtin bat den heftig erregten Arzt mit ſchmeichelnden Worten, ihr ſeine Lehre näher zu entwickeln, der ihre Trauer beſonders geneigt ſei. Dem Arzt durch ſeine Verſtoßung war dieſer Reiz ſeiner Eitelkeit um ſo unwiderſtehlicher, er nannte ſich ihren Atys, ſie ſich ſeine Cybele, und ſo ſammelte ſie auch ihn, der ihr bis dahin widerſtanden, in dieſer Nacht zu dem Kreiſe geiſtreicher Männer, mit denen ſie in wunderlicher Vermummung böſer Luſt unter geiſtiger Ausbildung ein ſehr abſonderliches und echt originelles Leben führte in ewiger Unzufriedenheit mit ſich und mit der Welt, und doch in ſtetem Bemühen, ſich immer feſter auf derſelben anzubauen. Man konnte allerdings ſagen, mit weniger Geiſt wäre ſie tugendhafter geweſen, aber durch mehr Tugend wäre ſie nicht geiſtloſer geworden. Sie führte ihn nach ihrem Schloſſe in der Stadt, entließ alle andre Freunde und ſuchte alles Eigne dieſes neuen Freundes zu erfahren. Der Teufel im Chryſoloras, um der Kirche ſo lang ſchaden zu können, hätte es ihr gern verheimlicht, daß Johannes eine Jungfrau ſei, aber die Eitelkeit des griechiſchen Arztes ließ ihm keine Macht, er mußte ſich mit dieſem Geheimniß vor der neuen Ge-

bieterin wichtig machen, auch ſollte ihm dieſe wie er meinte ſeine Rache erleichtern. Die Fürſtin horchte hoch auf bei dieſer überraſchenden Neuigkeit, dankte ihm zärtlich für dies Vertrauen, gebot ihm aber bei ihrer Liebe, Niemand dies Geheimniß zu bekennen; er verſprach es alles, inſofern der Fürſtin Liebe ihm lohne. Das war ihr eine Kleinigkeit.

Vierte Periode.

1.

Als Johannes aus tiefem Schlafe erwachte, das vergoldete Bett mit ſeidenen Teppichen, die Wände mit altem Holze zierlich ausgelegt, betrachtete, da ſtieg ihm wohl einen Augenblick der alte Gottrauſch empor, aber die Erinnerung des Vergangnen dämpfte jeden Übermuth. Es wollten ihn Diener demüthig bekleiden, er litt aber niemand um ſich, weil er es, wie er ſprach, nicht gewohnt ſei. Von denen die aufwarteten, ließ er Raphael zuerſt eintreten.

Johannes.

Wie geht es dir, du ſcheinſt ſo betrübt,
Du biſt nicht krank, biſt du vielleicht verliebt?

Raphael.

Von Kummer iſt mein Herz ſo tief zerſchnitten,
Mein armer Vater, was hat er gelitten,
Was leidet er und niemand kann ihn löſen,
Er liegt in Liebesbanden einer Böſen,
Sie hat ihm alle Willenskraft verzehrt,
Daß er ſich ſelber keinen Rath gewährt.

Denkt euch, in Lumpen fand ich ihn den Reichen,
Ganz furchtſam thät er mir die Hände reichen,
Und ſah umher, ob's auch die Frau nicht ſäh,
Zu allem Glück war ſie nicht in der Näh.
Der Hochgelehrte mußte Federn leſen,
Sein Zimmer ſelber kehren mit einem Beſen,
Doch rühmt er ſie als ſeines Lebens Glück,
Ein weich Gemüth will ſolches Mißgeſchick,
Es freuet ſich der überſtandnen Noth,
Statt ſolches Lebens wär ich lieber tod.
Die Stiefmutter kam heim von einem Feſte,
Sie bracht ihm etwas Futter zu dem Neſte,
Doch ſah ſie erſt, ob er auch fleißig war,
Und ſchüttelte ihn an dem weißen Haar
Als ſie noch Federn ungeleſen fand,
Da wachte auf in mir der Kindesliebe Brand,
Ich brach die Frevelhand vom theuren Haupte los,
Doch da ward erſt des Vaters Zorn recht groß,
Er fluchte mir, er wünſchte mir den Tod
Und ſchwor, er müſſe haben ſolche Noth,
Ich ſolle nie vor ſeine Augen kommen,
So wich ich aus dem Hauſe ſchwer beklommen.

Johannes ſuchte Raphael mit ernſten Gründen zu tröſten, dieſen aber ſchreckte der Vaterfluch, daß er nimmer Ruhe zu finden meinte. Da glaubte ihm Johannes kraft ſeines Amtes die Sünde vergeben und Seligkeit zuſichern zu können und es gelang ihm. Als

Raphael beruhigt war, ſo gelangten die verſchiedenen Geſchäfte, die während der Krankheit des Papſtes geruhet hatten, zum Vortrage; Johannes lernte die Räthe im Allgemeinen kennen, ſie forderten von ihm weder Weisheit noch Wunder, nur daß er ihren Abſichten und Anſichten nicht widerſprach. Gelegentlich erfuhr er, daß Chryſoloras ſeine Stelle als Leibarzt niedergelegt habe und in das Haus der Fürſtin Venus gezogen ſei, ihm war es einerlei, ob er ihn verrathe, denn ſeine Würde war ihm ganz gleichgültig und er bewahrte ſie nur aus der Art menſchlicher Trägheit, die nicht ohne Grund aus einem bequemen Zuſtand ſich hinaus verſetzt. Wäre ein würdiger Mann in dieſer Zeit um ihn geweſen, der Einſicht mit Frömmigkeit verbunden hätte, vielleicht wäre ſeine Herrſchaft von den Laſtern und Elend frei geblieben, welche die Geſchichte ihm vorwirft. Raphael, obgleich gut und ehrlich, hatte keine Einſicht in die Geſchäfte, er beſchränkte ſich auf die Anordnung des Hausweſens und wurde bei ſeinem Leichtſinn bald von einer Zahl Familienbekanntſchaften und Ereigniſſe ſo eingenommen, daß er bei aller Freundſchaft für Johannes wenig Zeit für ihn übrig behielt.

So verging die erſte Woche. Johannes ſehnte ſich nach jedem Abend, um auf Stephania zu lauern, ob ſie nicht am Fenſter erſcheine, er hatte ſie nur in der Kirche geſehen und die Gewohnheit hinderte es, ſie

zu ſich kommen zu laſſen oder zu ihr hinzuwandern. Stephania und Sabina waren in der ſonderbarſten Lage, aus der Noth in Überfluß geſetzt und doch völlig ungewiß über ihr künftiges Daſein, da dies nur durch eine Unterredung mit Johannes geſichert werden konnte. Stephania hätte mit Freundesluſt die Erhebung des Johannes bewundern können, aber die geheime Wahrheit und der lebendige Traum, Johannes ſei eine Jungfrau, ſtörten ihre Ruhe. Dies heilige Bild am Berge hatte ihre Andacht erweckt, ſie las in der Bibel mit großem Fleiß und fand die Stelle (Moſ. V, 22, 5). „Ein Weib ſoll nicht Mannesgeräthe tragen und ein Mann ſoll nicht Weiberkleider anthun, denn, wer ſolches thut, der iſt dem Herrn deinem Gott ein Gräuel.“ Nicht länger wollte ſie ein Gräuel dem Herrn ſein, aber Sabina beſchwichtigte ſie mit der Gefahr, die ſie beide noch immer liefen, wenn ſie als Pfalzgraf erſchiene. Stephania ließ ſich noch einige Zeit beruhigen, fand es aber wieder unleidlich, wenn es dieſe ihre Tracht unmöglich machte, ihrem freundlichen Gefühle für den Papſt nachzugeben und nach ſeinem Fenſter zu blicken.

Johannes entdeckte nun durch den Wink eines Dieners des vorigen Papſtes einen Ausgang aus dem Palaſte, wo ihn keine Wache bemerken konnte, nur er hatte den Schlüſſel dazu. Nachdem er es ſich lange auszureden geſucht hatte, widerſtand er eines Abends

der Verſuchung nicht in einen blauen Mantel gehüllt, ein Meſſer darunter zu ſeinem Schutze verſteckt hinauszutreten, die alten Wohnungen und Gänge ſeiner Liebe zu beſchleichen und dann vor dem Hauſe zu weilen, ungeachtet er nichts davon wahrnehmen konnte. Unruhiger kehrte er heim als er ausgegangen war, Raphael bemerkte wohl eine Veränderung an ihm, wußte ſie aber nicht zu deuten, er wies die Geſchäfte in den nächſten Tagen zur Freude der Räthe von ſich und hatte ſelbſt an der leichten Mühe des Unterzeichnens einen Überdruß. Er ließ ſich die Laute bringen und ſang Lieder aller Art dazu. Die Fürſtin Venus, die ihn durch Hofdiener beobachten ließ, ſendete ihm eines Tages demüthige Botſchaft, wie ſie ſo gern über die politiſche Lage ihm einige Nachrichten mittheilen wolle. Er verſprach unbeſtimmt einen Tag ohne ſich an ſein Verſprechen weiter zu erinnern, eine Trauer, ein Zweifel bemächtigte ſich ſeiner allmälig in ſehnender Liebe, daß er ſichtlich abzehrte und ſich kaum in die äußere Form ſeines hohen Amtes fügen konnte, wenn er Nächte lang auf den Straßen geſeufzt hatte. In ſolcher Stimmung gedachte er einmal wieder der Fürſtin Venus, machte ihr einen feierlichen Beſuch und war überraſcht, da er ihre Bekanntſchaft mit ſeinem Geheimniſſe nicht wußte, ſie ſo geſchickt zu finden, ſein Leiden zu erkennen, zu ſchonen und ihn doch vertraulich zu berühren. Sie vermied es Chryſoloras ihm zu nahen, oder von

ihm zu ſprechen, ſie vermied es, irgend eine Neugierde zu verrathen, ſie ſchmeichelte ſcheinbar nur dem ſinnlichen Genuſſe mit gewählter Speiſe und Trank, lebendiger aber ſchmeichelte ſie dem geiſtigen Streben des Johannes, im Allgemeinen ſich darzuſtellen, was ſein Inneres fühlte und da begegneten ihm wieder die unerſchöpflichen Mythen der Alten. Er ſtaunte, ſie der Götter lachen zu hören und ſie lächerlich machen und mit tiefem Ernſt ihre Bedeutung entwickelt zu ſehen, er konnte ſich nicht darin finden, das Daſein als etwas ganz Nichtiges zu behandeln, daß bei Göttern davon die Rede nicht mehr ſein könne, aber doch rührte es ihn. Als er fortging geſtand er ſich: „Sie iſt gemein, doch iſt ſie genial, ſie iſt mein Troſt, wenn alles mir zur Qual.“ Ihre feſte irdiſche Wurzel, die Behaglichkeit, womit ſie ihr Leben mitten in einem wunderbaren Aufgeben befeſtigte, das unzerſtörliche Bemühen, alle Welt in den Kreis ihrer Luſt hineinzuziehen, ihre Laune im Auffaſſen menſchlicher Schwächen und im Beantworten des geſelligen Scherzes machten ſie dem abhärmenden Johannes ſo werth, wie ihm keiner ſeiner neuen Bekannten geworden, er fühlte, daß ſie die meiſten überſehe und nur von wenigen erkannt zu werden ſuche.

Solcher Troſt galt wohl am Tage, aber der dunkle Abend führte dann ſeine Trauer verdoppelt zurück. Manche Stunden hatte er in ſtürmiſcher Nacht

vor der Thüre der Stephania geſeufzt und ſie hatte mit Sabina über den Wind geſprochen, der faſt menſchliche Stimme annehme, als er den Drang ſeines Herzens nicht länger zurückhielt, ſondern ausſang.

Johannes.

In jedem Sterne leſ ich meine Pein,
Ich ſah ſie einſt, da war ſie mein allein,
Erloſchen iſt der freudge Sternenſchein.

Seit mich der heilge Dienſt dir abgewann,
In bittern Thränen mir die Luſt zerrann,
Ich klag den Gott vor meiner Liebe an.

O meine Thränen, keine ſchützet euch,
Ihr ſeid den alten Göttern darin gleich,
An allem bin ich arm, in euch ſo reich.

Zerreiße Stern, des Leibes feſtes Band,
Entbrenne tiefer heißer Herzensbrand,
Vielleicht daß mich begräbt die liebe Hand.

Ich wandle wie ein Nachtgeſpenſt umher
Zu deiner Thüre Nachts und ſeufze ſchwer
Aus meiner Bruſt an Troſt und Wohlſein leer.

Mein Athem ſtöhnet wie ein Pinienwald,
Ein Unglückszeichen mein Geſang erſchallt,
Daß alle Nachbarn ſich ergrimmen bald.

Sie lärmen, nicht zu hören all mein Weh,
Sie nehmen Umweg, daß mich keiner ſeh,
Sie werfen Steine, daß ich hier vergeh,

Wie von dem Aſt im Traum ein Vogel fällt,
So flattre ich des Nachts, ſo ungeſellt,
Ein Unglücksvogel nimmermehr gefällt.

Stephania erkannte die Stimme des Johannes, Sabina aber nicht, vielmehr widerſtritt dieſe, weil nach ihrer Meinung Johannes über ſeine Erhebung nur Freude, keinen Jammer zu empfinden Urſach hatte. Stephania war der Stimme zu gewiß, ſie legte ſich an den Boden und rief leiſe: Johannes, und Johannes antwortete liebend: Stephania. Gleich ſprang dieſe erfreut die Treppe hinunter, öffnete die Thüre und umarmte Johannes, daß ihm das Blut heftig durch alle Adern wallte. Da Johannes nicht hinaufſteigen mochte wegen der Dienerſchaft, ſo führte er Stephania durch die Straßen, die von manchem vertraulichen Liebespaare durchflüſtert wurden. Aller Jammer des Johannes war in ſüße Ruhe gelöſt, er ſelbſt war entſchloſſen, das Geheimniß ſeiner Liebe und daß er eine Jungfrau ſei, raſch zu löſen, aber dieſe Stille war ſo ſüß. So fand es ſich, daß Stephania auf die Erzählung kam, wie ſie in jener Nacht im Venusgarten durch einen Traum, Johannes ſei eine Jungfrau, ſo geängſtigt worden und ſpäterhin durch die Bibelſtelle, daß ſie vor den Augen des Herrn ein Gräuel ſei, weil ſie Weiberkleider trage und wie ſehnlich ſie wünſche, ihr ritterliches Gemüth öffentlich zu zeigen und jeder Gefahr ſich hinzugeben. Johannes fühlte in der Entſchloſſenheit, in der ernſten Keuſchheit des Knaben, daß keine heimliche Liebe ihm erfreulich ſein würde, ja daß er ſie beſtimmt auf immer, was

es koſte, vermeide, wenn er das Geheimniß erfahre; er ſchwieg zweifelnd. Endlich fiel ihm doch die Möglichkeit einer beruhigenden Nähe des Knaben ein, wenn er als Pfalzgraf Ludwig öffentlich erſcheine, und mit der Gewalt und Unbeſonnenheit der Leidenſchaft führte Johannes dieſen Entſchluß aus. Sie ſtanden bei der Laterne eines Kruzifixes; hier ſah Stephania zuerſt wieder Johannes ins Angeſicht.

Stephania.

Gott wie ſiehſt du aus?

Johannes.

Deine Locken wie kraus,
Deine Augen wie Vergißmeinnicht,
Gedachteſt meiner, geliebtes Angeſicht.

Stephania.

Gott, wie biſt du blaß,
Deine Augen von Thränen ſo naß.

Johannes.

Ich bin ſo einſam im großen Hauſe,
Ich bin ſo verlaſſen bei meinem Schmauſe,
Ich habe mich ſo heftig nach dir geſehnt,
Daß mein Auge von Jammer gethränt.

Stephania.

Ach daß wir uns wieder trennen müſſen,
Wieder nur aus der Ferne uns grüßen!

Johannes.

Es ſoll nicht ſein, es iſt beſchloſſen,

Noch heute mach ich dich zum Hausgenossen,
Ich zwing dich, ich trag dich ins päpstliche Schloß,
Sei Pfalzgraf, besteige ein ritterlich Roß,
Mit allem will ich dich schützen, was mir verliehn,
Mein Bannstrahl soll durch die Ferne ziehn,
Er soll dein Reich dir wieder erwerben,
Bei mir sollst du leben, bei dir will ich sterben.

Stephania.

Wer hat dich von meinen Wünschen belehrt?
Du gewährst alles, was mein Sinn begehrt,
Warum ich so oft den Himmel beschworen,
Kein Gebet geht auf Erden verloren.

Johannes, um keinen Einwand seiner Vernunft zu hören, zog Stephania mit Heftigkeit in den Palast. Als er auf seinem Zimmer, klingelte er nach Raphael, der sogleich herbeieilte, verwundert, was der Papst so spät noch begehrte. Als er eintrat und ein Mädchen erblickte, wandte er sich um.

Raphael.

Mein gnädger Papst, ich hab nichts gesehn!
Zwar wär es besser, daß es nie geschehn,
Doch schlimmer wirds, daß ich dazu gerufen,
Ich lasse waschen die heilgen Stufen,
Die zu dem heilgen Palast führen,
Eine andre Liebe sollte Euch rühren.

Johannes.

Nun sei kein Thor, die heilgen Väter,

Du haſt mirs erzählt, waren keine Beter,
Sie mochten ihr Leben auch gern erfriſchen,
Die Sorgen von ihrer Stirne wiſchen,
Die Gedanken in Frauengunſt erhellen,
Wie Freund, gönnſt du mir keinen Geſellen?

Raphael.

Der Geſellen, ſo viel Ihr immer wollt,
Aber keine Geſellin hätt es ſein geſollt,
Oder wenn Euch die Liebe geplagt,
Alles heimlich und keinem davon geſagt.

Stephania.

O ſag ihm Wahrheit, es kränket mich,
Daß er ſo arg verkennet dich.

Johannes.

Nun Freund, dreh dich um, ſieh zu,
Deine arme Seele kann finden Ruh,
Dieſe Jungfrau wird wacker tyeſtiren,
Den Speer ſtatt einer Nadel führen,
Wird ſitzen auf einem edlen Thron,
Sieh her, es iſt des Pfalzgrafen Sohn,
Mit dem ich in frühen Jahren erzogen,
Das Geſchick war ihm auch nicht gewogen.
Jetzt ſchaffe Kleider, wie es ihm gebührt,
Aus bunter Seide mit Gold geziert,
Jetzt ſchaffe ihm Degen und güldne Kette,
In nächſter Kammer ſchlag auf ſein Bette.
Dann gehe hinüber zur Frau Sabina,

Erzähl ihr alles, was ſie nicht ſah,
Mein Trübſinn will nun ganz verſchweben,
Ich darf jetzt offen dem Freunde leben.

Raphael erfreute ſich des frohen Gemüths ſeines Papſtes, er vollbrachte in Eile, wie ihm geboten, die Nacht blieb ohne Schlaf. Frau Sabina war die einzige, die traurig blieb, denn ſie fürchtete für das theure Leben des Pfalzgrafen, und es that ihr wehe, nun ganz von ihm geſchieden zu ſein.

Raphael.

Wie könnt Ihr glauben, daß er Euch vergißt,
Durch deren Treue, durch deren Liſt
Er allein gerettet aus aller Noth!

Sabina.

Mein guter Freund, ich bin nah dem Tod,
Und er geht in das Leben erſt ein,
Wir werden nicht mehr viel zuſammen ſein,
Ich gehe langſam und er geht ſchnell,
Meine Augen erblinden und er ſieht hell,
Alle Tage wird er viel Neues lernen,
Von mir ſich immer weiter entfernen,
Es dauert nicht lange, ſo verſtehn wir uns nicht,
Dann möcht er mir lachen ins Angeſicht,
Wenn er es aus alter Achtung nicht ließe,
Ich merke nicht, wo ich ihn verdrieße,
Mir iſts, als ob er geſtorben wär,
Wenn er nun tritt als Pfalzgraf daher,

Doch lobe ich Gott, daß sein Werk vollbracht,
Warum ich gebetet so manche Nacht,
Ich ziehe zurück in meine kleine Hütte,
Ich verstehe nicht der Höfe Sitte,
Ich nehme ein anderes Kind zu mir
Und nenn es Stephania, da leben wir,
Als ob sich nichts in der Welt könnt enden,
Gott wird mir seine Gnade zuwenden.

Die gute Alte konnte wohl Recht haben, wenn sie im Pfalzgrafen, wie wir Stephania von jetzt an nennen wollen, noch viel unentwickelt glaubte. Wir kennen ihn nur als fromm und keusch, in der Art, wie Dichter sich ihre menschlichen Maschinen zu aller Art aus einen Holze schnitzen. Jeder lebende Mensch ist aber nicht blos Eigenschaft, sondern ein Dasein eigner Art, das sich wohl bezwingen, aber nie vernichten läßt, denn es ist zugleich die Quelle des Lebens. Alle ritterlichen Leidenschaften erwachen vielleicht mit seinem ersten Eintritte in die Welt, und die können sich bald als Tugend, bald als Laster entwickeln.

2.

Bei der öffentlichen Erscheinung des Pfalzgrafen Ludwig, durchirrte mannigfaltiges Gespräch die Stadt Rom; viele mußten nothwendig erfahren, daß er als Mädchen unter dem Namen Stephania schon längere Zeit dort gelebt habe, und die Römer, gewöhnt an

die Ausschweifungen der Päpste, glaubten in seinem hellen nordische Ansehen ein Zeichen zu erkennen, er sei eine Jungfrau und die Geliebte des Papstes; die Gewalt, welche er über den Papst ausübte, bestätigte die Meinung. Chrysoloras allein sah auf den Grund und sah doch zu viel, denn er beurtheilte beide nach seiner Gesinnung, wie es verdorbenen Seelen so oft geht, ihm fiel die Prophezeihung des tollen Spiegelglanz ein, er werde vom Teufel befreit werden, wenn der Papst von einem Kinde befreit werde, und seine Eifersucht kannte keine Grenzen. Seine Vermuthung durfte er der Fürstin Venus mittheilen, aber nicht seinen Gram, denn sie wollte allein herrschen und hätte ihm nimmermehr solche Rückkehr zur alten Neigung verziehen; obenein mußte er ihr wieder versprechen, sein Geheimniß jedermann zu verbergen, denn sie allein wollte es geltend machen. Johannes fand sich in der Nähe des Geliebten so ganz beglückt, daß er diese selige Zeit durch kein Ringen nach größerer Lust bei der Gefahr, alles dadurch zu verlieren, stören mochte. Der Pfalzgraf entwickelte sich so herrlich, sein jugendlicher Übermuth zeigte sich so reizend, seine Freundschaft für Johannes war so lebhaft, daß dieser ihm alle Zeit schenkte, die er ernsten Geschäften gelobt hatte, und den ernsten Rath des Raphael, der dies Übel wohl entstehen sah, mit Ungeduld von sich wies.

Johannes.

Sprich nie von ſolchen Schreiberein mit mir,
Wozu hab ich den Rath, das dumme Thier,
Als daß er fleißig in dem Rade geht,
Damit das Rad nur ſelten ſtille ſteht;
Ein Stoß von mir iſt dann genug fürs Ganze,
Zur rechten Zeit die rechte Kraft
Auf Erden alle Wunder ſchafft.

Der Pfalzgraf trat zu ihm, und Raphael ſtand vergeſſen und trat ab. Der Pfalzgraf bat den Papſt mit großem Eifer, ihm einen mit Gold ausgelegten Harniſch zu kaufen, den er beim guten Goldſchmidgeſellen feil gefunden hatte. Der Papſt lachte über den Eifer, ſtellte ihm vor, daß er ihn ja noch nicht zu brauchen wiſſe, kaufte ihn aber doch. Der Geſell küßte Johannes die Hand und bat demüthig, ihm alle Unfreundlichkeit zu verzeihen, die er mahnend gegen ihn ausgeübt. Johannes aber machte ein ernſtes Geſicht und ſagte ihm, daß er dafür noch geſtraft werden ſolle, indem er ihn zum Goldſchmid des Papſtes mache. Der gute Geſell ſprang hoch auf vor Freuden und ſchwur, daß nun der Teufel alle heidniſchen Götter holen möchte, da er der Goldſchmid des chriſtlichen Papſtes geworden ſei. Als er fortgegangen, trat der Pfalzgraf mit ſeinen übrigen Bitten hervor, er wünſchte ein Paar koſtbare Ritterpferde zu kaufen, um das Ritterſpiel, den Buhurt, das Tyoſtiren recht

zu lernen. Johannes ſtellte ſich erſt weigernd an, aber der Pfalzgraf war ſo vergafft in dieſe Pferde, daß er faſt wild wurde. Johannes ſah, daß er ihm nichts abſchlagen konnte, er unterzeichnete alle Summen und gab ſogar zu, daß ein Turnierplatz nahe dem Palaſt ſammt Ställen eingerichtet wurden, die der Pfalzgraf mit den koſtbarſten Pferden füllte. Raphael machte dem Papſte Vorſtellungen gegen dieſe Verſchwendung, aber Johannes verwies mit einem Seufzer auf das Beiſpiel des Conſtantinopolitaniſchen Biſchofs Theophylaktus, der über zweitauſend Pferde halte, ſie mit Piſtazien, Roſinen, Mandeln und Feigen füttere, mit Wein tränke, derſelbe, welcher ihm den ſchönen getigerten Hengſt zum Geſchenke gemacht habe. Dann ſprach er ernſthafter:

Johannes.

Die Kirche muß in dieſer Kriegeszeit
Gewaffnet ſein zu jedem ernſten Streit,
Und junge Ritter will ich mir erziehen,
Die für die Ehre unſrer Kirche glühen,
Zum Kampf geſchickt das Leben für ſie wagen,
Dann braucht Italien kein Joch zu tragen.

Irrthümer laſſen ſich widerlegen, aber abſichtliche Selbſttäuſchung nimmermehr; das Bild einer kriegeriſchen Kirche verband den Pfalzgrafen auf immer mit Johannes, aber dieſer Gedanke wucherte neue Irrungen, indem er Herrſchſucht und Ehrgeiz in weltlichen

Dingen als ein Hauptziel ſeiner geiſtlichen Herrſchaft ihm darſtellte. Die Fürſtin Venus nicht nur, ſondern auch die Marozia waren ihm dazu wichtig, ihre Reichthümer und ihre Familienverbindungen galten überall, und ſo führte die eine verbotne Liebe zum Pfalzgrafen, ſo wenig dieſer davon wußte, alle die bösartigen Verbindungen herbei, die irgend eine päpſtliche Regierung beſchimpft hatten. Raphael ſah alles ein, aber es fehlte ihm an Ernſt, ſeine Warnungen wurden abgewieſen, und Johannes wünſchte oft, bei aller Freundſchaft, die er für ihn hegte, eine Ehrenſtelle zu entdecken, die ihn aus ſeiner Nähe entfernte, ohne daß er dadurch gekränkt würde.

3.

Der reine Menſch ſteht ſo hoch über der Erde, daß ſein Sturz durch die Laſter immer etwas unerklärlich Gewaltſames in immer wachſender Schnelligkeit zeigt, dem Fallenden aber iſts ein betäubender Zuſtand, und ehe er von der Tiefe ſelbſt zerſchmettert wird, glaubt er im herrlichſten Gleichgewichte zwiſchen Himmel und Erde zu ſchweben. Schon jetzt entſchloß er ſich zur Förderung ſeiner Weltherrſchaft, die Dekretalenſammlung des falſchen Iſidorus, welche Chryſoloras unter dieſem Namen eines würdigen längſtverſtorbenen ſpaniſchen Biſchofs auf Befehl ſeiner Fürſtin verfertigt hatte, öffentlich anzuerkennen. Sie enthält

Briefe der erſten römiſchen Biſchöfe, welche die Biſchöfe aller weltlichen Oberherrſchaft frei darſtellen und zugleich das kirchliche Bannrecht als höchſtes Strafamt der ganzen Chriſtenheit auf alle Arten der Vergehen ausdehnen. Wir beſitzen nicht mehr alle dieſe Dekretalen, viele der frechſten wurden von den nachfolgenden Päpſten gänzlich vernichtet, aber ſie enthielten doch die verderblichen Grundſätze, welche den ſpäteren unternehmenden weltlichen Päpſten wieder vorſchwebten, an denen der geiſtliche Stuhl, nach einem gewaltſamen Anſehen, das die Herzen verſchloß, um ſo tiefer fallen mußte. Gern hätte Chryſoloras dieſe Gelegenheit benutzt, ſich wieder in den Umgang mit Johannes zu ſchleichen, er hatte aber an der Fürſtin ſeine Hölle auf Erden gefunden, ſie quälte ihn mit jeder Art Eiferſucht, während er es nicht wagen durfte nur die kleinſte Äußerung derſelben gegen ſie blicken zu laſſen. Es gab da wunderliche Vorfälle, was Chryſoloras, dieſe Inkarnazion der Teufelseſſenz, von dieſem gemeinen außerordentlichen Weibe leiden mußte.

Der Pfalzgraf war unterdeſſen unermüdlich, alle männlichen Übungen, die er bis dahin verſäumt hatte, in Eile nachzuholen, das Fechten jeder Art, das Reiten mit aller Künſtlichkeit, auch das Ringen und Ballſchlagen trieb er bald mit großem Erfolge, aber es ließ ihn auch kaum ſchlafen, ſeine Pferde waren nächſt Johannes ſeine liebſten Freunde, er ſprach mit ihnen

und ſie verſtanden ihn, ihnen brachte er das Beſte von ſeinem Tiſche, er putzte ſie ſelbſt, er ritt ſie ſelbſt in die Tiber, durch ihn wurde ganz Rom zur Ritterſchaft ermuntert, die dort bis dahin keinen rechten Fuß faſſen konnte. Der Goldſchmid war unerſchöpflich in neuen Erfindungen, um Rüſtungen, Helme, Degen oder Zaumzeug zu ſchmücken, und Johannes wagte es kaum über die Preiſe zu markten oder zu dingen, weil er jeden unwilligen Blick des Pfalzgrafen wie ein Unglück ſcheute. Dieſer hatte aber von ſeinen Pferden und Reitgeſellen ein eignes hartes und heftiges Weſen allmälig angenommen, vielleicht war es auch ſeine Art, vielleicht iſt es auch dem Alter eigen, es wird bei vielen jungen Männern bemerkt. Niemand war darüber mehr erſchrocken als Sabina, die er wohl noch zuweilen beſuchte, aber mit der Meinung zurückkam, die Frau werde kindiſch. Sie war indeſſen wie ſie immer geweſen, nur daß ſie ſich nicht von dem Kinde, das ſie mit Sorge erzogen, zu der Geſinnung der Erwachſenen verſetzen konnte, der aller Sorge muthwillig entgegentritt. Raphael wurde am meiſten vom Pfalzgrafen geärgert, denn dieſer war ein abgeſagter Verächter aller ritterlichen Übung, er ſah alle böſen Folgen voraus. Die Frauen vergötterten den Pfalzgrafen, jede ſuchte ihn auf andre Weiſe zu gefallen, er aber war, wie es bei der nordiſchen Jugend in dem Alter ſehr häufig, derb grob gegen alle und übte gern plumpe

Späße gegen ſie aus, die ihnen aber nicht unangenehm waren.

Johannes entzog ſich immer mehr aller geiſtigen Ausbildung und Betrachtung, er hatte ſich in derſelben zu der ungeheuerſten Frevelthat der eignen Vergötterung hingetrieben geſehen, er trieb alle Gedanken und die frommen und gelehrten Männer der Zeit von ſich, er ſpottete ihrer als Verführer der Menſchen und duldete nur den Kirchengebrauch, von aller Unterſuchung, von allen Gedanken bis zur Sinnloſigkeit entfernt, dieſer ſollte eine Lebenvertreibende unterwerfende Gewohnheit werden; was angebetet werde, wie nahe es dem Menſchen trete, war ihm gleichgültig. Der Menſch auf dem höchſten Punkte des ihm möglichen Irrthums überſieht wie auf ſeinem höchſten Punkte der Wahrheit die ganze Welt, er fühlt ſich zuſammenhängend und vollſtändig und darum iſt nichts täuſchender als das wohlthuende Gefühl, daß nichts in uns mehr abweiche oder widerſtrebe. Übrigens war er ſo milde gegen Verbrecher, ſo freigebig gegen Arme, daß ihn das Volk verehrte, ohne weitre Wunder von ihm zu verlangen. Zu dieſer Freigebigkeit und zu der Pracht des Pfalzgrafen bedurfte er viel Geld, wo aber die gewöhnlichen Einnahmen nicht zureichten, da halfen die Kirchenſchätze aus, welche bis dahin mit großer Treue bewahrt worden, die er aber durchaus nicht heiliger wie jedes andre Eigenthum achtete.

Die Freude an den ritterlichen Übungen des Pfalzgrafen und deſſen Bitten hielten ihn tagelang in der Reitbahn zurück, endlich konnte er den Bitten Ludwigs nicht länger widerſtehen und beſtieg auch ein Pferd. Bald ſaß er ſo anſtändig und ſo feſt, er nahm ſich ſo gut aus, er fand die Bewegung ſo reizend, daß er dem Verlangen nicht widerſtand, die Übungen mitzutreiben. Kaum konnte er fertig reiten, ſo lernte er vom Pfalzgrafen auch das Tyoſtiren und brach da manchen Speer. Das erſte Aufſehen war bald überwunden, die Leidenſchaft ward anſteckend und manche Meſſe wurde nicht geleſen, weil die Geiſtlichkeit an den empfangenen Stößen ſalbte. Die Fürſtin Venus miſchte damit ihre alte Mythologie und auf ihrer Bahn ſah man die zwölf großen Götter ſtatt der zwölf Karlshelden ſich den Tyoſt theilen.

Der Pfalzgraf wollte auch dem Ehrgeize nicht entſagen, einen großen Buhurt in der Schloßbahn zu geben und ſo entſchloß ſich Johannes, ein großes Ausſchreiben ergehen zu laſſen, worin alle Kampfluſtige eingeladen wurden, um eine goldne Roſe zu ſtreiten, welche die Fürſtin dem Sieger überreichen würde. Die Bahn ward zu dieſem Buhurt mit Teppichen behängt, die ſonſt nur bei feierlichen Umgängen die Plätze verziert hatten, das Gerüſt war mit den herrlichſten Frauen bedeckt, vor denen allen die Fürſtin Venus mit ihrem heidniſchen Hofſtaat prangte. Johannes und Ludwig

hatten ſich als Caſtor und Pollux geharniſcht, ihre Helme mit großen goldnen Sternen glänzend, eben ſo ihre blauen Wappenröcke mit goldnen Sternen geziert, ſo erwarteten ſie unter einem goldnen Baldachin die Ankunft kampfluſtiger Ritter.

Chryſoloras hatte ſich diesmal durch ſeine mediziniſche Kenntniß nothwendig gemacht, er ſtand unter einem verdeckten Bogen mit ſtärkenden Mitteln für Ohnmächtige mit Beinſchienen für zerbrochene Glieder, mit Schneppern zum Aderlaſſen der Pferde und Menſchen, mit Salben für Beulen. Die hohen Geiſtlichen ließen ſich die Ehre nicht nehmen, zuerſt in die Schranken zu treten und ſich zu verſuchen, da war ein Geheul ihrer Köchinnen vor den Gittern, wenn ſie im Anlaufe der beiden geſchickten Ritter aus dem Sattel gehoben wurden oder die Speere durch die Fugen der Rüſtungen ſchnitten, das Volk war aber im höchſten Taumel der Seligkeit, eine goldne Zeit ſchien ihm aufgegangen, es dachte an den heiligen Georg und an den heiligen Michael, als es ſeinen Papſt ſo ſtreitbar erblickte, das Heilige des Kampfes galt noch in der Zeit und das ganze Feſt hatte in jener Zeit keine ſo ärgerliche Widerſinnigkeit, als es der Nachwelt ſcheinen möchte. Johannes und Ludwig blieben in dem ganzen Streite unüberwunden, ſei es, daß ſie wirklich ſo geſchickt waren, oder daß die Schmeichelei jede Niederlage vermied, ſchon ſollten die Preiſe ausgetheilt wer-

den als noch ein fremder Ritter in die Schranken eingelaſſen zu werden begehrte. Sein ſilberner Harniſch, ſein rother Waffenrock waren ſo prachtvoll, daß niemand das Helmabnehmen verlangte Ungeachtet Johannes ſchon dreißig Speere verſtochen hatte, ſo rannte er doch noch gegen ihn, er traf das Schild des Ritters, jener aber die Seite des Papſtes, der nach kurzem Schwanken herabfiel. Alle Diener ſprangen ihm zu Hülfe, er aber, der die Entdeckung ſeines Geſchlechts fürchtete, ſtellte ſich ungeachtet heftiger Schmerzen ſehr heiter, hinkte fort und ſchloß ſich auf ſeinem Zimmer ein. Der Ritter hatte ein unedles Gelächter nach dieſem Unfalle aufgeſchlagen, man riß ihm den Helm ab und es zeigte ſich das verruchte grinſende Antlitz des Spiegelglanz, der einige Zeit vorher der Haft entſprungen war, er ſchien nichts von ſich zu wiſſen und faſelte nur in allerlei dummen Späßen, als man ihm Vorwürfe machte, ſagte er.

Spiegelglanz.

Adam brach das erſte Gebot,
Doch vergabſt du ihm lieber Gott,
Petrus hat die Seligkeit mit dir,
Der dich doch dreimal verleugnet hier,
Thomas war ein Zweifeler,
Dennoch vergabſt du ihm Herr,
Paulus der that manch Leid
Zuvor in der Chriſtenheit

Und kam doch zu deinen Gnaden
Wegen ſeiner Waden,
Matheus, der dem Zoll entramm,
Er ſetzte dir nur die Hälfte an,
Hat dich beſtohlen und betrogen,
Du bliebſt ihm doch gewogen.

Die Ritter wollten ihn ſchlagen, als ſich ein andrer Ritter zu ſeinem Schutze vor den Schranken einfand, der noch prachtvoller gekleidet und gewaffnet, in ſchwarzem Sammtwaffenrock mit goldnen Kronen alle Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte. Dennoch mußte er den Helm abnehmen, alle begrüßten mit Achtung Herzog Pandulph von Capua, der Spiegelglanz als ſeinen Ritter anerkannte und zu ſeinen Leuten zurückſchickte. Der Pfalzgraf war ſogleich bereit, ein Rennen mit dem Herzoge anzunehmen. Der erſte Tyoſt vollendete ſich nach ritterlicher Art, die Speere trafen auf die Schilde, die Schilde ſpalteten ſich, beide blieben im Sattel, als ſie aber neue Speere genommen und der Herzog den Jüngling mit rechtem Ungeſtüm anreiten ſah, machte er den Tyoſt etwas lang, ſo daß ſein Speer ſpäter eintraf, an dem Halſe des Pfalzgrafen ſich durch die Schienen drängte und ihn ververwundet zur Erde niederſtreckte. Der Herzog ritt zur Fürſtin und begehrte den Preis, ſie gab ihm die goldne Roſe ungern, aber ſie hatte keinen Grund der Weigerung als daß er ein häßlicher Mann ſei, worauf

es hier aber nicht ankam. Nachdem er dieſen Preis in Empfang genommen, ſagte er noch einige unbeſcheidne Spottreden gegen geiſtliche Turniere, ſetzte die Roſe dem Spiegelglanz auf das närriſche Haupt und ritt mit ihm und den Seinen ungehindert fort.

Das Mitleid hatte alle Frauen um den Pfalzgrafen verſammelt, deſſen Halswunde, nachdem ihm Helm und Harniſch abgenommen war, heftig blutete, der aber noch tiefer durch den verlornen ſicheren Sieg gekränkt war, er biß die Zähne zuſammen, kniff die Augen zu und wollte auf niemand hören und ſehen. Chryſoloras unterſuchte mit rechter Bosheit die Wunde und machte ihm ſo viel Schmerzen als er irgend vermochte, ja er beſtrich ſie ſchon bei dieſem erſten Verband mit bezaubernden Mitteln, deren er von ſeinem Lebensvorgänger einen großen Vorrath geerbt hatte, dieſe ſollten beſonders dazu dienen, den Bezauberten nach jedem Orte hinzuziehen, wohin er verlangt ward, und beſtanden in Präparaten aus Magnetſtein und Turmalin, zuſammengerieben mit der Wetterſeite von alten Häuſern.

Als Johannes die Nachricht von der Verwundung ſeines Lieblings erhielt, erhob er ſich ungeachtet ſeiner Schmerzen von dem Lager und ſuchte ihn zu tröſten. Dieſer aber betete in blinder Wuth und gebrochenen Worten um Krieg gegen den verruchten Herzog, und Johannes, um ihn zu beruhigen, ver-

ſprach ihm alles was er begehrte und gab, wiewohl nicht ohne einen geheimen Schauder, ſeine Befehle zur raſchen Bewaffnung. Dadurch heiterte ſich der Pfalzgraf auf und horchte dem Geſange, den die ſchönſten Frauen vor der Thüre ſeines Schlafzimmers anſtimmten; nachdem das Außerordentliche der Begebenheit und das Gemeinſchaftliche des Mitleidens ihnen alle Scheu genommen, und ſie in das Heiligthum des päpſtlichen Palaſtes unter Anführung der Fürſtin Venus gedrungen waren, der Chryſoloras einen ſeltſamen Linderungstrank gemiſcht hatte für den verwundeten Pfalzgrafen.

Eine Stimme.

Nimm den Korb vom weißen Nacken,
Voll von ſaftgen Aprikoſen.
Seht wie küſſen duftge Roſen
Ihre glühend rothen Backen,
Recht wie feine Herrn vom Stande
Küſſen Mädchen von dem Lande,
Die vom Sonnenbrande glühen
Und geſchmückt zur Kirche ziehen.

Chor.

Aprikoſen,
Laßt die Roſen,
Kühlet aller Wunden Schmerz
Unſerm lieben kleinen Ritter
Ach wie focht er, ach wie litt er
In dem Kleid von ſchwerem Erz.

Erſte Stimme.

Nimmer waren hier noch Frauen
In dem geiſtlich hohen Hauſe
Und der Pförtner ſieht mit Grauen

Wie wir nach Gefallen hauſen.
Setzt die Schalen auf die Tiſche
Mit dem Saft der Apfelſinen,
Um den Honigſeim der Bienen,
Mit dem kühlen Saft zu miſchen.

Chor.

Apfelſine,
Saft der Biene,
Kühle aller Wunden Gluth
Unſerm lieben kleinen Ritter,
Ach wie focht er, ach wie litt er,
Er vergoß ſein rothes Blut.

Eine Stimme.

Jungfrau knack mit weißen Zähnen
Dieſe grauen ſüßen Mandeln,
Rauher Männer ſüß Verwandeln,
Das gelingt der Frauen Thränen,
Dieſe weißen glatten Kerne,
Leg geordnet wie die Sterne
Unter dunkelen Roſinen,
Alles Süße ſoll ihm dienen.

Chor.

Alles Süße
Ihn begrüße,
Lindere der Wunden Qual
Unſerm lieben kleinen Ritter,
Ach wie focht er, ach wie litt er,
Und nun lohne ihn ein Mahl.

Eine Stimme.

Dieſe zarten Ortolanen
Stellet auf das Kohlenbecken,
Alle Luſt zum Eſſen wecken
Sie als Kranz des Goldfaſanen,

Doch vor allem iſt zu ſchauen
Dieſe Federnpracht des Pfauen,
Der in dreien hohen Kronen
Scheint zu brüten, ſcheint zu wohnen.

Chor.

Feuerwein,
Hell und rein,
Miſchen wir in den Pokal
Unſerm lieben kleinen Ritter,
Ach wie focht er, ach wie litt er,
Und er ſiegt das nächſte Mal.

Johannes empfand bei dieſem Liede eine bebende Sehnſucht, dem Pfalzgrafen ſich zu entdecken, doch überwand er ſich, öffnete die Thüre, ſah niemand, denn die Frauen waren eilig geflüchtet, aber ein köſtliches Mahl ſtand da bereitet auf einem Teppich, welches die bei dem jugendlichen Appetit ſich ſelbſt unbewußt mitten in ihrer Traurigkeit vermißt hatten. Beide erheiterten ſich, der Pfalzgraf verſchmähte aber nach ſeiner Gewohnheit den Wein, während er den Speiſen nach er Anſtrengung des Tages alle Ehre gönnte. Johannes, eingedenk der Süßigkeit des erſten Bechers, in welchem ihm die Liebe aufgegangen und Sehnſucht nach dem Getrennten, ergriff auch dieſen zweiten mit Begeiſterung. Aber anders war ſeine Wirkung. Während der Pfalzgraf in Schlaf verſank und Wundfieber hatte, fühlte Johannes eine ſolche Sehnſucht in ſich erwachen zur Rückkehr aus dem Leben, daß er ſich umſonſt an alles erinnerte, was er auf Erden liebte;

ſelbſt der Pfalzgraf ſchien ihm nur ein weſenloſer Schatten, ja ſein eignes Weſen ſchien in eine nichtige Mannigfaltigkeit ſich zu zerſtreuen, die wie auf einer Spiegelfläche an ſeiner Seele vorübergleitete. Die Waffen lagen noch im Zimmer zerſtreut von dem Rennen am Morgen, Johannes bewegte das prachtvolle Meſſer mit großer Luſt bald über ſich, bald über dem Haupte des Schlafenden, die Seligkeit des Todes glänzte ihm aus der ſternenhellen Nacht entgegen und das Unbefriedigende des Lebens aus dem leeren Becher. Johannes ſah mit einer Fülle unbeſtimmter Gefühle, die einander entgegenliefen, den Schlafenden, der in ſeligem Wiederſchein des Todes leuchtete, ſein Meſſer zuckte, da rauſchte es wie ein Geſchwader Reiter durch die Gaſſen, der Pfalzgraf wachte auf, in wunderbarer Bewegung zitterten die Wände, der Pokal ſtürzte nieder, das Meſſer aus der Hand des Johannes. Der Pfalzgraf hingegen voll kriegeriſcher Wildheit vergaß ſeine Wunde, ergriff das Meſſer und rief: „Dem Feinde entgegen du wackrer Degen.“ „Bete für uns, heiliger Papſt,“ rief die geſtörte Menge vor dem Schloſſe, „der jüngſte Tag iſt nahe, wehe, wehe allen Sündern.“ Neue Stöße des Erdbebens, von denen die Mauern des Schloſſes borſten, zerſtreuten das Volk, der Pfalzgraf ſtach mit wilder Heftigkeit gegen die Erde, Johannes ſah ſchweigend auf den Pfalzgrafen und dachte: Ich habe kein Gebet für die

Welt, ich habe nur einen Gedanken, daß der Tod uns gesellt. Da schlug die große Thüre der Kapelle auf, wo die Päpste seit Anbeginn ihre Hausandacht gefeiert hatten, er sah die Päpste alle, wie er sie aus ihren Bildern kennen gelernt hatte, sie saßen, wie sie einander folgten, in richtiger Ordnung und sangen das **Veni creator spiritus**, worauf der letztverstorbene Papst die Worte sprach: **Hoc corpus est et hic est sanguis meus.** Er zeigte das Heiligste, alle knieten und sangen: **Benedictus praesens deus sis, ades nobis.** Da kniete er mit den Anwesenden, und keiner war ihm fremd oder schauerlich, er sah keine Grenzen mehr zwischen göttlichem Leben und Seligkeit im Tode. Er beugte sich nieder zum Beten, aber ein Getöse umher machte daß er aufblickte, er sah die Kapelle voll blutiger verstümmelter Krieger, die ihre Wunden dem Herrn der Welt zeigten, und mit mächtigen Stimmen sangen:

Der Leichtsinn zu den Waffen ruft,
Hat zum Sturm uns fortgerissen,
In Schmerzen ging uns aus die Luft,
Doch der Leichtsinn, er hat kein Gewissen.
Er hört nur sich,
Er sieht nur sich,
Er wähnt sich Gott
Und hat die Welt zerrissen.

4.

Am andern Morgen war das Schloß in großer Unruhe, weder Johannes noch der Pfalzgraf eröffneten ihre Thüren, und keiner wagte nachzufragen, ob sie nach den Anstrengungen des vorigen Tages noch ruhen wollten, oder ob sie durch Krankheit verhindert seien aufzustehen. Raphael wagte es allein, an den Thüren laut zu rufen; davon erwachte Johannes und fand sich auf seinem Sitze in der Kapelle, wo er mit aufgelehntem Kopfe geschlafen hatte. Er taumelte auf, rief den Pfalzgrafen, erhielt keine Antwort, er suchte ihn in seinem Bette auf, aber es war leer, am Boden war Blut und die Stücken eines zerbrochenen Messers zerstreut. Johannes erinnerte sich allmählig erst der Nacht wieder, hatte er ihn wirklich umgebracht? Raphael rief immer ungeduldiger an der Thüre, weil er ein Unglück fürchtete, Johannes wagte nicht, die Thüre zu eröffnen, bis er den Verwundeten gefunden, aber vergebens, keine Stelle des Zimmers blieb unbeschaut, alles vergebens. Jetzt erbrach Raphael die Thüre. „Gelobt sei Gott, daß Ihr lebt, gnädger Herr!" rief Raphael. „Wo ist der Pfalzgraf?" fragte Johannes. Keiner hatte ihn gesehen, er war die Treppe durch die doppelte Reihe der Wachen gewiß nicht ungesehen gegangen. Johannes fragte nach dem Erdbeben, aber Niemand hatte etwas davon wahrgenommen, dagegen berichtete ein Wächter heimlich, er habe

Licht in der Kapelle geſehen, was immer den nahen Tod eines Papſtes verkünde. Nach allen Seiten ſchickte Johannes Boten aus, den Pfalzgrafen aufzuſuchen, alles vergebens. Es kamen Ritter, die ſich zum bevorſtehenden Feldzuge, den er am vorigen Abend hatte verkünden laſſen, meldeten; er dankte für ihre Treue, gab aber ſeinen Wunſch nach Frieden zu erkennen. Die Reden des Papſtes waren ſo verwirrt, daß es in der Stadt hieß, er habe ſeine geliebte Stephania, die unter dem Namen eines Pfalzgrafen bei ihm gelebt, beim Weine umgebracht. Waffenklirren war in der Nacht gehört worden, als wäre es in den Zimmern des Papſtes geweſen. Die Boten kehrten ohne Nachricht heim, die Angſt ſeines Herzens trieb ihn als es dunkel war ins Freie. Unbewußt ging er fort, bis er an dem kleinen Hauſe der alten Sabina unwillkührlich ſtille ſtand. Er ſah durch das offene Fenſter in das reinliche Zimmer. Sabina ſpann bei dem Feuer des Heerdes, ein Mädchen, das dem Pfalzgrafen ähnlich ſah, ſaß eben ſo gekleidet ihr gegenüber, ſie erzählte ein Mährchen.

Sabina.

Hör Kind, laß die Lampe ſtehn und ſei geſchickt,
Ich will dir erzählen, wie es einem Fiſcher geglückt,
Der Fiſcher war alt und hatte eine junge Frau,
Die war nicht fleißig und war auch nicht ſchlau,
So war der arme Fiſcher um alles gekommen,
Mit Müh hatt er ein Hüttchen am Fluſſe bekommen,

Das Hüttchen war alt wie der Fiſcher und ſchwach,
Er flickte umſonſt das zerlöcherte Dach,
Immer klagte die Frau, ſie liege ſo kalt,
Wie mußte er erſt frieren, da er ſo alt.
Doch kam ihm kein Unmuth, er ſaß ſo geduldig
Mit ſeiner Angel, als wär er nichts ſchuldig,
Und durft doch ſich nirgends mehr ſehen laſſen,
Sonſt wollten ihn ſeine Schuldner erfaſſen.
So ſaß er an einem Sonntagmorgen
Und dankte zu Gott, daß die Leute ihm borgen,
Und zog in Gedanken die Angel heraus,
O Freude, da zappelt ein Fiſchchen zum Schmaus,
Ein Fiſchchen, als wär es von Silber und Gold,
Das hat er aus dem klaren Waſſer geholt,
Der Fiſch heißt Reinera, er kennt ihn noch nicht,
Er weiß es nicht, daß der Fiſch auch ſpricht,
Daß er die Schiffe im Laufe kann halten
Und im Meere übet Teufelsgewalten,
Aber zu Lande verloren iſt,
Denn da regiert unſer Herr Jeſu Chriſt.

Mit ſchauderndem Gefühle hörte er das Mährchen vom Waſſerſtaar in andrer Geſtalt.

Sabina.

Der Fiſch thut den Fiſcher nun freundlich bitten:
„Laß mich leben, ich wär nicht gern zerſchnitten.“
„Ei,“ ſagt der Fiſcher, „einen Fiſch, der kann ſprechen,
Möcht ich nimmermehr zerſchneiden und zerſtechen,

Und hab ich auch nichts zu eſſen im Haus,
Ich ſcheue mich doch, dich zu eſſen beim Schmaus."
Er machte den Fiſch von der Angel los
Und warf ihn zurück, ob er gleich ſchön groß.
Nun ſah der Fiſch zum Waſſer heraus
Und ſprach: „Bedank mich, jetzt bitt dir was aus,
Ich geb dir alles, was du haben willſt,
Damit du zum Lohne deine Wünſche ſtillſt."
„Ei," ſagte der Fiſcher, „mir fällt jetzt nichts ein,
Die Frau will ich fragen, was ihr Herz mag erfreuen." —

Mit welcher Haſt griff das Weh der Erinnerung in Johannes Seele, und der Reim, durch den er ſo gewaltſam in ſeiner Kindesliebe vom Pfalzgrafen losgeriſſen war worden: „Mondſchein, Mondſchein überm Rhein, Mondſchein in dem Rhein," begleitete als Herzſchlag die Erzählung der Sabina, wie das Weib Papſt und Gott werden will, und alles, wie er ſeit Jahren nicht bedacht, überfiel mit Grauſen den horchenden Johannes; er ſprang vom Fenſter ſo haſtig zurück, daß die gute Frau in der Meinung, es ſei eine Eule im Geſträuch, eilig den Fenſterladen ſchloß; — er aber ohne umzuſehen lief den Berg hinan, voll Jammer als habe er alles verloren, ſelbſt den Angelhaken, als ſei alles ſchon vorbei.

Es giebt Tage, die den Menſchen um die Vernunft bringen möchten, wenn er kein rechtes Vertrauen zu Gott hat; das Blut lief ihm heftig unter einan-

der, als er ſich ſo früh gewarnt und ſo ſpät erſt in ſeinem Elend belehrt fand; der Welt wollte er entfliehen und zurück zu den ſchwarzen Wipfeln, auf denen ihm einſt ſo wohl und ſo heilig zu Muthe geweſen war. Es war zu ſpät, ſchon hatten ihn die Treiber des wilden Jägers überall umgangen, nicht unbeobachtet war er ausgegangen, und als er den Berg hinanſtieg, umgab ihn eine Schaar von Frauen mit einem leiſe ſurrenden Getöne wie die Meermuſchel am Sandufer, wenn die Fluth ſinkt, und hatten ihn bald mit ihren Schlingen an Händen und Füßen gebunden. Er hatte keine Kraft zum Widerſtande, gleichgültig ließ er ſich in den Garten der Fürſtin und in ihre Nähe führen. Sie ſaß auf einem Dreifuß in einer Höhle, unter ihr loderten Weihrauchflammen, ſie achtete nicht der Eintretenden, ſondern ſah auf eine goldne Kugel, die in ihrer Hand ſich bewegte. Die Frauen ſprachen leiſe zu ihr, und auf einen Wink von ihr verließen ſie die Höhle, und der Gebundene lehnte ſich an eine Säule und fragte, was ihm alles das bedeute. Die Fürſtin bewegte ſich heftig und ſprach dann leiſe, daß Johannes es kaum vernehmen konnte: „Du biſt ein ſchwaches Weib, du ſehnſt dich nach des Jünglings holdem Leib, im Heiligthum der Ceres kannſt du ihn wohl finden, doch werden deine Arme ihn nicht binden.“ Als Johannes das große Geheimniß ſeines Geſchlechts, ſeine Liebe, alles verrathen ſah, wie hätte er da der

Ehrfurcht gegen das Orakel ſich erwehren können. Die Fürſtin verließ ihn, nachdem ſie betäubenden Weihrauch in die Gluth geſtreut hatte. Johannes verſank immer mehr in Betäubung, die Wände erbebten, ſeine Sinne verließen ihn. Als er aufwachte, fand er ſich einſam in einem Gewölbe, das Licht ſtrahlte von oben durch einen Roſt zu ihm nieder, er hörte leiſe Geſänge, er ſah ſich im weiblichen Mantel verhüllt, über ſein Haupt einen durchſichtigen Schleier. Er glaubte große Züge über ſich im Schalle der Tritte zu erkennen, bald hörte er das Brüllen eines Stiers, deſſen heißer Athem durch das Gitter ihn anwehte. Die Opferprieſterin durchſtach mit dem Meſſer, nachdem der Stier gebunden, ſeine Hauptadern, daß das heiße Blut auf ihn herabfloß. Derſelbe Abſcheu gegen das Leben bemächtigte ſich ſeiner in dieſen Schrecken wie nach dem Trunke des Bechers in der Nacht, die Mauern drängten ihn, er ſuchte die Thüre, öffnete ſie und fand ſich in einem hellerleuchteten Kreiſe von Ringmauern, deſſen Boden von einem reifen Kornfelde bedeckt war, zahlreiche Chöre ſangen den Reichthum des Lebens, ſeine unerſchöpfliche Freude, ſie bewegten ſich dabei wie die Geſtirne langſam in gleicher Richtung, indem ſie die Fürſtin als Ceres begrüßen. Sie trat mit einem Stolze und mit einer Freude zu dem verſchleierten vom Opfer blutigen Johannes, nannte ihn Proſerpa, ihr geliebtes Kind, und beklagte ſich

über die Schwüle des Sommers: „Wie iſt der Tag ſo ſchwül, wie ſenken ſich die Ähren in traurigem Gewühl, was kann dein Haupt beſchweren, du vielgeliebtes Kind, noch ganz im leichten Wind.“ — Nach dieſen Worten kamen zierliche Tänzerinnen und führten Johannes zu einem Reihentanz, in welchem er ſich aus der Verzweiflung zu einer gewiſſen Vergeſſenheit erholte, wie ſie den Jungfrauen in der Luſt des Tanzes eigen. In dieſer Vergeſſenheit hatte ſich ihm unbemerkt ein bärtiger Mann auf ſchwarzem Wagen genähert, ergriff ihn ſo raſch, daß er ſich nicht ſträuben konnte, und trieb dann ſein Geſpann zu einem dunklen Ausgange, während die Geſpielen jammerten und die Chöre ſangen:

Die Erde hat das Kind verſchlungen,
Der Mutter iſt das Kind entſprungen,
Und wird nun frei wie Körner fallen
Aus Ähren, die gereifet wallen
In einem wilden Abendwind;
Ach Ceres, wo iſt jetzt dein Kind?

Der Wagen führte ihn durch einen Weg voll unbeſtimmter Geſtalten, die ſich wie abgelöſte Schatten von Menſchen rings drängten zu einem Fluſſe, auf deſſen dunklen Wellen ein Nachen von einem Greiſe langſam übergefahren wurde. Der Wagen aber fuhr durch das Waſſer in eine Halle voll feuriger Erſcheinungen und ſeltſamer Qualen. Aber ſein Mitleid vertheilte ſich zwiſchen ſo vielem, daß er keines Einzelnen

mehr denken konnte, als der Wagen ſchon wieder emporfuhr und aus derſelben Pforte zu den klagenden Chören heimfuhr, wo der Entführer ihm einen grünen Schleier überwarf, ihn aus dem Wagen hob und durch die Pforte mit Wagen und Pferden ſich fortflüchtete. Mit Freudenmelodie ſangen die Chöre:

Sie kehrt zurück im grünen Kleide,
Die Mutter ſieht in ſelger Freude
Sich und das Kind verwandelt ſtehn,
Ach Jungfrau wie iſt dir geſchehn,
Die neue Saat iſt aufgegangen,
Von treuem Boden feſt umfangen,
Und auf dem Stroh, da liegen Trauben
Und laſſen ſüßen Saft ſich rauben,
Der Erde iſt Proſerpina vermählt.
Den Bacchus hat die Ceres ſich erwählt.

Ceres, die Fürſtin trat jetzt liebkoſend zu Johannes-Proſerpina und ſprach:

Seht, täglich kann mich Bacchus jetzt erfreuen,
Den ich in ſeltner Stunde ſonſt nur fand,
Er kann der Jugend holde Zeit erneuen,
In ſeiner Liebe dauernd gleichem Brand,
Wetteifern kann ich noch in Fruchtbarkeit
Mit meiner Tochter in der reichen Zeit;
Du Tochter haſt es mannigfach empfunden,
Den Lebenshaß, der in dem Becher brennt,
Die Fülle und die Leere aller Stunden,
Was die Geſchlechter wechſelnd eint und trennt.

Ich Ceres lehrte da den Bau des Korns
Und endete die Zeit des Liebeszorns.
Nicht mehr bedarfs der Amazonen Waffen,
Das Weib zu ſchützen gegen flüchtge Luſt,
Sie kann im Hauſe gleich dem Manne ſchaffen,
Er ſchützt das Kind an reicher Mutterbruſt,
Denn wie nun Saat in Jahres Glauben glüht,
So iſt die Eh im heilgen Kreis erblüht.

Die Chöre führten in jubelndem Geſange dieſe Lehre weiter aus, wie durch den Ackerbau die Ehe entſtanden, wie der Genuß der wilden Luſt des Weines dadurch zu gleichmäßiger Freude durch das ganze Jahr vertheilt ſei, ſie beſangen die Vermählung der Ceres mit dem Bacchus, der Proſerpina mit dem Pluto.

Nach dem Ende dieſes Chors führte die Fürſtin den neugeweihten Johannes in ein Seitenzimmer, damit er ſich ausruhe. Johannes ſank auf ein Ruhebett, doch als er ein wenig ſich erholt, beſchäftigte die neue Lehre alle ſeine Aufmerkſamkeit, es that ihm unendlich weh, daß ſeine Liebe, die ihn ewig an den Pfalzgrafen mit allen Kräften, mit aller Luſt kettete, dem Zwange der äußern Welt, den Bedingungen des Fortlebens in Saat und Ernte, ihre Dauer ſollte zu danken haben, daß die Welt glauben könne, die Noth ſei dauernder und mächtiger als die Liebe. Er brach endlich das Schweigen, indem er fragte:

Johannes.

So wiſſen jetzt die Frauen, daß ich kein Mann.

(Sie nimmt ihm die weiblichen Kleider ab.)

Fürſtin.

Nein, niemand es auf Erden wiſſen kann
Als ich allein, mir hats der Gott vertraut,
Die Frauen meinen, daß du eine Braut
Vom Lande ſeiſt, die zum Geheimniß kommen,
Weil vor dem Hochzeitfeſte ihr beklommen,
Dies war die Lüge, warum ich dich verſchleiert
In unſre ſieben Künſt hab eingeweihet,
Sonſt muß ſich nackt die Neugeweihte zeigen,
Zum Zeichen wie ſie aus dem Nichts entſteigen.

Johannes.

Und euer Alles will mir nicht genügen,
Die Liebe iſt mir mehr als das Vergnügen,
Die Liebe ſcheint mir mächtiger als Noth,
Sie trotzt den Jahren, ſie trotzet ſelbſt dem Tod,
In ihr iſt gar kein irdiſches Vergehen,
Wie konnt ihr Bund mit leichter Saat entſtehen,
Die Wind und Regen von dem Acker treibt,
Vergeht die Welt, die Liebe übrig bleibt,
Wie eine neue Sonne aller Weſen,
Wovon die Welt zu neuem Sein geneſen.

Fürſtin.

Dir ſcheint es ſo, du kennſt die Sehnſucht nur,
Die unerfüllt vergeht wie die Natur

Und rieſenhaft des Amors Bild dann ſteigert,
Doch ſolcher Hoffnung ſich die Erde weigert,
Gar unbefriedigt dem Genuß zu leben,
Dies iſt das Höchſte, was wir hier erſtreben,
Nur wie dies Streben alle Kräfte regt,
In Krieg und That die ganze Welt bewegt,
Das iſt der tiefe Sinn vom Kriege zu Eleuſis,
Uns dies der höhern Ordnungen Geheimniß.

Johannes.

Mir ſagtet ihr das Gegentheil vom Frieden,
Der vor dem Eheſtand die Welt gemieden.

Fürſtin.

Du haſt der erſten Weihung Heimlichkeit
Vernommen. Glaub nur nicht an die Erbärmlichkeit.
Sie iſt nur denen gut, die nichts vertragen,
Die Abends ihren Männern alles wiederſagen,
In alter Zeit, da mocht es wichtig ſein,
Die ſtreitge Welt dem Eheſtand zu weihn;
Der Ackerbau konnt die Bedingung leihn,
Proſerpina war da ein Bild des Eheſtands,
Der Saat, die ſich vertraut der heilgen Treu des Lands.
Nachdem die Tochter mit der Erd verbunden,
Als neue Saat den Weg zum Licht gefunden,
Da ſchenkte Bacchus erſt den höchſten Becher,
Der ſelge Sehnſucht füllt in alle Zecher,
Da ſpielten Lebenshaß und Liebesflammen
In Götterthaten ſchön vereint zuſammen,

Und Ceres wird der höhern Weihung Bild,
Der Liebe, die ſo frei durch alle quillt
Und alle nährt und alle Thaten weckt,
Der Frauenliebe, die den Ritterſtand entdeckt,
Die nimmer unterthänig iſt dem Manne,
Die nicht geſetzlich ſteht in einem Banne,
Die frei der höchſten Ehre ſich ertheilt,
Die nur im Thatenrufe wird ereilt,
Der Ehre, die aus nordiſchem Heidenthume
Das Chriſtenthum erweckt zu neuem Ruhme,
Der Ehre, die vom Chriſtenthum verſchmäht,
Doch mit des Kreuzes heilger Fahne weht,
Die mit dem Chriſtenwort der Liebe ſpielt
Und nach dem Zorne doch ganz heimlich zielt.

Johannes.

Wie aber kann die Liebe, die ſich bindet,
Noch ehe ſie das Herz des Manns ergründet,
Die von dem Blick, dem Wort ſo ganz regiert,
Nur eine Demuth in dem Herzen ſpürt,
Ihm ganz zu dienen mit des Lebens Freude,
Sich angelobt in einem heilgen Eide,
Wie kann ſie außer ſich noch anders denken,
Ob der Geliebte mag die Welt einſt lenken.

Fürſtin.

Darum iſt auch die Ehre ein Betrug,
Für jede Frau, die in Begeiſtrung klug,

Betrügt ſie den Betrug, ſo iſt ſie klüger
Und ihre Liebe iſt der Preis vom Sieger,
Ja freie Liebe iſt der Ehre Preis,
Gefahrvoll iſt die Bahn und glatt wie Eis,
Nicht Liebe, die von Schönheit überwunden,
Nicht Liebe, die durch Wolluſt iſt gebunden,
Nein Liebe, die aus freiem Urtheil ſchenkte,
Wo Thatenruhm die ernſte Wage ſenkte;
Ich ſag es aus, ich habe es durchſchaut,
Auf Ehre wird ein neuer Glaub erbaut,
In dem das Chriſtenthum ſich einſt verliert,
Der herrſcht dereinſt, der's dieſe Bahn geführt,
Sei du der Weltfürſt, zeig im Römſchen Glanze
Dich ſelbſt der ganzen Welt im Ehrenkranze,
Setz Ritterehre auf den geiſtgen Thron,
Die Liebe unterwerf ihr ſelbſt mit Hohn,
Gieb dich der Liebelei nicht ſelber hin,
Sie ſchwächt, ſie blendet unſern innern Sinn,
In Thaten ſuche deiner Liebe Lohn,
So kämpft der Pfalzgraf auch für deinen Thron,
Was er gethan wird deiner Krone Strahl,
Dein Wort wird Fleiſch, dein Wille ſcharfer Stahl,
Sein Schwert vernichtet was dir widerſteht
Und einigt Völker, die dein Geiſt erhöht.

Johannes.

Unendlich weit liegt das von meinem Herzen,

Du

Du ſprächſt nicht ſo in meiner Sehnſucht Schmerzen,
Der Name ſchon mein heißes Blut bewegt,
Die lang verhaltne Flamme hoch aufſchlägt.
Der Pfalzgraf? Sprich, wie kann ich ihn erſtreiten,
Wo iſt der Weg, der mich zu ihm kann leiten?
Verlang der Thaten ſchwerſte heut von mir,
Nur ſchone ſein, daß ihn kein Schmerz berühr,
O du weißt alles auf des Dreifuß Gluth,
Verkünde mir, wo iſt das junge Blut,
Zu deinen Füßen ſieh mich jammernd liegen.

Fürſtin.

Ich weiß es nicht, ich könnte dich betrügen,
Doch was ich dir als Prieſterin verkündet,
Das iſt gewiß auch in der Welt begründet,
Du ſiehſt ihn hier, doch ob er ſelbſt erſcheint,
Ob nur den geiſtgen Blick das Wort gemeint,
Das kann ich dir nur nach der Weihung ſagen,
Denn meine Hand muß dich berührend weihen,
Den Sternen gleich dir höhere Kräfte leihen.

Johannes.

Ach meine Seele iſt ſo dumpf geſtimmt,
Daß ſie von deinem Willen nichts vernimmt,
Wie kann ich ruhn in dieſer Wechſelfluth,
Die meine Adern füllt und leert mit Blut,
Ich ſoll ihn ſehn, ſo hallts in meinen Ohren,
Da ſagſt von Näh und Ferne mir dem Thoren.

Ach ſäh ich ihn auf eines Berges Spitze,
Daß er ein Kind mir ſchien am fernen Sitze,
Was fragte ich danach, ich wär ihm nah
Mit meinem Glauben, daß er wieder da.

Fürſtin.

In anderm Sinn hab ich das Wort gedacht,
Die Weihung hat dir manchen ſchon gebracht
Zu Fernen, wo kein menſchlich Auge reicht,
Die ganze Körperwelt dem Geiſt entweicht,
Du ſiehſt die Nähe nicht und ſiehſt die Ferne,
Vergißt die Erde, lebſt auf einem Sterne
Und freuſt dich der Bewohner Seltſamkeit.

Johannes.

Vielleicht iſt mir der Pfalzgraf auch ſo weit;
Weh mir! O welche Leere nach der Fülle,
Kaum fühle ich, daß noch in mir ein Wille,
Wenn er ſchon fern von dieſer grünen Erde,
Erlöſe mich von zögernder Beſchwerde.

Fürſtin.

Ruh aus und ſuche dich mit Ernſt zu faſſen.

Johannes.

Ach ohne ihn muß ich das Leben haſſen,
Du biſt allwiſſend, biſt für alle klug,
Weh mir, daß ich je Männerkleider trug,
Weh mir, daß ich zu hohen Ehren ſtieg,
So ſchmälger iſts, daß ich in Gram erlieg.

Proſerpina ſteht vor dem Geiſterweg,
Ich geh ihm nach, wo alle ziehn hinweg,
Ich will ihm folgen, ihn gefangen nehmen,
In meinem Kuſſe ſoll er ſich nicht ſchämen.
Was ich noch nie gethan. ich thu es jetzt,
Wie deine Lieb mein Herz mit Wonne letzt.

Fürſtin (vor ſich).

Sie ſchwärmt, es wirkt des Trankes Kraft jetzt nach,
Sie ſinkt in Schlaf, jetzt eil ich, eh ſie wach,
Die Hände in geheimen Schwung zu bringen,
Der alle Sterne mir zum Dienſt muß zwingen,
Mag ſie hell ſehend jetzt mich auch erkennen,
Was hilft es ihr, ſie muß mir dennoch gönnen
Die Übermacht, die ihren Willen zwingt,
Kein andres Mittel ihren Geiſt umſchlingt,
Umſonſt hab ich die Wolluſt ihr gezeigt,
Sie blieb mir innerlich ſtets abgeneigt,
Ein Zeitvertreib ward ich dem ſtolzen Kinde,
Und nur zerſtörend reich ich ihr die Binde,
Die ihrer Flügel mächtge Schwingen lähmt,
Die meiner Liebe jenen Jüngling zähmt,
Der in den Feſſeln mir noch ſtolz befiehlt,
Wie ſie ſchon jetzt die mächtgen Zauber fühlt,
Ihr Aug wie todt, wie folgt die Hand dem Strich,
Durch ihres Herzens Grube ſieht ſie mich; —
Gewiß iſt ſo der Blumen tiefes Schauen,
Wie ſie auch ohne Aug der Sonn vertrauen,

Zu ihr die goldnen Häupter freudig wenden
Und neu erblühn in liebevollen Händen;
Gewiß iſt ſo der Erze ſchimmernd Malen,
Wenn ſie das eigne Bild zu uns hinſtrahlen,
Sie faſſen es in ihrem Auge auf,
Auch ihnen hat die Sonne einen Lauf.
Jetzt will ich ihr den goldnen Spiegel zeigen,
Ob ſie mir ſchon bezwungen iſt und eigen.

(Zu Johannes.)

Jetzt ſage mir, welch Bild iſt in dem Spiegel?

Johannes (im magnetiſchen Schlaf).

Ein Engelbild, doch ohne ſeine Flügel.

Fürſtin.

Die Antwort iſt mir fremd, ich muß doch ſehen,
Was ſie darunter eben mocht verſtehen.

Johannes.

Ich ſeh ein böſes hochbegabtes Weib
Und das biſt du, jetzt bleibe mir vom Leib.

Fürſtin.

Iſt das mein Dank und doch ſollſt du mich küſſen,
Du willſt es nicht und dennoch ſollſt du müſſen.

Johannes.

Ich küſſe dich ſo wie ein heißes Eiſen,
Die Jungfrau kann die Unſchuld dran beweiſen,
Wenn nicht die Gluth auf ihren Lippen brennt,
Weh mir, daß dich mein Herz ſo ſchrecklich kennt.

Fürſtin.

Du ſollſt mich bald noch näher kennen lernen.

(Sie ruft.)

He Chryſoloras bring den Pfalzgraf her
Und auch ein Meſſer, das geſpitzt und ſchwer.

(Zu Johannes.)

Nimm dieſes Meſſer feſt mit beiden Händen,
Du ſollſt heut des Geliebten Leben enden,
Wenn du vorher ihm ſtreng geboten haſt,
Daß er mich liebt und daß er dir verhaßt.

Johannes.

So Schreckliches ward nimmer mir geboten,
Wie ſehnlich ſeh ich hin nach allen lieben Todten,
Die uns mitleidig hier umſtehn und trauern.

Fürſtin.

Noch ein ſolch Wort, ſo kann ich hier nicht dauern,
Es wird der Athem mir gewitterſchwer,
Zum Glück tritt der geliebte Knabe her.

(Der Pfalzgraf tritt gebunden mit Chryſoloras ein.)

Pfalzgraf

O endet endlich die Gefangenſchaft,
Ich brenne auf in meiner eignen Kraft,
Wie habet ihr mein Zutraun ſo mißbraucht,
Wie habet ihr in Trübſinn mich gebraucht,
O wär ich unterm Dolch des Freunds gefallen,
So könnte ich doch jetzt mit Geiſtern wallen.

Fürſtin.

In meiner Liebe wirſt du wieder frei,
O ſchwör mir heilige Rittertreu
Und zieh zu meiner Ehr durch alle Lande.

Pfalzgraf.

Das wäre meinem Herzen eine Schande,
In feigem Zwang ſollt ich die Ehre ſuchen,
Nie lieb ich euch, ich möchte euch verfluchen.

Fürſtin.

Du ſchwärmſt, der Schönheit ſeis verziehen heut,
Doch hör den Freund, er endet unſern Streit.

Pfalzgraf.

Du hier mein Freund, o laß dich heut umarmen.
Ein Meſſer zeigſt du, haſt noch kein Erbarmen?

Johannes.

Du ſollſt die Fürſtin lieben und mich haſſen,
Sonſt mußt du mich auf ewge Zeit verlaſſen.

Pfalzgraf.

Das ſpricht dein Mund, ſo kann mein Freund nicht rathen,
Dem Mund entkeimen dieſer Fürſtin Saaten,
Verläumdung hat mein Herz von mir gewendet.

Fürſtin.

Wenn er nicht folgt, ſei ſein Geſchick beendet,
Durchbohre ihn mit deinem ſcharfen Stahl.

Johannes.

Ich tödte dich in meiner höchſten Qual.

Pfalzgraf.

Seit Ehr und Freund an einem Tag verloren,
Iſt dieſer Leib mir ſchwere Laſt;
Die Nacht iſt ſchwarz, dem Licht war ich geboren,
Dies argwohnvolle Leben iſt mir ganz verhaßt.

Indem Johannes nach ihm ſtach, entriß ihn die Fürſtin der Gewalt, daß er nur leiſe geſtreift wurde.

Fürſtin.

Ich bin ſo grauſam nicht wie deine Freunde ſind,
Du ſpotteſt mein, doch lieb ich dich mein Kind,
Jetzt ſiehſt du doch, daß es ihm Ernſt geweſen,
Von einem Rauſch wär er jetzt lang geneſen.

Pfalzgraf.

Ich fliehe fort und kann es noch nicht glauben,
Daß mir mein Freund das Leben wollte rauben;
Dies Leben, das ſo tauſendmal ihm eigen,
Sich nur in ſeinem Dienſte ſollte neigen,
Es iſt als ob ein fremder Zaubergeiſt
Den armen Freund an Höllenketten ſchweift.

(ab.)

Fürſtin.

Die Liebe macht oft ahnend, nicht geſcheit,
Was denkſt du mein Johannes von der Zeit,
Was dir geſchieht und was der Pfalzgraf meint,
Obs nicht als Widerſpruch auch dir erſcheint.

Johannes.

Wie Ketten, die in Höllengluth verbunden,
So ſchau auch ich in unſrer Zeit die Böſen,
Die Guten ſind von ihnen ganz geſchunden
Und keiner kann den anderen erlöſen,
Und keiner kann den anderen verſtehen,
Verzweifelnd müſſen ſie zu Grunde gehen.

Fürſtin.

Warum? Woher in Guten dieſer Zweifel?

Johannes.

Viel Götter giebt es und nur einen Teufel.

Fürſtin.

Nicht ohne Scharfſinn iſt der Spruch gedacht,
Der Böſen Einheit ſie ſo ſchrecklich macht,
Darum iſts groß auf allen böſen Wegen
Gleich mir des Guten reichen Samen legen,
Die Böſen ſtrafen in der eignen Kraft,
Die nebenher auch mir Vergnügen ſchafft,
Ich ſpiel mit ihr und kenn die Katzenpfoten,
Ich zwang ſie oft, ſie hat mir nie geboten,
Und Chryſoloras ſelbſt iſt mir gezwungen
Und muß mir unterrichten meine Jungen;
Nicht wahr ich bin ein halber Gott, Johannes,
Daß ich mich ſo bemächtigt dieſes Mannes.

Johannes.

Wiſſ', jeder Böſe iſt ein ganzer Teufel,
Und noch kein Guter war ein halber Gott,

Da zeiget ſich ein neuer Glaubenszweifel,
Umſchlingt uns mit verführeriſchem Spott,
Viel Götter würden einen Teufel zwingen,
Doch will es allen Guten nicht gelingen.

Fürſtin.

Warum? Woher in Guten dieſer Zweifel?

Johannes.

Ein Gott nur lebt und viele, viele Teufel.

Fürſtin.

Faſt ahne ich, du rechneſt mich zur Schaar,
Die einſt bei Gott in ſeinem Himmel war.

Johannes.

So weit hinauf kann denkend ich nicht dringen,
Mir iſt, als ob am End der Welt wir gingen,
Da ſchwindelt mir, wo ich den Fuß ſoll ſetzen,
Denn ſäh ich ihn, ſo wärs ein leeres Schwätzen
Vom End der Welt, und ſind ich keinen Platz,
So bin ich nichts durch dieſen einen Satz.

Fürſtin.

Nun wirſt du dumm, jetzt thue, was ſich ſchickt,
Lies, unterzeichne, Siegel beigedrückt,
Friſch, ſchnell, beſinnen darfſt du dich hier nicht.

Johannes.

Ich weiß doch nicht, wer in dem Briefe ſpricht,
Denn der Johannes nimmer dies gebot,
Ach wäre mir der Kopf nur nicht ſo todt! —

Hier ſend ich Raphael zu König Otto hin,
Daß er bezwing den kriegeriſchen Sinn
Der Italiener mit den deutſchen Schaaren,
Italien wird dabei nicht beſſer fahren; —
Hier ſage ich, daß ich nicht recht bei Troſt,
Es wühl in mir ein heftger Fieberfroſt,
Der Fürſtin ſei die Pflege anvertraut
Des ſchwachen Leibes, bis ihn neu erbaut
Die Medizin des Arztes Chryſoloras, —
Er ſoll entſcheiden, wo hier Ernſt, wo Spaß
In meinen Reden; — wo ich träumend rede.
Der Brief verkündiget den Fürſten Fehde;
Und dieſer giebt mir gar ein Elternpaar,
Das in der Seele ſo verhaßt mir war! —
Marozia ſollt meine Mutter ſein?
Das wäre doch von dem Geſchick nicht fein,
Raphaels Vater ſei der meine? — welche Lüge,
Trag ich den kleinſten ſeiner ſchwachen Züge?
Spricht nur ein Wort zu ihm aus meinem Herzen,
Wie kann ich doch mit mir ſo ſchrecklich ſcherzen.

(Er unterzeichnet und beſiegelt.)

Fürſtin.

Und dennoch werden ſie es beide glauben,
Ein Feind thät ihren Sohn früh ihnen rauben,
Er wär in gleichem Alter jetzt mit dir,
Und du ſtehſt jetzt in höchſten Ehren hier;

Es ſchmeichelt ihnen, daß ihr Sohn du biſt,
Und Raphael, der widerſprach der Liſt,
Wird jetzt entfernt zu fernem deutſchen Land,
Wohin zu mächtgen Höfen er geſandt,
Der für dich eine Kaiſerkrone liebt,
Indeß Marozia das Volk dir übergiebt;
Wer hindert dann, Italien zu gewinnen,
Die Zeit iſt reif, es gilt hier kein Beſinnen.
Der Morgen graut, ich muß dich niederſenden
Zum hohen Schloß, eh meine Kräfte enden,
Komm Chryſoloras, führ den Papſt nach Hauſe,
Doch ſchnell, damit die Kraft ihm nicht verbrauſe,
Hier iſt der Schlüſſel zur geheimen Thür,
Wodurch der Pfalzgraf floh und kam zu mir,
Als ihn Johannes in der Nacht bedroht.

Johannes.

Da ſehe ich den Anfang meiner Noth,
Und kann es jetzt doch gar nicht mehr begreifen,
Wie weit ich von der Wahrheit konnt abſchweifen.

(Chryſoloras kommt.)

Chryſoloras.

Verwundre dich ein andermal, jetzt fort,
Ich wollt, wir wären ſchon am ſichern Ort.

Johannes folgte dem Chryſoloras wie der Fürſtin, denn beide hatten durch den magnetiſchen Schwung gleiche Gewalt über ſeinen Willen gewonnen; er ging

wie ein Wachender die gewohnten Wege zum Schloß hinaus und den Berg hinunter, doch sprach er nicht mehr, als Chrysoloras ihn anredete. Die Fürstin sah ihm einige Zeit nach, dann wurde sie von dem Schlafe im Fenster überwältigt. Johannes war in diesem Augenblicke an derselben Stelle, wo ihm der Goldschmid, als er vom Berge herabkam, den ersten Liebesbecher reichte, er sank an dem Sitze vor dem verschlossenen Hause jetzt einschlafend nieder, und kein Rütteln des Chrysoloras vermochte es, ihn wieder emporzubringen. Chrysoloras empfand einige Besorgniß, er war allein und fürchtete sein Erwachen aus dem magnetischen Schlafe, wenn er wieder zu halbem Willen gekommen, deswegen eilte er nach dem päpstlichen Schlosse, um eine Sänfte und Wachen zu holen, und überließ ihn inzwischen seinem Geschick.

Johannes erwachte sehr bald, aber in einer Ermattung, daß er sich kaum aus der unbequemen Krümmung herausheben konnte, in welche er einschlafend gesunken. Wie er an diesen Ort gekommen aus dem Gemache der Fürstin, wo sie ihm von der Vermählung der Ceres und des Bacchus erzählt hatte, konnte er nicht begreifen, aber es kümmerte ihn auch in seiner Schwäche wenig, er lebte nur mit den Augen in der Welt und beschaute, was ihn umgab.

Die Ernten durchkreuzen sich eigen in Italien; die Trauben, welche an Ölbäumen häufig empor-

ranken, werden früh geleſen, oft gleichzeitig mit dem Korn, das zwiſchen den Bäumen wächſt; ſo fällt Ernte und Weinleſe, ihre Luſt und Arbeit zuſammen, und Johannes ſah im Aufhellen des Morgens ſcheinbar eine Fortſetzung des geheimen Feſtes von der Vermählung der Ceres mit dem Bacchus. Was dazwiſchen lag, wie er im Hellſehen den Pfalzgrafen geſprochen, wie er die Fürſtin in ihrem Verrath erkannt, welche Schriften er unterzeichnet, das alles war ihm wie ein Traum entfallen. Nur die Vorſtellung der Eleuſinien beſchäftigte ihn, die uralten Scherze der italieniſchen Landleute, ihr Bacchusrufen, da ſie doch von keinem Bacchus mehr wußten, wie ſie einen nackten Knaben zum Eintreten der Trauben in die Butten ſtellten, wie ihre gefleckten Hunde, den Leoparden ähnlich, den verſprißenden Saft leckten, wie die Schnitterinnen junge Rehe im Korn fingen, dabei das Tamburin ſchlugen, die Ländlichbewaffneten gegen jeden feindlichen Überfall, alles erinnerte ihn an die alte Religion des Bacchus, und das Chriſtenthum ſchien nur ein äußerer Schein der Leute in den Städten zu ſein, eine Schulweisheit, die nicht ins Leben eingedrungen.

Da trat ein alter Geiſtlicher, der Einſiedler vom Berge, den Weg einher nach der Stadt, ein Reh mit buntem Bande ging vor ihm her, er trug in beiden Händen ſorgſam ein gefülltes Kelchglas, die Gabe ei-

nes beglückten Winzers. Er ſchien in ernſter Betrachtung; dennoch ging er nicht gleichgültig an dem blaſſen ſehr erſchöpften Johannes vorüber, ſondern grüßte ihn freundlich.

Geiſtlicher.

Gelobt ſei Gott, Ihr ſcheinet krank zu ſein,
Ich biet zur Stärkung Euch den Becher Wein.

Johannes.

Ich dank Euch Herr, mir ſchaudert bei dem Wein,
Ich trank zu viel, das macht mir ſchwere Pein.

Geiſtlicher.

Das war nicht recht, den heilgen Gnadenwein
Soll man mit Andacht und Gebet nur trinken,
Doch kenn ich junge Leute — wo Gläſer winken,
Da mögen ſie ſich gern in böſer Luſt erhitzen,
Doch lieber Freund, da kann der Wein nicht nützen,
Da treibt der Teufel gleich ſein arges Spiel.

Johannes.

So trank ich ohne Segen, doch nicht viel,
Ich wollt, es gäbe keinen Wein auf Erden
Und auch kein Korn, wir nährten uns von Heerden,
Da möchte Gottes Segen wiederkehren,
Doch Ceres, Bacchus, alle Welt verzehren.

Geiſtlicher.

Nicht doch mein Sohn, du biſt ſchlecht unterrichtet,
Wer hat ſo böſen Traum dir aufgedichtet?

Im Erntesegen liegt so hoher Sinn,
Ich sehe betend auf die Hügel hin,
Mir ist, als ob ein Engel sich verkünde
Im Morgenlicht, daß ich davor erblinde.

Johannes.

O sagt mir mehr, es wird mein Herz mir neu,
Verkündet mir wo Gottes Segen sei,
Mir ist, als ob der Zufall sei der Meister,
Er mischt den Körper und er mischt die Geister,
Und Geist und Körper sind dasselbe Wesen
Das Wohlsein hofft und nirgend kann genesen,
Das Körper greift, wenn es den Geist will fassen,
Zu Geist verflüchtigt, wo die Körper passen,
Ein Wahrheitfinden, wo es täuschen will,
Und leere Täuschung in der Wahrheit Hüll,
Ein ewges Deuten und nichts offenbar,
Das Denken nichts als Kreislauf mit dem Jahr,
Ein Blühen, das unendlich viel verspricht,
Und Frucht, die Halme braucht und Äste bricht.

Geistlicher.

An goldnen Saaten trägt so schwer die Erde,
Die Früchte senken wohl den schwachen Ast,
Das Gras versteckt die wollenschwere Heerde,
Die Erde trägt doch gern des Reichthums Last,
Weil sich der Mensch im Reichthum ihrer freut,
Und sie dem ewgen Geist erkennend weiht.
Ihm schuf sie Gott, sie sinnend anzubauen,

Er ſoll veredlen jeder Thiere Art,
Die Saat erzieht den Menſchen zum Vertrauen,
Daß er mit Glauben ſeiner Ernte wart,
So iſt des Körpers und des Geiſtes Band,
Sie ſtiegen beide einſt aus Gottes Hand.

Doch wenn ſie beide ſtreitig ſich entzweien,
Wer wird vermitteln dieſen innern Krieg,
Wer wird die Sprache jetzt ſchon beiden leihen,
Daß in Vermittelung des Friedens Sieg.
Die Nacht verſchwebet wie Morgenſturm im Baum,
Die Blätter ſtillen ſich im Sonnentraum.

Es ſchwebt ein Glanz hoch übern Gold der Ähren,
Sie tauchen nickend in den Segen ein,
Ein Engel weint die hellen Freudenzähren,
Es glänzt die Flur von milden Thaues Schein,
Die Hirten lächeln tränmend ſtill hinein,
Sie wiſſen nicht, wie nah der Herr mag ſein.

Dem Engel geht ein Lamm ſo ſtill zur Seite,
Das trägt ein Kreuz und blickt zu allen mild;
Die Schäflein ſehen auf, was das bedeute,
Sie freun ſich an des Lammes lieblich Bild,
Die Menſchen ahnen träumend, wer es ſei;
Der Herr iſt nah, erwache Feldgeſchrei.

Es naht der Herr in dieſes Tages Frühe,
Im Ernteſegen naht uns heut der Herr,
Er lohnet uns Vertrauen, Liebe, Mühe,
Er giebt ſich ſelbſt für uns, ſo lohnet Er.

Die Vögel fliegen jubelnd aus dem Neſt,
Wir danken Gott im reichen Erntefeſt.
Iſt goldne Zeit der Ernte erſt gekommen,
Die jubelnd froh den Waizenwagen lenkt,
Dann wird auch bald der fromme Sang vernommen
Und wird im Brod des Herren Leib geſchenkt,
Mit Weinlaub ſchließet ſich der Erntekranz,
Des Herren Blut verkündet Traubenglanz.
Hat euch der Herr im Reichthum ſich verkündet,
In ſeiner Ernten ſchöner Mannigfalt,
Verkündet ihn den Armen und begründet
In freien Gaben göttliche Gewalt;
Dem Schwachen ſchenkt den Wein zur letzten Gab,
Der Weinſtock iſt des Pilgers Wanderſtab.
Der Wanderſtab zu jenem lichten Bogen,
Der ſich im Traume über uns erſchloß,
Zu jenem Himmel, dem wir ſind erzogen,
Wofür der Herr ſein treues Blut vergoß,
Gedenk des Herrn bei jedem Becher Wein,
So kehrt der Herr im Geiſte bei dir ein.

Der Geiſtliche erhob das mit rothem Wein gefüllte Kelchglas, die aufgehende Sonne ſchien daraus hervorzuſchweben, Johannes fühlte ſich durchdrungen von des Einſiedlers Glauben und ſprach, indem er niederkniete:

Johannes.

Jetzt fühl ich, Sonne, daß du mir ein Zeichen biſt,
Das Allerheiligſte in dir erſchienen iſt,

Du ſcheinſt wohl über Land und Meer ſo klar,
Dem Gläubgen zeigſt du nur, was recht und wahr,
Er kennet keinen Zufall in der Welt,
Daß du dich übern Kelch ſo hell geſtellt,
Das iſt ein Wunder ſeines innern Lebens,
O Herr, o Herr, ſo ſtrebt ich nicht vergebens,
In dir ſoll ich dereinſt noch Gnade finden,
Du willſt mich aller Schuld dereinſt entbinden.

In dieſer gläubigen Geſinnung wollte ihm der Geiſtliche den Kelch reichen, da trat Chryſoloras mit einem prachtvollen Tragebette und der Wache hinzu, der Geiſtliche wurde fortgedrängt, Johannes war zu ſchwach zum Widerſtehen, er wurde auf das Tragebett gelegt und ſtillſchweigend unter dem Jammer des Volks: „Unſer ſchöner Papſt iſt krank!“ in das Schloß und auf ſein Zimmer getragen.

5.

Johannes kam in heftigem Fieber nach dem Schloſſe zurück, immer unerklärlicher wurde es ihm, wie er aus dem Schloſſe der Fürſtin nach dem Berge verſetzt worden, am unerklärlichſten, wie Chryſoloras es wage zu ihm zu kommen und ſogar die Fürſtin ganz unbefangen in dem heilig keuſchen Schloſſe, als es ſpäter geworden, ſich einfand, ſein Jammer aber war die Furcht vor beiden, wovon er bis dahin keine Ahnung gehabt; er wagte es nicht, ihnen den Eintritt

zu verſagen, ſo unangenehm ſie ihm waren, ja ſeinen Unmuth ihnen auszudrücken, nach der Urſach ihrer Anweſenheit zu fragen, fühlte er ſich zu ſchwach, die Augen der Fürſtin drängten jeden aufwallenden Unmuth zurück, ihr Wille konnte ihn einſchläfern.

Die unterzeichneten Befehle hatten inzwiſchen ihre Beſtimmung erfüllt, Raphael war wegen der Krankheit nicht vorgelaſſen und ohne Abſchied eilig zum König Otto nach Deutſchland abgereiſt, ſeine kriegeriſche Hülfe gegen die italieniſchen Fürſten zu erflehen; er fand ſich durch den Auftrag hoch geehrt und wurde darum beneidet. Nach ſeiner Abreiſe hatte auch Marozia die Nachricht von dem wiedergefundnen Sohne erhalten, daß es Johannes ſei, ihr Sohn beherrſchte die Chriſtenheit wie ſie Rom; — dieſer Triumph hemmte jeden Zweifel, ſie hätten ſich nichts Froheres erlügen können. Ihrem alten Raphael ließ ſie keine Zeit, ſich zu rüſten, doch hielt ſie ſich unterweges erzählend, denn ſie war die beſte Erzählerin Roms, ſo lange auf, daß ſie ſich am Schloſſe mit ihm begegnete und daß ſie zuſammen den verwunderten Johannes mit ihren Liebkoſungen überhäuften, der es nur auf Befehl der Fürſtin eingeſtand, er ſei wirklich ihr Sohn, er habe es jetzt erſt vernommen und ſein Herz ſei von Freuden erfüllt. Marozia ließ jetzt Niemand mehr zu Worte, ſie erzählte, wie unruhig es bei ſeiner Geburt zugegangen, was jeder geſagt, wie jeder gekleidet geweſen;

zuletzt kam sie auf seine Krankheit und sagte ihm auf den Kopf zu, er lebe zu keusch, dies sei sein Übel. Und diese Frau beherrschte Rom? Weil sie gemein, aber vollständig gemein war und deswegen keine nothwendige Ansicht der Dinge, keinen Wunsch der Noth und Gemeinheit übersah; dies aber bedarf jeder, der den Anfang einer freien Volksverfassung leiten will; — darin lag außer ihrem Reichthum ihre Gewalt, die von der Gewohnheit jetzt fester als je begründet war und gegen die aller Geist der Fürstin nichts vermochte, weil das Vergnügen und der Überdruß sie den wechselnden Leidenschaften hingab, welche ihr das allgemeine Zutrauen entrissen. Die Römer strebten damals sehr ernstlich nach alter freier Verfassung, ihr Widerstand gegen Päpste und Kaiser, die Feststellung ihrer Staatsverfassung gab vielleicht den ersten Anstoß der großen Wellenbewegung, welche im Freiheitsstreben der Städte Deutschlands und Italiens eine neue Bildung über Europa führte. Wenn es uns erlaubt ist, zuweilen das große Leben der Welt zu ahnen, warum sollten wir das Verderbniß, die Schwäche der Päpste jener Zeit nicht eben darum nothwendig glauben, um diese ersten Regungen freier Zeit vor jeder Hinderung zu schützen. In der ersten Unterredung wurde dieses Ältern paar dem armen Johannes schon zum Gräuel, er haßte und verachtete sich selbst, daß er in solcher Schande seinen Ursprung genommen, aber er durfte

ſich auch alles gegen ſie erlauben, ſeine Umgebung erhielt durch Marozia das Anſehen einer Narrenmaskerade, nichts kränkte ſie, alle Diener zog ſie in das Geſpräch, ihr gehorchten bald alle, und Johannes wünſchte mit Sehnſucht den Augenblick, wo er mit der Fürſtin, die ſein pflegte, allein ſein konnte, gegen die Mutter ſchien ſie ein verwilderter Engel, ein höheres Weſen. Auch dieſer Augenblick der Erlöſung kam, denn Marozia hatte unzähligen Menſchen noch zu erzählen; nun fragte Johannes nach Raphael; — die Fürſtin zeigte ihm ſeinen eignen Befehl, der ihn nach Deutſchland ſendete. Erſt da begann ſeine tiefſte Trauer; vorher hatte er das Zutrauen zu ſeinem Muthe verloren, jetzt glaubte er ſich wahnſinnig, und flehte die umgebenden Menſchen an, ihn nicht zu verlaſſen, ſie möchten ihm rathen, ſein Gedächtniß ſei für ganze Begebenheiten eingeſtürzt, und für vieles ſei in ihm kein Übergang. Nicht weiter verlangte ihn die Fürſtin, er that ihr leid, ſie ſuchte ihn von der quälenden Beobachtung ſeiner ſelbſt, ob er nicht jeden Augenblick in Raſerei verſinke, dadurch zu befreien, daß ſie recht viel vom Pfalzgrafen ſprach, wohin er entflohen; das wirkte, und Johannes unterſchrieb in Trübſinn und Zerſtreuung alle Befehle zur Einleitung des Krieges gegen Pandulph; ihr Wille beſtimmte ihn ganz. So vergingen mehrere Tage. Johannes wurde immer ungeduldiger, das Bett hielt ihn nicht. „Ach,“ ſeufzte

er, „die dunkle Nacht, ſie könnte mir entziehen, wonach die Sinne aller Welt ſich mühen, ich möchte wüthen gegen ihn in Güten, beſchämen möcht ich ihn und Kampf ihm bieten und fangen mit den Waffen in der Hand, und ihn zum Herren machen übers Land.“ Darauf antwortete die Fürſtin mit Wohlgefallen, daß ihre Lehre ſchon fruchte: „So recht, in aller Liebe höchſter Freude gedenk ich ſtets an Thaten recht mit Neide, daß ich die Zeit nicht beſſer brauchen kann, erzwing die Lieb, du wirſt ein ganzer Mann. Sieh her, wie ziehen luſtig dort die Krieger, bald kehren ſie als hochbekränzte Sieger, es dehnt ſich deine Macht, die goldne Roſe des Grafen fällt mit dem Schlachtenlooſe, ſie will auf blutgem Feld gebrochen ſein, hör wie die muthgen Herzen ſcherzend ſchrein.“ — Der Reiterhaufe, welcher gegen die italieniſchen Fürſten auszog, ſammelte ſich jetzt fröhlich vor dem Schloſſe und erhielt ſeinen Sold, der ohne des Johannes Wiſſen auf Befehl der Fürſtin aus dem Verkauf von Kirchengeräthen zuſammengebracht war; Johannes hatte in Trübſinn viele ſolche Befehle unterzeichnet. Es that ihm doch wohl, daß die Leute luſtig ſangen, er hörte ihnen zu:

Reiter.

Wir geiſtliche Ritter ſind wohlgenährt,
Und keiner fürchtet ſich vor ſeinem Pferd,
Wir fürchten nicht Regen, wir fürchten nicht Wind,
Weil wir mit warmer Rüſtung verſehen ſind,

Wir fürchten auch nicht, das Blut zu ſehn,
Weil uns die Feinde all aus dem Wege gehn,
Wir fürchten nicht den Raub und nicht den Tod,
Weil dafür der Papſt das Weihwaſſer bot,
Das chriſtliche Kreuz iſt unſer Speer,
So zieht in die Schlacht das päpſtliche Heer.

Johannes.

Ein friſcher Ton, der aus den Kehlen dringet,
Doch ängſtigt mich der Spielmann, der ſie zwinget
In ſeine Melodie.

Fürſtin.

Ich ſeh ihn nicht.

Johannes.

Du ſieheſt nicht den langen dürren Wicht?
Auf Knochen bläſt er, ſelber ein Gerippe,
Auf ſeinem Rücken hängt die ſcharfe Hippe.

Fürſtin.

Du träumſt.

Johannes.

So ſiehſt du auch den andern nicht,
Der rings in alle Ohren freundlich ſpricht,
Er iſt geſchwärzt, trägt Hörner, Pferdefüß,
Dem einen Ehr, dem andern Gold verhieß.

Fürſtin.

Ich bitte, nimm doch von dem kühlen Trank,
Erfriſche dich, dein Träumen macht mir bang.
Nimm Pfeil und Bogen, wie du ſonſt gethan,
Eh du geſtiegen auf ſo hohe Bahn,

Und ſtatt nach einem Ziel, ſchieß nach dem Wild,
Es iſt das Ziel der Pfeile, weil es mild
Und Niemand ſchaden will; ſo biſt du auch
Gequält von dieſem trüben Geiſterrauch,
Weil du mit friſchem Willen nicht wirſt böſe,
Von dieſer Sanftmuth dich die Jagd erlöſe.
Nun geh und komme nicht zu ſpät zurück.

Johannes folgte ihrem Befehl und ging in unſcheinbarem Kleid auf die Jagd, aber ſeine Gedanken an den Pfalzgrafen waren das Gewild, dem er auf allen Wegen nachſpürte, und es war ihm dazu auf den Feldern und in den Wäldern mehr Anlaß und Ruh als im Schloß; ſo behagte ihm die Jagd und verſenkte ihn immer tiefer in ſeinen Träumereien. Überall ſah er jetzt Geſtalten; alte römiſche Helden, die am Weg begraben, ſahen mitleidig zu ihm hin aus ihren Leichenſteinen, in den Gewäſſern beklagten ſein Schickſal ſchöne Frauen mit grünen Augen, aus den Wipfeln der Bäume riefen andre zu ihm, bei einem verfallenen Amphitheater kämpften zu ſeiner Freude unzählige Sklavenſeelen, aber das alles ſchreckte und erfreute ihn nicht. Nur in einer zerſtörten Burg fand er ſeltſames Behagen, da ſaß Melancholia mit mehreren Kindern an einem verfallenen und doch noch luſtig emporſteigenden Springbrunnen; ſie ſagte ihm kein Wort, ſondern weinte mit ihm, die Kinder aber ſpielten mit ihm und brachten ſpielend Spange und Ring,

die er einst dem Pfalzgrafen geschenkt hatte, dieser aber hatte sie auf der Flucht aus dem Schlosse in der Nacht umherirrend hier wie Sklavenketten von sich geworfen. Johannes meinte, als er die geliebten Zeichen wiedersah, der Freund sei nahe und sende sie ihm, er rief ihn und meinte seine Stimme zu hören, es war aber der Wiederhall an den verfallenen Mauern. Die Sonne sank in glühenden Goldstaub, Niemand kam, es tönte der Fürstin Wille wieder in seinen Ohren: „Komm nicht zu spät zurück," er wollte von der guten Frau, die mit ihm geweint, Abschied nehmen, aber sie war verschwunden; da sang er, indem er die Mauern noch recht betrachtete, während die Kinder ihm Spange sammt dem Ring zum Geschenk reichten:

Nun ade du altes Schloß,
Das da über mir gehangen,
All mein Hoffen und Verlangen
War auch nur ein Wolkenschloß,
Nun ade ihr ewgen Quellen,
Die ich weinend angesehen,
Die da springend sich erhellen,
Wenn der Pfalzgraf her wird gehen,
Höret nicht zu fließen auf,
Denn die Welt hat ihren Lauf.

Nun ade du Berg und Thal,
Die um Waldes Lieblichkeiten
Ihre Felsenarme breiten,
Ihr seid doch wie überall.
Nun ade ihr Kindlein kleine,

Euch alleine will ich grüßen,
Für die Gaben laßt euch küſſen,
Ach ihr wißt nicht meine Qual,
Seid wie friſches Grün im Thal.

Nun ade du Einſamkeit,
Die in ihren Mutterarmen
Sehnlich trug ein tief Erbarmen,
Mich zu tröſten war bereit,
Aber gar nichts konnt erſinnen
Und mit mir fing an zu weinen,
Um in Tropfen zu zerrinnen,
Was ſind Tropfen in dem Meer,
Bin noch nicht an Thränen leer.

6.

Seit dieſem Tage ſpielte Johannes mit der Spange und dem Ringe in der Geſinnung, wie Kinder in ihrem Unverſtande manchem kleinen Geräth von unſcheinbarer Art ihre Liebe zuwenden, die ſie den Menſchen noch nicht auszudrücken vermögen. Sein Geiſt verlor ſich immer mehr in dieſer Träumerei und ſein Wille wurde der Fürſtin und Chryſoloras, den dieſe wegen ſeiner alten Liebe zu Johannes ſorgſam bewachte, immer unterthäniger, während er mittheilungslos der Fürſtin und der vermeinten Mutter Marozia zur Laſt wurde. Dieſe behauptete in ihrer Frechheit, ſeine Dummheit komme vom Vater, ſein ſchöner ſtarker Körper von ihr, ſie nahm ihm jeden Schein von Anſehen, kümmerte ſich wenig um ihn und ſo wucherten Schande und Verachtung durch den Mißbrauch, der

mit ſeinem Anſehen getrieben wurde, wäre Marozia nicht ſeine Mutter geweſen, das Volk hätte ihn nicht geduldet. Seine Geſpenſterſeherei machte ihn zum Gelächter der Knaben. Oft wollte er in eine Kirche gehen, aber immer traten ehrwürdige Geſtalten, Märtyrer, die ihr blutiges abgeſchlagenes Haupt unter dem Arme trugen, heraus und verſagten ihm den Eintritt, daß er mit Angſt fortflüchtete. Nur im Walde hatte er vor dieſen drohenden Geſtalten Ruhe, doch quälte ihn da das Meſſer, womit er in jener Nacht dem Pfalzgrafen gedroht, als ob er ſich damit das Leben nehmen müſſe und es doch nicht wolle, und er ſuchte nach allen Schreckniſſen der zerſtörenden Naturgewalten um dieſen Zwieſpalt in ſich zu überlärmen und wüthete mit ſeinen Pfeilen unter den Thieren des Waldes, ohne der Beute ſich zu freuen, denn er ließ die ſchönen Thiere verweſen wo ſie verendeten, kaum nahm er von ihnen eine Feder oder einen Haarbüſchel. So umherirrend, vergingen die Monate, niemand bekümmerte ſich mehr um ihn, niemand gab ihm Rechenſchaft, er unterzeichnete was ihm vorgelegt wurde, um für ſein Herumſtreifen frei zu werden. Es war Herbſt geworden, die Blätter glänzten ihm wunderbar, darüber verſäumte er an einem Sonnabend das Tageslicht und verlor den Weg, die Furcht vor der Fürſtin trieb ihn nach Haus, der Gram über ſeine Furcht hielten ihn zurück, Melancholia folgte ihm mitleidig

und er ſcheute ſich vor ihr als ſei es ein gewaltiger Vogel, weil ſie mit ihren weißen Flügeln ſo heftig durch die Äſte rauſchte, er floh und ſchoß nach ihr ohne umzuſehen und ſo kam er von ihr los und gelangte in unausſprechlicher Qual am Morgen zu einem freien Platze, wo er die Gegend und den Weg nach Rom zu überſchauen hoffte. Hätte er Schrecken geſucht, hier fand er ſie; er ſtand auf dem Hochgerichte, die warnend aufgerichteten Räder waren mit Gebeinen umflochten, die Raben umſchwärmten ſie ſchreiend, ihr Urtheil ſtand angeſchlagen. Johannes erkannte, daß er die Todesurtheile am vorigen Tage mit vielem andern ohne es zu wiſſen unterſchrieben hatte. Da brach die Reue über die ſchmälige Unterwerfung unter den Willen der Fürſtin alle Macht der irdiſchen Kräfte, er fiel bei einem Kruzifixe nieder, das als letzter Troſt zu allen von der Welt Verurtheilten herabſah, er ſchwur ſelbſt den Wunſch ſeiner Liebe aufzuopfern, er ſchwur frei ſeine Sünde einem Geiſtlichen zu bekennen, daß er durch die Lüge den heilgen Stuhl entehrt, nach ſeinem Rathe zu handeln, zu büßen, Strafe und Schande zu leiden. Da wurde ihm innere Vergebung, Wiedergeburt aus der Sünde, er legte Spange und Ring vor dem Bilde nieder und beide verklammten wie Strohkränze, er legte auch den Dolch nieder, womit er gegen den Pfalzgrafen gewüthet und der ihn ſelbſt verletzt hatte, und die Klinge

zerfiel in Eisenruß. Da erkannte Johannes alle die ihn umgeben hatten in ihrem wahren Sein und segnete die Schande, die ihn befreit und sang sein erstes Loblied wieder dem Herrn wie sonst so fröhlich, ehe er den Becher getrunken, jetzt so tief erschüttert, daß sein Leben die Bewegung seines Wesens kaum ausgleichen konnte:

Wer in der Schande lebt,
Der kommt zu Gott,
Sein scheues Haupt umschwebt
Der Menschen Spott,
Wie den Geräderten die Raben,
Sie wollen seine Augen haben.

Nehmt hin der Augen Licht,
Verschließt die Welt,
Nein ich gebrauch euch nicht,
Ich bin erhellt
Von einer andern Sonne Schein,
Gesegnet soll die Schande sein.

Wer hier kein Auge hebt
Zum irdschen Licht,
Und immer fürchtend bebt,
Gott seh ihn nicht,
Dem geht ein inres Auge auf
Und zeigt ihm seinen Lebenslauf.

Schlafloses Denken fort,
Fort Zweifelmuth,
Fort von mir tönendes Wort,
Fort irdisches Blut,
In Jesu Wunden tauch ich mich,
Auch er erhob aus Schande sich.

Fünfte Periode.

1.

Kein Glaube hat wie der chriſtliche die Verwandlung der Sünde, die Erhebung des Menſchen aus der Tiefe ſo innig bewegend durch Wort und That gelehrt, ja indem es keine äußere Zeit dazu bedarf, ſondern nur ein höheres Anerkennen, ſo iſt die Beſſerung das große Wunder dieſes Glaubens geworden. So verwandelt kehrte Johannes zurück von dieſer Erweckung ſeines Innern, gleichgültig über die Schickſale ſeine Leibes wie ein Märtyrer, daß nur die Seele von Sünden rein bleibe. Sein Entſchluß war, öffentlich ſein Geſchlecht zu bekennen und öffentlich die Strafe ſeines Betrugs zu dulden. Er mochte nicht das Schloß betreten, welches er entheiligt hatte, auf Umwegen ging er in das Schloß der Fürſtin, ihr ſeinen Willen kund zu machen und ſie ſelbſt zur Reue anzumahnen.

(Er tritt zu ihr ein.)

Fürſtin.

Du kommſt ſo früh, gewiß du weißt es ſchon,
Der Kaiſer hat gekrönet ſeinen Sohn,

Und nahet unſrer Stadt mit mächtgem Heer,
Du krönest ihn, er giebt uns Gegenwehr,
Denn mächtig dringen auf uns ein die Feinde,
Pandulph und Girolph ſchlugen unſre Freunde
Und König Berengear iſt ihnen feſt verbündet,
In ihrer Bosheit iſt das Glück begründet,
Wir opfern heut den Göttern was ſie lieben,
Was unſer Herz am tiefſten kann betrüben.

Johannes.

Ein Opfer iſt gefallen für uns alle,
Ihn ehret mit der Chöre Freudenſchalle!

Fürſtin.

Kaum ahne ich was dieſes Wort bedeute.

Johannes.

Wohl iſt auch mir der Sinn erſt klar ſeit heute,
So oft ich Wort und Namen ſchon mißbraucht,
Ich ſage dir, es lebet ein Erlöſer!

Fürſtin.

Wie du uns ſo erſchrecken kannſt, du Böſer,
Ich fürchtete, daß du mit wirren Sinnen
Viel Schreckliches noch könnteſt heut beginnen.

Johannes.

Kein Zweifel quält mich mehr um den Verſtand,
Seit ich den Herrlichen heut wiederfand,
Er giebt mir wieder was ich hab verloren,
Er hat zur Braut mich gütlich heut erkoren,
Noch heute leg ich ab dies männliche Gewand,

Worin ich mich von Gott dem Herren abgewandt,
Nichts hab ich mehr auf Erden was ich liebe,
Es iſt nun Zeit, daß ich bekämpf die Triebe,
Die allzu heiß mein heftig Blut entzündet,
Ein geiſtliches Gericht hat mich entſündet,
Dem weltlichen Gericht ſei jetzt verkündet
Der Trug, wodurch der heilge Stuhl entweiht,
Daß ihm beginne eine beſſre Zeit;
Die Reue reißt mich hin zur Ungeduld,
Bekennen will ich alle meine Schuld.

Fürſtin.

Wohin entreißt dich neuer Thorheit Strom,
Beſchimpfen willſt du ſo das heilge Rom,
Den heilgen Stuhl ſo für dein Glück hingeben,
Ich bin nicht fromm, doch du willſt gottlos leben.

Johannes.

Bekannt und widerlegt iſt jedes Wort,
Was du da ſprichſt. Leb wohl, ich eile fort,
Dem öffentlichen Rath will ich bekennen,
Jetzt rette dich, du ſollſt nicht mit mir brennen.

Fürſtin.

Iſt der Erlöſer jetzt dein einzger Wille?
Du ſchweigſt, vorm Sturme kommt die Stille,
Zwei Schritte folge mir, ſieh durch die Thür,
Daß ſich dein Aug mit jenem Licht berühr, —
Beweget der Erlöſer noch dein Herz?

Johannes.

Er lebt, der Pfalzgraf lebt, o eitler Scherz,
So konnteſt du mit deinem Freunde ſpielen,
Dich nähren an den giftigen Gefühlen,
Die in verlorner Liebe mich zernagt,
Ihn hier zu feſſeln haſt du kühn gewagt,
Den freien, edlen, vielgeliebten Mann,
O wär ich Papſt, ich thät dich noch in Bann.

Fürſtin.

Kein leeres Wort! Ein Ruf an dieſer Thür,
An Chryſoloras noch ein Wink von mir,
Und todt in ſeinem Kerker liegt der Knabe,
Dann tröſte der Erlöſer dich an ſeinem Grabe.

Johannes.

Er lebt, er lebt, er ſollte für mich ſterben,
O du Erlöſer kennſt den Schmerz, den herben,
Ich fleh, laß dieſen Kelch vorübergehn!

Ein Diener (tritt ein).

Der Kaiſer naht, die hohen Fahnen wehn,
Am Berge hallt der kriegeriſche Klang,
Er will voraus dem ganzen Heere gehn
In Demuth wie auf einem Pilgergang,
Den Herrn der Chriſtenheit will er begrüßen,
Vor aller Augen ſeine Füße küſſen.

(ab.)

Johannes.

Unwürdig bin ich ſolcher Huldigung,

Gott ſchütz den Helden vor Erniedrigung,
Mit meinem Bogen zur Waldung will ich fliehen,
In einer Schlucht dem heilgen Stuhl mich zu entziehen,
Ein Grauen faßt mich vor der Herrlichkeit.

Fürſtin.

Nein keinen Schritt! Wie, du drohſt mir heut? —

Johannes (zielt nach ihr).

Der Pfeil liegt ſchwebend auf dem ſtarken Bogen,
Ich bin der Tod, die Senn iſt aufgezogen.

Fürſtin.

Johannes! — laß ab, ich kann, ich darf nicht ſterben.

Johannes.

So laß ihn frei, du ſollſt ihn nicht verderben,
Den deiner Luſt du ſchnöd haſt aufgeſpart,
Den Schlüſſel gieb, den deine Hand bewahrt.

Fürſtin.

Sag welcher Geiſt hat heute dich ergriffen?

Johannes.

O kluge Thorheit, dennoch nie begriffen,
Daß Gottes Macht den Sklaven kann erheben,
Und daß vor ihm die Frechen müſſen beben.

(Sie ſchließt auf.)

Johannes.

Mein Ludwig komm, zur Freiheit komm in Eil.

Pfalzgraf.

O ſende meinem Herzen dieſen Pfeil,
Der Gott, der deinen Dolch von mir gelenket,

Hat dieſe Tage mir zum Heil geſchenket,
Ich ſterbe willig ſeinem ewgen Willen,
Kann nur mein Blut die trunkne Wuth dir ſtillen.

Johannes.

Zur Freiheit wende dich aus dem Verrath
Und bet zu Gott, daß mir gelingt die That.

Fürſtin.

Ach bleib zurück, ſie möchte dich verführen,
Sie zwinget dich, da Bitten dich nicht rühren,
Sie iſt ein Weib, in Liebesraſerei
Verkündet ſie jetzt ihre Sünde frei.

Johannes.

So wahr ich Jungfrau keuſch und rein,
So wahr mein Herz auf immer dein,
Ich zwing dich nicht!

Pfalzgraf:

Und doch bin ich bezwungen,
Du willſt es wohl, was der Liebe längſt iſt gelungen,
Dein Dolch, dein Pfeil, deiner Augen Strahl
Reißen die Sterne nieder ins Thal
Und funkelnd es vor meinen Augen ſpielt,
Es wird mir klar, was ich bei dir gefühlt;
Mir iſt als ob die ganze Welt jetzt mein,
Seit du Johannes ein Jungfräulein.
Fort Augengränel, alter Götterkehricht,
Dich Venus ſperr ich ein freudenthörigt.

Johannes.

Als brennte das Haus, ſo fühl ichs unter mir glühen;
O mein Geliebter, wir müſſen eilend fliehen
Zu der Berge Öde von den Menſchen fort.

Pfalzgraf.

Erſt kühl ich meinen Zorn an dieſem Ort,
Ich kann dir nicht ſo eilig nachſchreiten,
Ich muß mit dem verfluchten Weib noch ſtreiten,
Die mir in tiefſter Seele iſt zuwider.
Ich breche die Steine und ſchmettre ſie nieder.
Heida ihre Krüge, Urnen und Opfergeräthe,
Das Arſenal ihrer falſchen Gebete,
Die ſchmeiß ich ihr vor den Augen zu Scherben,
Wer es will wehren, der muß verderben;
Sieh nur, ihr Prieſterpack läuft zu den Thüren
Und ſucht zu entkommen aus den Götzen-Revieren,
Fort ſind die Vögel und ſchreien Allarm,
Ich ſchwing mich zur Freiheit in deinem Arm.

Johannes.

Mein Ludwig! — Unſerer Rettung gedenke.

Pfalzgraf.

Wie wohl iſt mir, wenn ich an alles denke:
Wie haben mich hier die Köche gequält,
Sie hatten mich dreimal zum Opfer erwählt,
Mein Leben beim Himmel ſchützte blos ihre unkeuſche Brunſt.
Ich ſollte ihr dies danken durch der Liebe Gunſt;

Sie wollt mich kirren mit ihrer Weisheit Geſchwätz,
Ich ſchüttle die Flügel wie vom Wetterſturm durchnezt.

Johannes.

Nun ſegne Gott, wir ſind gerettet,
Das Heidenvolk war wie angekettet.
Wir gingen in des Himmels leitendem Licht.

Pfalzgraf.

Er leuchtet in deinem Angeſicht.
Ich trage dich ſchwebend auf meiner Freiheit Flügel
Durchs ewig junge Jahr über Thal und Hügel.

Johannes.

Gott rief dich wieder aus dem Bann von hier.

Pfalzgraf.

So danken wir's ihm, du in mir und ich in dir.

Johannes.

Siehſt du wohl, dort kommen Krieger von jener Seite.

Pfalzgraf.

Ich bin ſchon bereit zu jedem Streite.

Deutſcher.

Ei ſeht, wer zieht da mit Pfeil und Bogen?

Italiener.

So ſei uns der Herr in Gnaden gewogen,
Es iſt der heilige Papſt Johannes,
Das iſt eine Thorheit des jungen Mannes,
Er droht mit dem Pfeil wie Petrus mit dem Schwerte,
Worüber ſich unſer Herr doch damals beſchwerte.

Deutſcher.

Iſt das der Papſt? ſieht aus wie ne Jungfer.

Italiener.

Darum ſind ſeine Pfeile nicht ſtumpfer,
Er iſt der beſte Jägersmann,
Ich traue mich nicht an ihn heran.

Deutſcher.

Ei laßt ihn laufen, wir wollen gehen,
Dem Kaiſer erzählen, was wir geſehen.
Daß dich der Deutſcher! Ein Papſt, der jagt,
Mir gar recht zum Segen behagt.

2.

In Rom herrſchte während der Zeit die ausgelaſſenſte Verwirrung. Die beſiegten Schaaren der Römer waren zurückgekommen und ſuchten ſich von aller Mühe und Gefahr zu erholen; ſie ſchrieen nach dem Papſte, ihren Sold zu empfangen, aber der Papſt war nirgend zu finden, und Chryſoloras, der wie alle Teufel nur zerſtören, nicht ſchaffen konnte, ſah ſich ohne Hülfe und Rath gegen dieſes Andringen. Der alte Raphael gab ſo viel Gelder heraus, als er vorräthig hatte, aber das genügte nicht den Soldaten, welche das Unglück frech gemacht hatte; ſie wollten eben plündern, als die Nähe des Kaiſers Otto, denn ſo wurde er genannt, ungeachtet er erſt die Kaiſerkrone in Rom empfangen ſollte, alle Augen zu ihm

lenkte. Die Gegenwart des Papſtes war jetzt dringend nothwendig, die Boten liefen aber ſo vergeblich wie jene, die den Pfalzgrafen aufſuchten. Zwar erfuhr Chryſoloras von der Fürſtin, wie er bei ihr geweſen ſei und den Pfalzgrafen befreit habe, da endete ihre Kunde in ſchrecklichen Flüchen und Verwünſchungen.

Der alte Raphael und Marozia drängten auf Chryſoloras ein, daß er den geliebten Sohn ſchaffen ſolle, der ihm in ſeiner Krankheit anvertraut geweſen. Chryſoloras empfand ſolche Pein, nun alles auf ihn einbrach, daß er überall nach dem Höllenfaden ſuchte, um an ihm dem Leben zu entkommen, er hoffte ihn zu finden und lief wie ein Unſinniger nach der Baſiliskenhöhle.

Chryſoloras.

Wer zeigt mir einen Weg aus dieſem Leben?
Ich möchte mich erſäufen und vergeben,
Doch denke ich, wie kalt das Waſſer iſt,
Der ſchreckliche Entſchluß ſich leicht vergißt,
Und wie das Gift ſo ſcharf und grimmig ſchmeckt,
So wird der Ekel mir ſogleich erweckt;
Nach einem Dolch hab ich groß Verlangen,
Am Galgen möchte ich auch hangen,
Doch beides koſtet viel Entſchluß und Müh,
Viel leichter iſts, wenn ich zurück mich zieh,
Zur Unterwelt von dieſes Lebens Bühne,
Wenn mir der Höllenfaden nur erſchiene,

Den ich mit frechem Schnitte hier getrennt.
Ach daß mich jeder hier im Orte kennt,
Ich kann nicht ſuchen unter dieſen Steinen,
Daß nicht die Leute hier was Großes meinen. —
Ei Teufel! wer kommt denn da gegangen
Gleich einem Schiffer mit den langen Stangen,
Und iſt ein Kerl ſo ſtark und ungeheuer,
Das wär für unſre Fürſtin wohl ein Freier,
Dem Kerl will ich vertraun in meinen Nöthen,
Er ſoll mich hier in aller Eile tödten.
He guter Freund, wenn Ihr nicht eilig ſeid,
So kommt zu mir um eine Kleinigkeit.

Oferus (kommt, ſein Geſicht iſt von einer Reiſekappe verſteckt, er ſpricht:)

Ich diene gern und diene ohne Lohn,
Ich zieh als Pilger zu des Papſtes Thron.

Chryſoloras.

Ach lieber Freund, wärt Ihr zu Haus geblieben
Ich mag Euch mit der Nachricht nicht betrüben,
Der Teufel hat den Papſt Johann entriſſen,
Das liegt mir jetzt ſo ſchwer auf dem Gewiſſen,
Daß ich Euch bitt, das Leben mir zu nehmen,
Ach guter Herr, wollt Euch dazu bequemen.

Oferus.

O heilger Gott, giebt es ſo freche Herzen,
Die mit dem Leben alſo ſchändlich ſcherzen,
Und ahnen nicht, daß es aus dir entſprungen.

Chryſoloras.

Nimm dieſes Band, um meinen Hals geſchlungen
Giebt es mir Ruh von aller Angſt und Qual,
Verſuch es nur an mir ein einzges Mal.

Oferus.

Behüt mich Gott vor ſolcher Miſſethat,
Dich zu bekehren ſei heut meine That,
Komm her, ich will dir die Gebote lehren:
Du ſollſt nicht tödten! — kannſt du dies wohl hören
Und noch in deinem alten Willen bleiben,
Dein göttlich Ebenbild ſelbſt zu entleiben?

Chryſoloras.

Ich danke für die gute Ähnlichkeit,
Empfinde nichts von Gottes Seligkeit,
Und kurz und gut, willſt du mich nicht umbringen,
So muß ich dich gewaltſam dazu zwingen;
Mit dieſer Schlinge will ich dich erſticken!

Oferus.

Ei böſes Männlein, das ſoll dir nicht glücken,
Dich heb ich noch an deiner Schlinge Band,
Als trüg ich dich zum Halsband durch das Land.

Chryſoloras.

Laß los, du Kerl, du drückſt mich ja zunichte,
Du biſt der Oferus, jetzt ſeh ich dein Geſichte,
Ein größrer Ärger iſt mir noch geſchehen,
Hab Mitleid, ich will alles dir geſtehen,
Ich bin der Teufel, dem du lang gedient

Auf Islands Höhen, wo kein Gräschen grünt,
Da haſt du mir das Feuer unterhalten,
Ich wechſelte in mancherlei Geſtalten,
Doch jetzt bin ich in dieſen Leib gebannt;
Haſt du nicht jedes Mitleid ganz verbannt,
So ſei jetzt gnädig, — ich bin ja nur ein Schein,
Und mach den Leib von meiner Seele rein;
Einſt wohnte drin ein Arzt aus Griechenland,
Er hat von mir auf Erden lauter Schand.

Oſerus.

Das ſcheinet lauter Trug! — zu wunderbar
Iſt das für meine viel erfahrne Jahr.

Chryſoloras.

Du Narr, ich ſchwör es dir, es iſt alles wahr,
Der Unfug wird bald werden offenbar,
Ich hab ein Mädchen hier zum Papſt gemacht,
Die ganze Chriſtenheit und dich verlacht,
In ihrem Namen falſche Dekretalen
Geſchrieben, Völker mußten viel bezahlen,
Die Kirchengüter hab ich all geſtohlen,
Die Kirche wird ſich nimmermehr erholen.
Ich ſchwöre dir, du wirſts beim Hängen ſehen,
Daß ich ſogleich in Aſche werd verwehen.

König Otto war inzwiſchen mit ſeinen auserwählten Freunden in die Stadt als Pilger gekommen und verwunderte ſich über die allgemeine Unordnung, er kam jetzt mit ſeinem Lieblinge, dem jungen Herzoge,

an dem Platze vorüber, wo die beiden mit einander verhandelten; er ſtand ſtill, und Oferus wendete ſich hin zu ihm, alle Wunder zu berichten, die er eben vernommen. Otto aber in ſeiner einfachen deutſchen Natur ſchüttelte mit dem Haupte und meinte, der ſonderbare Menſch ſei wohl im Haupte verwirrt und man müſſe ihn um Gottes willen wohl bewahren, daß er ſich ſelbſt kein Leides thue. Auf Ottos Befehl band Oferus den fluchenden Chryſoloras und ſchwenkte ihn auf ſeinen breiten Rücken. Sie waren aber kaum fünf Minuten mit dieſem Wildpret fortgeſchritten, ſo kam der deutſche Fußknecht, der dem Papſte am Berge bei ſeiner Flucht begegnet war, mit dem Italiener als Zeugen der Wahrheit und berichtete, der Papſt habe ihm mit einem geſpannten Türkenbogen gedroht, es kamen andre und erzählten, der Papſt werde in Rom vermißt und der Präfekt Raphael, deſſen Sohn er geweſen, wiſſe in Jammer und Ärger keinen Rath, es ſei ein Lärmen unter den Bürgern, und jeder wiſſe Schandthaten von dem jungen Papſte zu erzählen.

Otto.

Vom heilgen Vater kein ſo frevelnd Wort,
Er braucht ſeine Ehre, wie ich hier und dort
Auf Erden, daß er auf ſeinem Willen beſteht,
Im Himmel, daß er nicht vor Angſt vergeht,
Von gekrönten Häuptern wird immer viel geſprochen,

Sie haben oft nicht die Hälfte verbrochen,
Der Raphael hat so viel Gutes erzählt,
Daß mein Herz mit euch allen schmält.

Raphael (kam bei dieser Rede athemlos aus der Stadt.)

Mein gnädger König, wie hab ich mich geirrt,
Wie bin ich von allem, was ich höre, verwirrt,
Der verfluchte Johannes, ihm war nicht genug der Thron,
Er hat sich gestellt, als ob er meines Vaters Sohn,
Hat Vater und Mutter durch Lügen betrogen,
Ich weiß doch, daß er in Island erzogen,
Für alle Liebe, die ich ihm geweiht,
Ein solcher Undank zum Himmel schreit.

Otto.

Wie soll ich, Herr Bischof, Euch jetzt noch trauen,
Ob Ihr nicht wieder mögt Fabeln erbauen,
Es kann doch ein Mann so schnell sich nicht ändern,
Euer Vater war wohl in mancherlei Ländern,
Und ist es in Island gleich kalt über die Maßen,
Euer Vater vielleicht konnt von Sünden nicht lassen.

Raphael.

Mein gnädiger Herr, das ist ja erlogen,
Mein Vater ist niemalen von Rom weggezogen.

Otto.

Vergeßt nicht die Achtung, die mir stets schuldig.
Was sprecht Ihr von Lügen, ich werd ungeduldig.
Ich will mit eignen Augen jetzt sehen!

Raphael.

Da werden Euch wohl die Augen aufgehen,
Seit ich aus der Stadt war, ging alles bergab.
Und meine Stiefmutter ärgert mich ins Grab.

Chryſoloras lachte zu dem allem auf dem Rücken des Oſerus, es kamen Boten von der Geiſtlichkeit, die redeten den König an:

Geiſtliche.

Verzeiht, o Herr, wenn wir zur Meſſe nicht bereit,
Die größte Sünde zu dem Himmel ſchreit,
Der Papſt hat alle Kelche und Geräthe,
Ja alles was wir brauchen zum Gebete,
Hinweg genommen und iſt mit entlaufen,
Jetzt müſſen wir, o Herr, erſt andre kaufen.
Es fehlt die Pracht zu Euerem Empfang,
Laßt Euch genügen an des Volkes Drang,
Das hochbegeiſtert ſchon von allen Seiten läuft
Und Blumenſträuße an dem Wege häuft,
Ihr kommt, es von dem Feinde zu befreien,
Ein beßrer Papſt wird Euch zum Kaiſer weihen.

Otto.

Wir müſſen dieſe Sach wohl überlegen,
Verſammelt euch alsbald des heilgen Papſtes wegen,
Was jetzt zu thun und auch zu laſſen ſei,
Mir fällt nichts ein, ich überlaß es frei
Der Geiſtlichkeit zum eigenen Ermeſſen,
Es ſcheint die Stadt von böſem Geiſt beſeſſen.

Bote.

Soll auch die Fürſtin Venus und Marozia
Geladen ſein? ſie waren immer da.

Otto.

Was ſollen denn die Weiber beim Concile?
Ich glaub, ihr treibt hier alles nur zum Spiele.

Bote.

Und kommet auch die Geiſtlichkeit in Waffen?

Otto.

Was haben Geiſtliche damit zu ſchaffen,
Ich ſehe ſchon, daß alles hier verkehrt,
Von all dem Unfug bin ich nicht belehrt;
Der arme Papſt war ſicher noch zu jung,
Er konnt nicht hindern die Entheiligung.

Nachdem dieſe Anordnungen getroffen, verweilte König Otto nur ſo lange, bis ſeine Ritter zu ihm gelangt waren, er mochte nicht ohne Begleitung in die entheiligte Stadt ziehen, das wilde Toben des Volks empfing ihn am Thor, beim Schloſſe wollten Marozia und die Fürſtin Venus ihn begrüßen, er zürnte aber heftig und befahl ihnen, nach Hauſe zu ihrer Spindel zu gehen, ihre Reiſe ſei geendet.

Die Verſammlung der Geiſtlichen eröffnete König Otto, indem er die Verdienſte ſeines Vorgängers Karls des Großen um den römiſchen Stuhl rühmte, durch ihn ſei er zu einer weltlichen Macht geſtiegen, es

ſcheine aber, daß dieſe weltliche Macht die geiſtliche Kraft ſchwäche und zerſtreue. Gleich traten Geiſtliche auf, als ſie dieſe Andeutung vernommen, die von der Verminderung des päpſtlichen Anſehens durch die Laſter des letzten Papſtes ſprachen. Otto ſagte, er könne nicht glauben, was er gehört, und ließ alle einzelnen Ankläger eidlich abhören; da erfuhr er, daß er einen Biſchof im Pferdeſtalle geweiht, daß er oft bei der Venus geſchworen habe, daß ſeine Geliebte unter dem Namen Pfalzgraf Ludwig bei ihm gewohnt, daß er auch mit der Fürſtin Reinera in unzüchtiger Vertraulichkeit gelebt habe. Der Gräuel wurden ſo viele, daß Otto in eine raſche Abſetzung und zugleich in ein Geſetz willigte, daß künftig kein Papſt ohne kaiſerliche Zuſtimmung als rechtmäßig anerkannt werden ſolle. Die Geiſtlichen waren ſo innig von dem gänzlichen Verderben unter ihnen überzeugt, daß ſie dieſe Abhängigkeit als eine Sicherheit Roms wünſchten. Jetzt ſollte die Wahl geſchehen, und es wurden drei blinde Männer in den Saal geführt, die alle drei erklärten, es habe ihnen ein Traum kund gethan, ſie würden beim Anblicke des neuen Papſtes ſehend werden. Sie wendeten die Augen in der Verſammlung umher, blieben aber blind, bis ſie entfernt hinter dem Kaiſer den gewaltigen Oferus überragen ſahen und ausriefen: „Wir ſehen einen Heiligen!“ und ſo führten ſie ihn in die Verſammlung.

Oferus ſah ſich ernſt im Kreiſe um, legte den gebundenen Chryſoloras auf den Boden und ſprach:

Oferus.

Ein hoher Ruf hat mich hieher geführt,
Doch weiß ich nicht, ob mir der Thron gebührt,
Ich war ein blinder Heide einſt vor Zeiten,
Dem Teufel mußt ich ſeinen Bock zureiten,
Mit mir ging er auf Räuberei ins Feld,
Und viele ſchlug ich nieder um das Geld,
Auch Buhlſchaft trieb ich viel mit Frauen,
Bis ich dem neuen Glauben thät vertrauen,
Da baute ich ein Hüttchen mir am Rhein
Und betete zu meinem Gott allein,
Und trug die Pilger durch die mächtgen Wogen
Und habe manchen grimmer Noth entzogen.
So wollt ich bis zu meinem Ende bleiben,
Mit Dienen und Gebet die alte Sünd vertreiben.
Da weckte mich in einer finſtern Nacht
Ein ſtarkes Klopfen an der Hütt, daß ich erwacht,
Es ſtand ein kleines Kind da vor der Thür,
Und bat mich, daß ich es hinüber führ,
Es woll zur heilgen Mutter nach Bornhofen,
Zu ihr ſteh all ſein Lieben und ſein Hoffen.
So kalt es war, ich macht mich gleich bereit
Und ſetzt das Kind auf meine Schultern breit,
Es trug in ſeiner Hand ein Küglein ſchön geſchliffen,
Wozu es diente, hab ich nicht begriffen.

Ich

Ich trug das Kind bis in den Strom hinein,
Da macht mir ſeine Schwere große Pein,
Ich ächz ermüdet, weiß nicht was es ſei,
Ich bet zum Herrn, er ſtärket mich dabei.
Und als ich nun zum Ufer bin gekommen,
Hab ich des Kindes rechte Stimm vernommen.
Es rief: „Ich bin der Heiland, trag die Welt
Und habe dich verſucht, obs dir gefällt
Für mich zu tragen dieſe ſchwere Laſt.“
„Herr,“ ſagte ich, „dir dien ich ohne Raſt,
In deinem Dienſte ſegnend zu erliegen
Erfüllt den Geiſt mit himmliſchem Vergnügen;
Die Laſt von deinem heilgen Leib zu heben,
Dies wär auf Erden ſchon ein ſelges Leben.“
Da lächelte das Kind und glänzte freudenhell
Und ſprach zu mir: „So wandle fort Geſell,
Verlaß den ſchönen reinen Lebensſtrom
Und wandle hin zum tiefverderbten Rom,
Dort ſoll mein Wille dir durch andre ſagen
Wie du die Welt auf deinem Haupt kannſt tragen.“

Hier ſchwieg Oſerus, eine Andacht erwachte in Allen, er wurde durch Zuruf zum Papſt erwählt, der Kaiſer willigte ein. Alles jubelte, ſelbſt Chryſoloras, der den Fiſcherring auf ſeiner Hand zeigte und heraus-gab; nur einer jammerte, der Fiſcher Thalmann, er war mit Oſerus nach Rom gezogen, weil er ohne ihn nicht leben konnte und nun glaubte er auf immer

von ihm geſchieden zu ſein. Aber Oſerus winkte ihm und gab ihm ſeinen Segen und den Fiſcherring zur Bewahrung. Sei du über Vieles geſetzt, denn ich habe dich treu bei Wenigem erfunden.

So wurde zum Staunen des Volkes ein halbnackter Rieſe als Papſt und ein Mann in zerlumptem Bettlermantel als Siegelbewahrer nach der Kirche der Apoſtel geführt und dort eingeweiht. Oſerus wurde nach ſeinem in der Taufe einſt erhaltenen Vornamen Leo genannt, er war der achte dieſes Namens. Er ſetzte dem König Otto nach ſeiner Weihung die kaiſerliche Krone auf, nachdem er ſeine Stirn geſalbt hatte. Prächtigeren Anblick gab es nicht in der Welt als ſolchen Papſt und ſolchen Kaiſer zum Heil der Welt verbunden, ſo tapfre fromme deutſche Helden an ſo heilgem hochgeweihten Ort; alles wilde Geſchrei der Italiener verſtummte bei dieſer Herrlichkeit, ſie fühlten eine ernſtere Zeit. Aber ſchon beim Heimweg lauerte der tückiſche Verrath alter Sünde. Die Fürſtin Reinera und Marozia, die den Sturz ihres Anſehens für gewiß hielten, hatten einen Haufen ihrer Anhänger unter dem ſcheinbaren Vorwand in Waffen gebracht, daß dieſe Papſtwahl ohne ihre Zuſtimmung durch Geiſtliche und Fremde vollendet, ein Bruch ihrer Freiheit ſei, ſie ſollten den abgeſetzten Papſt in ſeiner Würde ſchützen, von dem geſagt wurde, er habe den Kaiſer und das Concilium in den Bann gethan. Von den beiden wilden

Weibern wurde ein rauſchvoller Becher des Bacchus getrunken und herumgereicht, ſo befreiten ſie den Chryſoloras, der unter der Aufſicht weniger Krieger gebunden lag, dann zogen ſie gegen den heimkehrenden Zug, der unter Führung des neuen Papſtes aus der Kirche der beiden Apoſtel in feierlicher Stille hervorging. Da der päpſtliche goldne Stab unter der Herrſchaft des vorigen Papſtes war eingeſchmolzen worden, ſo trug Oferus ſeinen gewohnten hohen Stab, womit er den Rhein durchſchritten, mit dieſem begegnete er dem wilden Angriffe der Anführer ganz allein, während die Geiſtlichen rings entflohen und wehrte ſich ſo mächtig, daß der Kaiſer mit ſeinen Rittern Zeit hatte aus der Kirche zu ihm hinzudringen und den Kampf zu entſcheiden. Die größere Zahl der Aufrührer blieben im Streite, unter ihnen die Fürſtin und Marozia; Chryſoloras wurde gefangen.

Er lachte laut auf als er Oferus als Papſt mit dem großen Stabe ſah. Der Kaiſer ließ den Chryſoloras vor einem Gerichte verhören, was er von dem Aufruhre und von dem abgeſetzten Papſte wiſſe. Er berichtete mit großer Schadenfreude, wie er durch einen Becher, den ein Goldſchmid ihm gereicht, ſein Gemüth in Liebesluſt und durch einen zweiten Becher, den er ihm durch ſchöne Frauen nach einem Turnier habe ſenden laſſen, bis zur Liebeswuth verwirrt habe, wie er ſeines Geiſtes Abweſenheit benutzt, falſche Befehle

auszufertigen, die er nachher nicht mehr zurücknehmen können. Auf dieſem Wege ſei er auch ein Sohn der ſchändlichen Marozia geworden, ungeachtet er als Sohn des gegenwärtigen heiligen Vaters Leo bewieſen werden könne, den dieſer mit dem irdiſchen Temperament erzeugt habe.

Dies war ſein letzter Trotz, wodurch er dem heiligen Stuhle zu ſchaden dachte, — Eisblick, einer ſeiner hölliſchen Genoſſen, hatte ihn in ſeiner Verkörperung erkannt und eilte empor, ihn den peinigenden Ermahnungen des frommen Oferus zu entreißen. Eisblick kam als eine graue Katze quer durch die Verſammlung gelaufen, dem eine todte Maus faſt in derſelben Art über dem Rücken hing, wie Oferus den Chryſoloras in die Stadt getragen hatte; an der todten Maus zog ſich ein weißer Faden nach, als wäre ſie darin verwickelt und gefangen worden. Die Katze ſprang an Chryſoloras heran, dieſer nahm ihr die todte Maus ab, ſein Höllengeiſt ſtieg in ſie hinein, ſie wurde lebendig und ſprang luſtig fort, indem ſie den mitgezogenen Höllenfaden heimkehrend in ſich hineinſpann. Katze und Maus waren entflohen, ein Dampf verdunkelte den Saal, der Leib des Chryſoloras lag ausgedürrt wie eine vieljährige Sandmumie in der Mitte des Saales. Alle flohen aus der Verſammlung, nur der furchtloſe Papſt bewachte mit Gebet für die Seele des Verſtorbenen die Leiche. Als es Mitternacht wurde,

bewegte ſich die Leiche wie ein Raſenſtück im feuchten Frühlinge von zartem Gewürm; unendliche Ameiſenhaufen zogen ſie fort und ſangen:

Süßes Befreien
In dem Verderben
Leben wir, leihen,
Leben wir, erben,
Sind wir befreiet,
Dürfen wir wagen,
Weil er nicht ſchreiet,
Ihn zu zernagen.
Wiſſe aus Einem
Kommen viel Tauſend,
Dankend doch Keinem,
Den ſie beſchmauſen;
Alles hat ſeine Zeit,
Daraus kommt die Ewigkeit.

Am Morgen war die Leiche des Chryſoloras bis zur letzten Spur verſchwunden. Der Kaiſer zog mit ſeinem Heere gegen König Berengar und gegen die Herzoge Pandulph und Girulph, in großen Thaten alles Wunderbare zu vergeſſen, während Oſerus, der alles was Chryſoloras geſagt, beſtätigt fand, mit Inbrunſt zum Himmel für die unglückliche Tochter betete, die vielleicht unſchuldig durch die äußere Macht des Böſen ſo große Schuld auf ihr Haupt gehäuft hatte, als ſie die Chriſtenheit mit ihrer Herrſchaft entheiligte. Niemand wußte weder von ihr noch von dem Pfalzgrafen Auskunft zu geben, ſelbſt Raphael nicht, unge-

achtet er mit seinem Vater versöhnt, der armen Johanna gerne vergab, daß sie als Papst von boshafter Zauberei bezwungen, sein Erbe bedroht hatte, ja er machte sich seinen Unglauben, seinen Zorn gegen sie, nachdem er vernommen, daß sie eine Jungfrau, zum steten Vorwurfe.

Die Erde grämte sich noch, aber der Himmel war Frühling, daß Luzifer mit seinem Plane gegen das Christenthum durch die Reue der Jungfrau, die er ausersehen, durch den frommen Muth des Oferus, nahe der Vollendung auf Jahrhunderte zur Hölle zurückgeschreckt worden. Die himmlischen Schaaren sangen spottend ihrem Vorsänger Jesaias nach:

> Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern. Gedachtest du doch in deinem Herzen, ich will in den Himmel steigend meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ich will über die hohen Wolken fahren und gleich sein dem Allerhöchsten. Ja zur Hölle fährst du und wir schauen dich und sagen: „Ist das Luzifer, der die Erde zur Wüste machen wollte? Des Herrn Hand ist ausgestreckt, wer will sie wenden?“

3.

Johannes und der Pfalzgraf schritten in Eile dem Gebirge zu, um allen Verfolgungen zu entkommen. Die Blätter rauschten bald herbstlicher unter ihren Füßen, der Wind zog kalt herab, Rom glänzte fern im Abendlicht; sie erzählten einander noch immer von allem, was sich ereignet hatte, Johannes von dem schreckli-

chen Rausche, den er noch nicht ganz überwinden könne, der Pfalzgraf, wie er zur Fürstin geflüchtet sei, wie sie ihn fast zu ihrer Liebe gezwungen habe. Beide waren so selig und doch die ärmsten der ganzen Welt, ohne Obdach, ohne Speise und Trank, flüchtig vor allen Menschen, wie das Reh, das vor ihnen aufsprang und mit buntem Bande am Hals geschmückt die Nähe menschlicher Neigung und Wohnung verrieth. Da fühlten sie erst die Ermattung des Tages, sie folgten dem Reh und kamen an eine einsame Kapelle, hinter der ein kleines zierliches Haus lag. Das Reh klopfte an die Thür des Hauses und es trat derselbe Geistliche heraus, welcher dem Johannes so mild von seinem Wein geboten hatte, als er krank von dem Feste der Ceres zurückkam. Als Johannes ihn demüthig anredete, winkte er ihm freundlich sich zu nahen. Beide gingen zu ihm in sein Haus und der Alte schrieb einige Worte auf einen Schieferstein, Johannes las darauf, daß der Geistliche nach seinem Gelübde nur zweimal im Jahre sprechen dürfe, einer dieser Tage sei wenige Zeit vorüber, der andere bezeichne des Frühlings Anfang; er schien sich an Johannes nicht mehr zu erinnern, er litt an Augenschwäche und dieser schämte sich ihm sogleich alle Schuld seines Lebens aufzudecken. Johannes schrieb ihm auf das Täflein, wie sie arme vertriebne Sünder seien und in Buße der Kirche und ihm dienen möchten. Der Alte nickte ihnen freundlich,

zeigte ihnen ein Zimmer und seinen Vorrath von Lebensmitteln und schrieb auf, sie seien ihm willkommen, da der alte Kirchendiener mit seiner Frau vor zwei Monaten gestorben wären, und die äußere Lust des Lebens und des Kirchendienstes seinem Alter fast zu schwer würden. Johannes wünschte ihm zu beichten, aber er schlug es ab, weil er nur an den beiden Tagen, wo er sprechen dürfe, das Recht habe, die Beichte zu empfangen und von Sünden loszusprechen.

So war dem armen Johannes dieser Trost geraubt; schon wurde es Nacht, und nach einem mäßigen Abendessen nahm er mit dem Pfalzgrafen das harte Lager des verstorbenen Dienerpaars ein. Sie konnten nicht einschlafen, sahen einander mit Zärtlichkeit an und befragten einander, was sie thun sollten, lieben oder büßen? Während sie mit einander ihr vergangnes Leben noch besprachen, klopfte der Alte schon mit dem ersten Morgenschimmer an den Laden, sie mußten nach der Kirche, die Glocke zu ziehen, die Kerzen anzuzünden und zu beten, ein grimmig kalter Wind sauste in den Pinien; das Reh kam auch in die Kirche und schmiegte sich an sie, während sie beteten, weil selbst das arme Thier fror. Nach der Kirche schickte der Alte sie auf einen entlegnen Berg, um Holz zu fällen und nach Hause zu tragen zum Kochen und Erwärmen der Zimmer. Sie gingen mit gutem Muthe zur Arbeit, griffen sie hastig an, bald

aber ermüdeten ſie im ungewohnten Geſchäfte, beſonders im Heimtragen der Holzlaſt. Als ſie ganz erſchöpft zurückkamen, befahl ihnen der Alte, die Speiſen zu bereiten und Futter für ſeine Tauben und für das Reh auszutheilen, während er ſich an eine Orgel mit acht Flöten ſetzte und gar lieblich ſpielte. Sie erfüllten alles ungeachtet ihrer Erſchöpfung. Am Abend ſchrieb der Alte ihnen auf, ob ſie bei dieſer Lebensweiſe bleiben wollten, ſo möchten auch ſie das Gelübde des Schweigens bis zum Frühlingstage ablegen. Johannes empfand da die erſte Ruhe ſeines Lebens, er verſprach alles, und der Pfalzgraf wagte aus Liebe keinen Widerſpruch, ſo herzlich er ſich wieder in die Stadt oder noch lieber in den Krieg auf ein Roß gewünſcht hätte. Beide ſchlugen ein, beide hatten ſchon ihr letztes Wort zu einander geſprochen. Die Ermüdung des Tages ſenkte ſie nach dem Abendgebete in tiefen Schlaf, kaum konnten ſie ſich am andern Morgen ermuntern, als der Alte an die Laden klopfte. Der Tag wurde noch beſchwerlicher, weil ſie außer der gewöhnlichen Beſchäftigung auch fiſchen und nach heilſamen Wurzeln unter Anleitung des Alten graben mußten. In der ſteten Beſchäftigung und Stummheit kamen beide zu gar keiner Beſinnung, kaum daß ſie noch Zeit hatten, wo die Sonne durch die Bäume in die tiefen Bergſchluchten ſtreifig einleuchtete, oder wo ein flüchtiger Vogel ſich im letzten Sonnenſchein

des Jahres federte, einander freundlich zuzuwinken. Sie magerten wohl bei der kärglichen Koſt, aber die Friſche ihrer Wangen und ihre zunehmenden Kräfte zeigten ihr Gedeihen.

Wie ein Himmelreich auf Erden erſchien ihnen der Sonntag, wo der Alte ihnen aufſchrieb, daß ſie keine Hausarbeit verrichten, ſondern nach der Meſſe ſich der eignen Betrachtung und dem Geſchäft, was ihrem Herzen lieb, überlaſſen ſollten. Wie hatte ſich aber in den Tagen ihr Sinn verändert, ſie wagten nicht einander zu küſſen und wußten nicht was ſie angeben ſollten; endlich fiels Johannes beim Anblick einer Spindel ein, welche ihre Vorbewohner zurückgelaſſen, das Spinnen verſuchen zu wollen um ſich in der Frauenarbeit zu üben, ſie konnte aber damit nicht zu Stande kommen. Der Pfalzgraf, der es als Stephania unter der geſchickten Aufſicht der alten Sabina wohl gelernt hatte, zeigte es ihr mit vieler Geduld und Johannes begriff es allmählig. Dafür mußte Johannes ihm im Schreiben weiterhelfen, worin ihm die alte Sabina durch einen Schüler nur ſehr wenig Unterricht verſchaffen konnte. Der Unterricht erweckte alle kindiſche Luſt wieder, ſie erſannen Strafen für Fehler; ſpann Johannes zu langſam, ſo mußte er in die Nacht hinein ſpinnen, hatte der Pfalzgraf Schreibfehler gemacht, ſo mußte er ſeine Finger hinhalten und bekam leichte Schläge mit der Spindel

darauf. Ihre Arbeit mehrte ſich mit dem fortſchreitenden Winter, aber auch ihre Kraft und Luſt; während es in der Ebene heftig regnete, ſchneite es in ihrer Höhe, ſie mußten den Schnee von den glatten Wegen hinwegfegen und doppelt ſo viel Holz einholen, es gab da keine Öfen wie in Deutſchland, welche die Wärme bewahrten, das Feuer mußte immer auf dem Heerde jedes Zimmers brennen. Die Gegend war durch den Krieg gegen Berengar verödet, die einzelnen Bergbewohner, die dem Alten ſonſt Geſchenke an Speiſe und Holz gebracht hatten, waren fortgeflüchtet nach den befeſtigten Orten; der Alte wäre ohne die beiden Liebenden während des Winters geſtorben, insbeſondre als ein ſchmerzliches Reißen in den Gliedern ihm jede Bewegung unmöglich machte und die wilden Thiere, Wölfe und Adler vom höchſten Gebirg zu der Waldkapelle niederzogen, um Nahrung zu ſuchen. Da ward der Bogen, welchen Johannes damals mit ſich geführt, der den Pfalzgrafen ſchon befreit hatte, mit dem Segen des Alten gegen manches Unthier abgeſchoſſen; der Pfalzgraf erlegte einen Wolf, der ſchon das Reh ergriffen, mit einer Holzart, die er in den Händen trug. Der Pfalzgraf wuchs bei dieſer rauhen Lebensweiſe zu ſeltener Schönheit und Stärke, ſein krauſes Haupthaar und ſein blonder Bart umglänzten ſein Geſicht wie ein Heiligenſchein; Johannes, wenn er ihn

liebreich angesehen, schämte sich unendlich vor ihm und lief in das Feld.

Johannes schämte sich seiner männlichen Kleider, er lernte vom Pfalzgrafen auch das Nähen, er schnitt aus seinem weißen Jagdmantel ein weibliches Gewand, das er mit rothem Saum und Gürtel versah; viel mußte er ändern, ehe es passen wollte, und so verzögerte sich die Vollendung des Kleides über den harten Winter hinaus bis zum Frühlingsanfang.

4.

Christus war wiedergeboren bei manchem süßen Gebete in der Kapelle, die Sonne stieg wieder höher und sah länger auf die schuldlose Erde; die Stürme und Wolken flüchteten mit einander vom Himmel, unendlich weit sah das Auge, überall zogen die Vögel, die Tauben drängten sich an die Thür zum Ausfliegen und flogen dann in weiten Kreisen um die Kapelle, die Bäume schämten sich ihrer Nacktheit und bekleideten sich; die heimlichen Veilchen dufteten, die versteckten Vögel sangen, der Alte war genesen und lächelte, er schrieb den ersten Mai als den Tag auf, der ihn von seinen Schweigen befreie. Johannes hatte das weibliche Kleid beendigt, wollte darin vor ihm erscheinen, seine Beichte ablegen und in seine Hand alles Lebensgeschick legen. Der Pfalzgraf war entschlossen, an diesem Tage durch den Alten um die

Hand der Geliebten anzuhalten, aber er ſcheute ſich, ihr das zu verkünden. Johannes bat am Abend vor dieſem wichtigſten aller Tage den Pfalzgrafen ſchriftlich, ihn Johanna zu nennen, und legte ſich als Jungfrau gekleidet von ihm fort aus der Hütte, da es eine warme Nacht war, in dem Garten auf weiche Frühlingsblätter zur Nachtruhe. Der Pfalzgraf ging ruhelos nach der Kirche und betete.

Johanna verſank in einen tiefen Schlaf, in welchem ihr ein freudeheller Traum nahte. Sie ſah ſich in ihrem weißen Kleid, das mit Blumen beſteckt, auf einem weißen Pferd hinter dem Pfalzgrafen ſitzend, den ſie zutraulich umſchlungen hatte, um ſich feſtzuhalten und ihm zu liebkoſen. Er trug einen hellblauſammtnen mit Weiß geſchlitzten Wams, ein rothes Barett mit weißem Reiherbuſche, der von einem Demant feſtgehalten, eine reiche goldne Kette um den Hals; ſo ſchön, ſo herrlich war er ihr nie erſchienen, aber auch ſie ſelbſt gefiel ſich wohl in dem Traumbild, ſie ſah es ſich an, daß ihr viel traurige Tage bis dahin aufgegangen waren. Es jauchzte ihr Herz, als ſie umher die Gegend betrachtete, unten rauſchte der Rhein und blinkte mit allen Wellen, ſie ſah die grünen Auen wieder, die ſeligen Inſeln im Strom, alle Weinberge, denen der Strom Sonnenfeuer anſpiegelt, die alten Städte lagen unter ihr wie Kartenhäuſer aus ihrer Kindheit, ſie ſpielte mit allem und

blies in die Segel der bunten Schiffchen, daß sich die Schiffer laut freuten, und rief ihnen mit der Stimme des Echo freundlich winkende Worte. Und der Weg wendete sich an einer Bergesecke, da lag die alte Pfalz unter ihnen mitten im Rhein, aber die Mauern waren gebrochen; um so fröhlicher schien jetzt der Lustgarten ihrer Kindheit hervor, sie mußte den Pfalzgrafen bei diesem Anblick küssen, das Brünnlein sprang noch helle, die Bäume leuchteten von Früchten, Spiegelglanz hing wie ein röthliches Wölkchen gegenüber an einer Felsenspitze und versank vor ihnen wie ein kurzer Schlossenschauer in den Rhein, ohne sie zu erreichen. Sie winkte ihren Begleitern, dieser Erscheinung zu achten, da sah sie hinter sich den lustigsten Zug durch die Weinberge zum Walde hinansteigen. Frauen auf schönen mit Blumengewinden geschmückten Wagen, Gitter auf leichten Jagdrossen, die Falken auf ihrer Schulter trugen; sie pflückten den Frauen seltene italienische Apfelsinen von den Zweigen der Buchen, die damit behängt waren; dort hing ein Weinfaß in einer von Kürbiß umrankten breiten Ulme, Bauern zapften den Wein unten aus dem Stamme in Henkelkrüge und tranken auf das Wohl des jungen Pfalzgrafen und der jungen Pfalzgräfin. Sie staunte, daß sie schon vermählt sei, noch mehr, als sich Guttenfels, das Schloß der Lebensfeinde ihres Pfalzgrafen, so freudig vor ihnen aufthat; sein Dach war mit bunten

Tauben bedeckt, auf den Thürmen glänzten weiße Fahnen und Posaunen feierlich klingend von den Schloßdächern; vor dem Schloß neben der herabgelassenen Brücke erwartete sie mit hochgeschwenkten Baretten eine zahlreiche Dienerschaft, Jäger mit großen Koppeln edler Jagdhunde, Fischer mit großen Fischen, Bauern mit Honig und Brod, Gärtner mit Körben voll Früchte, Jungfrauen, die Blumen streuten und ihr eine seltsame Blume, die sie Zeitenlose nannten, feierlich überreichten; endlich trat ein großer Zug kleiner geflügelter Engel aus dem hohen Burgthore und trug eine als Spielzeug nachgebildete schöne Kirche mit hohem Chore und Thürmen dem Pfalzgrafen entgegen, der das mit Freundlichkeit von ihnen empfing und ernstlich betrachtend ihr zeigte. Und wie sie die Kirche so ernstlich und fromm betrachteten, so schien der Friede der Welt mit den hellen Sonnenstrahlen glänzend durch des Waldes Dunkel, Rehe und Hirsche kamen friedlich mit Löwen und Wölfen gemischt aus dem Dickicht, die Nachtigall sang, auf dem wilden Haupte des Adlers sitzend, von der Herrlichkeit des Paradieses.

Ein Gesang erweckte Johanna hier, die Sonne strahlte ihr entgegen, die Hand des Pfalzgrafen lag unter ihrem Haupte, er sang sein erstes Lied:

Wach auf, du halbgeschloßne Blüth,
Zeig dich in vollem Glanze,
Der Schmetterling ist rings bemüht
Und kitzelt dich im Tanze,

Die Schäflein ziehn zur Weide bald,
Einſiedler ſingen ſchon im Wald,
Du hältſt die Blätter dir vors Aug,
So ſchlafe nur, ich ſchlafe auch.

Ruh ſtill, du rothbeſtäubte Frucht,
Du ſchwebſt ſanft rauh auf Blättern,
Dich ſucht das Reh in freudger Flucht,
Eichhörnlein zu dir klettern,
Du hebſt die thaubeperlte Bruſt
Zur Sonn' in Farben unbewußt,
Die ganze Luft wird buſenwarm,
Du ruheſt ſtill auf meinem Arm.

Johanna war auf ihren Arm zurückgeſunken, erſchrocken und doch nicht geängſtigt von der fremdartigen Rede, auch ſie durfte an dem Tage reden, aber noch wagte ſie es nicht, ſie winkte dem Pfalzgrafen zärtlich, ſchloß noch einmal die Augen, aber der Traum war entſchwunden, dann ſprang ſie raſch auf, eilte dem Alten entgegen, der ein frommes Lied mit heiterem Geiſte ſang. Erſt glaubte er die Schweſter ſeines treuen Dieners zu ſehen, als er ſie aber näher betrachtet und ihr in den grünbelaubten Beichtſtuhl neben der Kapelle gewinkt hatte, da verwiſchten unzählige Wunder ihrer Erzählung alle Verwunderung über dieſe erſte Verwandlung, vor allem pries er aber Gott, daß er ihn zum Werkzeuge an jenem Tage erleſen, das Heil ihrer Seele vorzubereiten, doch ſagte er, ſein Geiſt ſei zu ſchwach, ein ſo großes Leben, an welchem die ganze Welt Theil genommen,

zu

zu prüfen, ob die Fehler gebüßt, ob der heilige Leib ihr könne gereicht werden, er müsse beim heiligen Papste Rath erholen. Johanna war tief gerührt durch die Erinnerung ihres Lebens und durch die Wiederholung in der Erzählung, dieser Zweifel stürzte sie in tiefen Trübsinn, sie ging fast bewußtlos einem Wasserfalle zu, während der Pfalzgraf ihre Stelle im Beichtstuhl einnahm. Seine Erzählung war dem Alten merkwürdig, seine Fehler, wie er den Papst zum Kriege bereden wollen, so leicht vergeblich, daß der Alte ihm willig das heilige Abendmahl reichte und ihn bat, ihn hinunter gen Rom zu führen, wo er erst vom Papst erfahren könne, ob sein Wunsch zu erfüllen, ihn mit Johanna zu vermählen. Er rief Johanna noch ein fernes Lebewohl, sie blickte um und sah, wie er mit dem Alten fortging; da gingen ihre Augen in Thränen über, sie empfand eine große Angst vor der Welt und einen Jammer an dem Leben, wie sie nie in den Tagen der Versündigung zerschmettert gewesen war.

Da sah sie mit Sehnsucht in die Strudel des schäumenden Wasserfalls, als rolle sich ihre Geschichte da ab, und sie hoffte bald das Ende der Rolle zu sehen. Es nahte sich ländlicher Schalmeienklang, von Trompeten und Pauken in einzelnen Wirbeln übertönt. Sie sah einen Hochzeitzug, viele Jungfrauen, die hochgeschmückte, hellgekrönte Braut voran und sangen:

Du arme, arme Braut,
Deine gute, gute Tage
Sind nun alle, alle aus.

Bei der Klage verging ihr der Athem. Sie fühlte ſich in dieſem Stillſtand ihrer Lebensgeiſter plötzlich von einer hohen Frau umſchlungen und erkannte in ihr jene ſtumm Weinende aus dem alten Schloſſe. Jetzt aber zeigte die Frau große weiße Flügel auf ihrem Rücken, die ſie über Johannas ſtarrende Augen zuſammenlegte und den verſchloſſenen Mund zu tröſtenden Worten öffnete. Und als ſich Johanna ihren offenbarenden Worten immer mehr überließ, ſprach ſie zu ihr in zärtlicher Überredung:

Du biſt mein Kind und du haſt nun vernommen,
Wie ich um dich in blinder Furcht beklommen,
Dich ausgeſetzt in eines Teufels Höhle,
Von dem ich meinte, daß dir käm die Seele,
Jetzt weiß ich, daß dein Vater Oferus
Ein Heilger iſt, den ich verehren muß,
Jetzt möcht ich dir vergüten alles Leiden,
Ich möchte dich erziehn den geiſtgen Freuden,
Worin ich mit den Schweſtern treu verbunden,
In gleichem Sinn beleb der Erde Stunden,
Wir wohnen in der Mitte dieſes Sterns,
Wir freuen uns der Milde ſeines Kerns,
Da iſt ein gleicher reger Frühlingsſchein,
Ein ewges Grün, da leben wir allein,

Doch wenn die Luſt zur Ferne uns ergreift,
Ein jedes nach Gelüſt zu Sternen ſchweift.
Entſag den Menſchen, aber gieb dich mir,
Ich trage dich in ſchnellem Flug von hier,
Und daß du unſere Sippſchaft magſt erkennen,
So will ich dir die edlen Schweſtern nennen:
So wie ich ſelbſt das ſchwere Element
Auf Erden bin, der Geiſt, ders bindend trennt,
So iſt Phlegmatika der Waſſergeiſt,
Im Schrecken ſchön, doch peinlich allermeiſt,
Vermittelnd wirkend zwiſchen allen vieren,
Doch kann ſie ſelber ſich nicht recht regieren.
Colerika die herrſcht und wird bezwungen,
Der Feuergeiſt hat alle Welt durchdrungen,
Sie iſt viel ſchärfer, feiner als wir alle,
Sie ſteiget gern, ich freue mich am Falle,
Sie weiß mir viele Stoffe zu entwenden,
Zerſtöret ſie in ihren wilden Händen,
Doch ohne ſie wär unſer Leben leer,
Doch brauchet ſie die vierte Schweſter ſehr,
Antherea, die beſte von uns allen,
Der Luftgeiſt, aller Schweſtern Wohlgefallen,
Sie nährt die Flamm, ſie trägt das irdſche Leben,
Als Ton zu einem freudig hohen Schweben,
Sie iſt ſo mild und iſt doch heftig wieder,
Sie ſpielt in Blättern, ſtürzt die Eichen nieder,
Die Vögel und die Engel kennen ſie,

Des Herren Wort das hört ſie, bricht es nie,
Sie iſt die Botin, die uns ihm verbündet,
Die ſeinen Willen uns allein verkündet,
Hör an mein Kind, du wirſt von ihr viel lernen,
Du kamſt nach ihrem Schloß dich auch entfernen.

Und nun beſchrieb ſie ihr dies Schloß, wie wir die erwünſchte Gegend am Rhein aus dem Traume der Johanna kennen, den Strom, die grünen Auen, die Weinberge, den Wald, die offene Burg, und Johanna ſah alles im Geiſte, ſah ihren Traum erfüllt. Sie bat den Pfalzgrafen mitzunehmen, da ſchüttelte Melancholia mit dem Kopfe und vertraute ihr, daß nur ſie von einem Elementargeiſte geboren zum Elemente lebendig zurückkehren könne, ihr könnten die Flügel wieder wachſen, die Luzifer ausgeriſſen, er aber würde als Menſchenkind nie dahin gelangen. Da ſeufzte Johanna: Ach ohne ihn iſt doch alles nichts, nur im Spiegel ſeines Angeſichts iſt die Erde, iſt der Himmel mir ſchön, weh mir daß ich ihn geſehn, Mutter und Vater muß ich fliehen, mit ihm ziehen. Da ſangen die Jungfrauen im Thale während ſie Blumen brachen:

Wir weinen ſtill, wir ſagens nicht laut,
Du arme, arme Braut,
Deine gute, gute Tage
Sind nun alle, alle aus.
Noth und Plage
Schließen bald dein Haus.

Und die Mutter Melancholia beugte ſich zärtlich an den Mund der Johanna, küßte ſie und ihre Thränen kühlten die heißen Wangen; ſie ſchluchzte und ſagte leiſe: Die Thränen laß ich dir auf deinen Wangen, zum Zeichen, daß ich dir heut nahe war, auf ewig bin ich heut von dir gegangen, wird deiner Liebe ſelges Hoffen wahr.

Ein Lärmen von Waffen und Pferden, das ſich jetzt auch Johanna hörbar machte, ſchien die tiefſinnige Mutter verſtört und vertrieben zu haben, Johanna blickte auf, ſie ſah den Abgrund, über welchem ſie auf morſcher Felſenſpitze geſchwebt hatte, ſie ſah einen heitern Zug, der zu der Kapelle zog, ſie hörte die Stimme des Alten, der ſie rief und trat ihm entgegen. An ſeiner Seite ging Oferus in der ganzen Pracht des päpſtlichen Schmuckes, ſie kniete vor ihm nieder, er hob ſie auf und nannte ſie ſeine Tochter und erzählte ihr, wie er in der Nacht eine Eingebung gehabt, daß er eine Tochter im Gebirge finden werde, ſie habe vor ihm auf dem hohen Stuhle geſeſſen, aber ihre Sünde wie ein Baum gebüßt, der die verſengten Blätter fallen läßt und friſches Frühlingslaub treibt, zum Wahrzeichen werde ihn ein alter Geiſtlicher in weißem Mantel um Rath fragen. Früh ſei er ausgegangen mit ſeinen Dienern, der Alte ſei ihm begegnet nahe dem Berge, habe ſich niedergeworfen und ihn in einer gewiſſen Angelegenheit des Chriſtenthums um Rath angefleht. So

habe er ihr Schicksal vernommen, er habe alles als Papst mit Gott erwogen, als Vater dürfe er sich jetzt freuen, daß ihr verziehen sei und das heilige Abendmahl ihr reichen, noch mehr aber, daß ihm selbst der sträfliche Bund mit einem Geist im Fleische als ein Vergehen seiner blinden Heidenlust durch die Befreiung seiner Tochter von diesem Geist als ausgesöhnt verkündet sei.

Johanna erkannte die Wahrheit von seiner Rede, sie fühlte sich von der Mutter auf ewig geschieden und erkannte das große allgemeine Leben der Welt in dem Wissen des heiligen Vaters. Sie bekannte ihm ihre Liebe zum Pfalzgrafen, und der Vater sagte, daß auch dieser ihm davon mit unüberlegtem Eifer gesprochen, sie möchte das Glück ihrer Bußzeit bedenken, ein gleiches Glück biete ihr das Kloster, von irdischer Sorge frei in Thätigkeit für den Himmel ein freies und reines Leben zu führen. Johanna senkte nachdenkend ihr Haupt auf die Brust und die Jungfrauen sangen auf der Wiese:

O weh, o weh,
Wie weinet die Jungfrau auf den grünen Klee,
Wir weinen still, wir sagens nicht laut,
Du arme, arme Braut.
Deine gute, gute Tage
Sind nun alle, alle aus,
Noth und Plage
Kommt nach dem Schmaus,

Lieb und Schönheit
Dauern kurze Zeit.
O weh, o weh,
Es tritt die schönste Jungfrau heut in die Eh.

Und Johanna sagte, sie wolle mit dem Pfalzgrafen bei dem Alten dienend weilen. Der Papst verkündete ihr die strenge Sitte ihres Geschlechts, das jetzt kundig, sie dürfe nicht mit Männern ein gemeinsames Leben führen. Da sagte sie entschlossen: So nimm mich Welt mit allem deinem Weh, wenn ich den Vielgeliebten seh, kann ich dein Leid in meinen Freuden tragen, unheilig würd ich sein, von dir getrennt, von dir zu Gott mein Herz in Andacht brennt. Der Papst wischte sich die Augen und sagte: Die Mutter mußtest du verlassen, den Vater willst du auch verlassen und folgst dem Herrn, der dich geführt, ich segne dich, doch bin ich wehmuthvoll gerührt. Seine Hand winkte dem Pfalzgrafen, der mit Thalmann, der ihn umfaßt hielt, als ein treues Ebenbild des geliebten Vaters, mit pochendem Herzen, daß die Brust ihm zu eng ward, dem Ende dieses Gesprächs entgegensah. Und der heilige Papst, der in Rührung kein Wort zu sprechen vermochte, führte sie zu dem Alten, der in der Kirche dem Gefolge des Papstes eine Messe gelesen hatte, übergab sie ihm mit den Worten: Alle Sünde ist ihnen vergeben, thue ihnen wie sie begehren. So gab ihnen der Alte sammt

den übrigen das heilige Abendmahl und Johanna fühlte bei dieſem Genuſſe des himmliſchen Wortes den letzten Zauber der beiden Becher ſchwinden, die ihr Gemüth verwirrt hatten, nur ihre Liebe zum Pfalzgrafen beſtand. Da nahete ſich der Zug der Landleute mit der Braut, die unten auf der Wieſe dem Bräutigam übergeben war, beide waren herrlich geſchmückt mit Blumen und Bändern, die Trompeten durchſchmetterten die Kirche, ſie ſtellten ſich getroſt zu dem Altare. Da ergriff der Pfalzgraf die geliebte Hand ſeiner Johanna und der Alte ſprach über beide liebevolle Paare gleichen Segen, den ewigen der Schöpfung aus: ſeid fruchtbar und mehret euch. Kaum wußten beide wie ſie verbunden, es war des Himmels Wille, denn weder der Pfalzgraf noch Johanna, als ſie einander die Hand gegeben, hatten ſo naher Vermählung gedacht, ſie fühlten nur tief innerlich wie wohl ihnen ſei, ſich anzufaſſen, daß der Leib ſich nicht einſam fühle, während der Geiſt durch die Augen verbunden.

Der Papſt aber las in ſeiner Seele, daß alles Gottes Wille, wenn gleich nicht der ſeine geweſen, er er habe Johanna noch ein Jahr in ſtrenger Kloſterzucht prüfen wollen, jetzt aber ſegnete er ſie, und Thalmann fiel vor ihm nieder und bat um die Erlaubniß, ſein hohes Amt niederzulegen und ſeines geehrten Herrn armer Fiſcher wieder zu werden, er wolle ihn zurück nach Deutſchland führen und für ihn zeu-

gen gegen ſeine Feinde. Der Papſt ſagte gerührt: „Auch du willſt mich verlaſſen!“ aber er that, wie er begehrt, und nahm den Fiſcherring wieder von ſeinem Finger, und gab ihn dem hocherfreuten Alten, daß er in der nahenden Schwäche der leiblichen Bequemlichkeit und des geiſtigen Troſtes nicht entbehre. Die Landleute verſprachen ihren Neuvermählten von der Gegenwart des heiligen Papſtes ſo viel Segen in ihrer Ehe, daß alle traurigen Blicke dieſer ſorgenvollen kriegeriſchen Zeit, die jeden Haushalt verkümmerte, ſich freudenhell zum Himmel richteten, um den Ölzweig des Friedens zu beten. Da kamen die Tauben, der Johanna Wintervertraute, in die Kapelle und ſchwebten über dem Taufbecken; da knieten alle nieder und riefen: „Der Friede iſt vom Himmel gekommen, gelobt ſei der Herr!“

Der Papſt befahl deswegen die Heimkehr; feierlich führte er den Zug aus der Kirche, deren Thüre der Alte mit frommem Gebete ſchloß, daß er funfzig Jahre gewürdigt worden, dem heiligen Dienſte vorzuſtehen, und legte den Schlüſſel unter das Kruzifix vor der Thüre, daß der von Gott beſtimmte Nachfolger ihn finde, ſeine heiligen Bücher, ſein Haus ließ er dieſem geöffnet liegen, ſein Reh folgte ihm, und die Tauben flatterten über ſeinem Haupte.

5.

Der Zug ſtieg langſam den Berg hinab, viele brachen zarte Frühlingsblumen und wanden Kränze, Johanna wählte ſich nur eine unſcheinbare Blume, die Zeitenloſe, weil ſie ihr im Traume der letzten Nacht als ein Bild der Dauer und Freiheit von dem Drange des Jahres erſchienen, dem die Heiden unterworfen. Die Landleute ſangen inzwiſchen den erſten Pſalm:

> Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottloſen, noch tritt auf den Weg der Sünder, ſondern fühlet die Luſt der Geſetze des Herrn. Er iſt wie ein Baum gepflanzet an den Waſſerbächen, der ſeine Frucht bringt zu ſeiner Zeit; ſeine Blätter verwelken nicht. Aber die Gottloſen ſind wie Spreu, die der Wind verſtreut, denn der Herr bezeichnet den Weg der Gerechten, daß auch andre ihn wandeln, aber den Weg der Gottloſen verwehet der Wind, daß ihr Fußtritt auf Erden nicht zu erkennen ſei.

Während ſie ſo noch ſangen, durchklang ein andrer ſich ihnen nahender Geſang nicht ſo heilig, aber irdiſch freudiger die Luft; ſie traten jetzt hinter Gartenmauern hervor auf die große römiſche Landſtraße, und es ritt der hochherrliche Kaiſer Otto, an ſeiner Seite der Herzog Pandulph von Capua, beide mit Kränzen des Ölbaumes geſchmückt, zu ihnen heran und begrüßten ſie mit dem unendlichſten Worte der Liebe: „Friede, Friede, Friede!“ Der Chor der Ritter ſang darauf beim Klange der Trompeten weiter:

> Brecht die Spitzen von den Spießen,
> Schlaget Scharten in die Schwerter,

Daß wir uns nun ſpielend grüßen
Mit den Flammen, die verzehrten.

Aber der Kaiſer winkte ihnen ſehr ungnädig, daß ſie ſchweigen ſollten, befahl ihnen, vor dem heiligen Papſte von ihren Pferden zu ſteigen; er ſelbſt ſtieg ab, ſtimmte in den Pſalm ein, und ſo kehrte er mit dem Papſte als ein frommer Pilger aus dem Kriegszuge durch die jubelnden Straßen Roms über die Engelsbrücke hin zur Kirche heim, die ihn gekrönt hatte. Als ſie aber auf der Engelsbrücke, ſprang ein Ritter aus dem Zuge des Herzog Pandulph unter die Kinder, die in ihrer wilden Freude allerlei luſtige Sprünge machten; ſein Helm war ihm abgefallen, er ſchien von Sinnen, aber ſeine ſeltſamen Sprünge zogen die Aufmerkſamkeit des Volkes auf ſich; er ritt auf ſeinem Schlachtſchwerte, als ſei es ein ſcheuer wilder Gaul. Johanna ſah auf ihn und fühlte ein Mitleid, ſie erkannte ihn, es war Spiegelglanz, und die Worte ſeines Wahnſins fielen ihr ein:

Nicht früher bis du Fürſt ein Weib,
Da trennet ſich der Teufel von dem Leib.

Aber immer tollere Sprünge vollbrachte Spiegelglanz, der Papſt machte in Sorge, er möchte über das Geländer ſtürzen, auf welchem er herumlief, ein Kreuz; da verzog er mitten in einem hohen Sprunge das Geſicht, eine Fledermaus entflog ſeinem geöffneten Mund, es war Asmodi, der ausgefahren. Spiegelglanz, der in dieſem Augenblicke alles wiedererkannte, verzog ſo

ſchrecklich das Geſicht, daß es ſich umzukehren ſchien, und ſtürzte über in den Tiberſtrom. Das hemmte den Zug, viele eilten, ihn zu retten, der Strom hatte ihn im tiefſten Schlamm verſenkt. „Gott iſt gerecht,“ rief Herzog Pandulph, und reichte dem Pfalzgrafen die im Turnier erbeutete goldne Roſe, „der Narr hatte mir an dem Tag des Spiels durch geheime Künſte den Sieg verſchafft.“

Der Kaiſer wurde jetzt noch aufmerkſamer auf den jungen Pfalzgrafen, er fragte nach deſſen Herkommen. Oferus erzählte, was er durch Thalmann davon wußte; der Kaiſer rief verwundert ſeinen Truchſeß, der eben jener Feind und Verwandte des Pfalzgrafen war, aus deſſen Haus Sabina mit dem Kinde entflohen, um es vom Mord zu retten. Der alte Truchſeß, ungeachtet er durch Gottes Willen all ſeine Kinder verloren, um deren Willen er die Miſſethat erdacht hatte, läugnete aus Furcht vor den Folgen alles ab, der Pfalzgraf ſei in ſeiner Kirche begraben, die Alte möge wohl irgend ein andres Kind unter der Lüge aufgezogen haben. Thalmann konnte nur mit der Ähnlichkeit des Pfalzgrafen beweiſen, und der Kaiſer gebot ihm Stillſchweigen. So kam der Zug zur Kirche; der Pfalzgraf hatte von dem Geſpräche nichts vernommen, ſeine Freude war ungeſtört. Nach der Kirche zogen alle nach dem Stadtſaale, wo die Stadt ein großes Feſt bereitet hatte.

6.

Der Kaiſer ſetzte an ſeinen Tiſch, da der Papſt alle weltlichen Feſte mied, niemand als den Pfalzgrafen und Johanna; alle Fürſten und Ritter warteten bei dieſem Tiſch auf. Nun erzählte der Kaiſer, wie Raphael unter ſeinem Heere ſeine Frau wiedergefunden habe, die ihm vor vielen Jahren von den Normännern geraubt geweſen, und daß er in großer Freude mit ihr zu ſeines Vaters reichem Hauſe gezogen ſei, ſie dort einzuführen; das Glück der armen Marton ſei ſo groß wie dieſe Veränderung und ein ſchöner Lohn ihrer Treue, mit der ſie ihn unter allen Völkern aufgeſucht habe, einem ſchönen Hunde gleich, der ſeinen Herrn verloren an jeden heranläuft, der von allen geliebkoſt wird und doch jedem entſpringt, bis er ſeinen Herrn gefunden.

Während der Kaiſer die Geſchichte der Marton in ſeiner gewohnten feſten aber langſamen Rede vortrug, ereignete ſich eine Begebenheit, die wir nach den bewährteſten Chroniſten erzählen und die ein deutliches Beiſpiel giebt, wie der Himmel ſich oft der Thorheit unmündiger Kinder bediene, um Wahrheit zu enthüllen. Neben dem Kaiſer wartete der Truchſeß mit einer ſehr herrlichen Schüſſel ſüßer italieniſcher Honigkuchen. Bei den Vorwürfen, die ihm ſein Herz machte, nun er genauer das Anſehen des Pfalzgrafen betrachtete und alle Züge des Vaters, wie er in der Jugendzeit am

Kaiſerhofe fröhliche Zeit mit ihm in ſchuldloſem Muthwill genoſſen, bei der Sorge dann, daß dieſer Pfalzgraf dem Kaiſer ſei nahe kommen, daß er ihn lieb gewonnen und er ſelbſt aber ſich ſelbſt verrathen könne, bei alle dem Andrang fremder Gedanken war einige Ungeduld in dem Ehrenamte, das er kaum zweimal im Jahre verwaltete, leicht zu erklären. Er ſtand alſo mit den Kuchen neben dem Kaiſer und fluchte vor ſich, daß der Kaiſer an ſeinen Worten ſich verſchlukken möchte; dieſer aber ſah ſelbſt nicht hin, als er ihm leiſe mit der Schüſſel an den Ärmel ſtieß. Nun ſtand aber der junge Herzog Pippo von Schwaben, ein ſehr artiges blondes Bürſchen und der verzogene Günſtling des Kaiſers, hinter dem Stuhle und ſo nahe der Schüſſel, die der Truchſeß darreichte, daß er ſie mit der Naſe ſchon ſchmeckte und daß ſich ſeine Gedanken ſo in den krauſen Windungen des Backwerks verloren, als wär es ſein eigen Gehirn; er war erſt zehn Jahr alt, und ſo iſt es zu entſchuldigen, daß ſeine Hand ohne ſein Wiſſen zulangte und einen Kuchen fortnahm. Die Wege des Geſchicks ſind beſondere Wege, niemand hatte es geſehen, der Truchſeß ſteckte ſonſt dem Knaben alle Leckerbiſſen zu, aber die Verwirrung ſeines Gewiſſens machte ihn diesmal ſo ungeduldig und empfindlich, daß er mit ſeinem Stabe, den er in der linken Hand trug, während er die Schüſſel mit der rechten darreichte, dem jungen Her-

zoge so heftig über die Stirn schlug, daß er in die Arme seines Hofmeisters fiel, des tapfern Ritter Heinreich von Lindau, der im ersten Zorne, als er das Blut dem jungen Fürsten über die Stirn rinnen sah und die Ursach dieses Schlages nicht entdecken konnte, sein Messer zog und es dem Truchseß in das Herz stieß. Erst jetzt, als der Truchseß niederstürzte, sah der Kaiser erzürnt auf, was den Frieden der Tafel störe, aber schon sank der Truchseß hin und rief sterbende Worte von göttlichem Gericht. Sehr heftig blitzten die kaiserlichen Augen, und er sagte, daß er auch gerecht sei, und befahl, den Thäter sofort hinzurichten, Blut für Blut, und sofort rief er den Scharfrichter, sein Amt zu verwalten. Ritter Heinrich verlangte Aufschub zu Untersuchung und Gericht, er habe nur seine Pflicht gethan, da er dem alten Herzoge von Schwaben geschworen, seines Sohnes Leben und Ehre überall mit den Waffen zu vertheidigen; der Kaiser wollte nichts hören, denn er meinte, daß er gerade den Römern, die so leichtsinnige Rechtspflege übten, ein Beispiel der Strenge geben müsse, auch hatte er den Truchseß immerdar geliebt. Nun begehrte der Ritter nur einen Aufschub bis zum nächsten Tag, weil es ein Sonntag sei, um sich zum Tode vorzubereiten, als aber auch dieses der Kaiser abschlug, den auch der heiße italienische Wein erhitzen mochte, fiel der Ritter mit beiden Fäusten wie ein Rasender in den

breiten ehrwürdigen dichten Bart des Kaiſers. Er verwickelte ſich und zauſte darin ſo heftig, daß der Kaiſer kein Wort ſagen konnte und die Anweſenden durch den Verſuch des Losreißens ſeinen Schmerz nur vermehrten. Der Ritter rief aber unaufhörlich: „Gerechtigkeit!“ Endlich ſagte ihm der Kaiſer das Wort „Gerechtigkeit“ nach, da ließ er los, und der Kaiſer ſagte, indem ihm die Büſchel ſeines ehrwürdigen Bartes niederfielen: „Mir iſt mein Recht geſchehen heut, warum hab ich den heilgen Tag entweiht, und nicht gehört das ſchnell verdaute Wort, jetzt rede nur zu deinem Schutze fort, wir wollen es mit Ruhe überlegen, nun rede nur, du wackrer alter Degen.“

Da brachte der Hofmeiſter ſeine Gründe vor, und die Ritter alle ſagten, er habe nach ſeiner Pflicht ſo handeln müſſen, der junge Herzog habe ermordet geſchienen, es ſei ein Unglück und des Himmels Wille geweſen. Nun ſah ſich erſt der Kaiſer nach ſeinem Lieblinge um, ſtreichelte und ermunterte ihn und hatte große Freude, als er die Augen aufſchlug und auf die Frage, was ihm fehle, nach den Kuchen langte, die mit der koſtbaren Schüſſel an die Erde gefallen waren. Das erheiterte den Kaiſer in ſeinem Verdruſſe, doch verſchwand dieſer nicht eher, bis Thalmann die alte Sabina brachte, und dieſe alles berichtete und das Gift ſammt dem Briefe des Truchſeß zeigte, worin er von ihr die Ermordung des Pfalzgrafen forderte. Da

erzürnte der Kaiſer ſich gegen den ermordeten Liebling, und befahl, ihn unter dem Galgen zu begraben, den Pfalzgrafen aber ließ er niederknieen und belehnte ihn feierlich mit ſeines Vaters und des Truchſeß ganzem Erbe, dann ſetzte er ſich wieder zu Tiſche, und Johanna erzählte zu großer Verwunderung, wie ſie in der Nacht geträumt, daß ſie mit dem Pfalzgrafen auf einem weißen Pferde, begleitet von großer Pracht, in die Burg des Truchſeß zöge, wie Jäger, Fiſcher und Landvolk ihr da entgegenkamen, wie die Jungfrauen ihr die Blume Zeitenloſe gebracht, alles das beſchrieb ſie zum großen Luſten des Kaiſers, der ſich von Herzen nach dem deutſchen Vaterlande zurückſehnte. Als ſie von der Kirche ſprach, welche die Engel dem Pfalzgrafen gezeigt, da ſang Thalmann mit großer Rührung das Lied von dem Tode ſeines Vaters, und als er an die Reihe kam:

Und bis aus den ſieben Steinen
Ein Kirchlein dem Herren erbaut,
Da ſuchet nach Menſchengebeinen
Noch manche liebliche Braut.
Die Herren bauen ſich Paläſte
Und bauen dem Herren kein Haus,
Und wären doch gerne als Gäſte
Beim ewigen Lebensſchmaus.

da beſchwor der Pfalzgraf zu Gottes Ehre, der ihn ſo wunderbar erhalten, aus dieſen ſieben Felſenklippen eine Kirche am Ufer zu bauen.

7.

Der Kaiſer hatte gegen ſeine Gewohnheit bis Abend am Tiſche geſeſſen, dann führte er Johanna zu dem Buhurt, der bei Fackelſchein von den Rittern gefeiert wurde. Da ſah man wacker Speere zerſplittern und manchen Ritter verwundet forttragen, der Platz donnerte überall vom Anrennen der Haufen, doch über alle ſiegte der Haufen des Pfalzgrafen, der aus den Händen der Braut den erſten Dank, ein goldnes Trinkhorn erhielt, der erſte vom Kaiſer ausgeſetzte Dank, eine Beute des Krieges, auf welchem jeder, der zu trinken begehrte, ein Lied blaſen mußte.

Der Kaiſer, der unterdeſſen von einem Zauberfeſt unterrichtet worden, das Thalmann durch ein Paar tüchtige Zauberer in geſchwinder Eile hatte einrichten laſſen, bat den Pfalzgrafen, ſein Horn in Geſundheit zu brauchen. Der Pfalzgraf blies demnach, ſo gut er vermochte, da zog ſich die Hinterwand des Hofes herauf, ein freudiger Zug führte ein weißes Pferd herbei, das der Pfalzgraf und Johanna beſtiegen, jetzt zündeten ſich immer mehr Lichter an, und Johanna erkannte die Gegend am Rheine, ſie ſah die grünen Auen, die Weinberge, alles, wie ſie geträumt hatte, und küßte den Pfalzgrafen entzückt. Sie ritten wenige Schritte, da verſanken dieſe Tapeten, und ſie erblickte das verbrannte Schloß der Pfalz im Rheine, aber der Brunnen ſprang noch fröhlich, ſie ſah vor

ſich das Schloß Gutenfels, alles, wie ſie es geträumt, die Poſaunen klangen ihr freudenhell entgegen, die Thüren öffneten ſich, und ſie ritt mit dem geliebten Pfalzgrafen in einen großen grünen Saal ein, der mit Bäumen als Wald verziert, mit tauſend Kerzen erleuchtet von einer großen Mummerei bewacht wurde, eine Luſtbarkeit, die mit der Zierlichkeit damals nur den Italienern gelingen konnte.

Thalmann begrüßte die beiden an der Thüre, indem er ſie von dem Pferde herabhob, mit einem Liede, das zu der Tanzweiſe ſtimmte, in welcher ſich alle Paare im Saale bewegten.

Thalmann.

Willkommen ruft die Freude
Aus Buſch und Hecken laut,
Ein weißes Pferd trägt beide
Zu ihrem grünen Haus.
Gebaut in fernen Stunden
Erwacht des Frühlings Haus,
Die Frühling hat verbunden,
Die leben ewgen Schmaus.

Tagtäglich kommen Gäſte
Im Flug, zu Fuß, zu Pferd,
Durch Tag und Nacht zum Feſte,
Es flammet hell der Heerd.
Durch Tanz und Jubelreihen
Die Frau entflammt die Schaar,
Die Herren ihr ſich reihen
Zur Jagd im Morgen klar.

Während des Geſanges hatten ſich ihr ſchwebende Engel, die künſtlich getragen wurden, wie im Fluge genaht, es kamen die Ritter der Nibelungen zu Pferde, es kamen Pilger zu Fuß; auf einem Heerd, der von Weihrauch duftete, erſchienen koſtbare Schaugerichte, ſie tanzte mit Siegfried einen Langaus und theilte nachher die Jagdſpieße und Armbrüſte an die Herren aus. Dieſe kehrten bald heim, indem ſie das geliebte Reh, das Johanna ſo lange gefüttert, zu ihr hintrieben und Thalmann ſang:

Sie treiben ohne Mühe
Zu ihr das ſcheue Reh,
Es beuget ſeine Kniee
In Luſt, daß ſie es ſeh,
Und will nun nimmer weichen
Von ihrer lieben Hand,
Die Fürſtin will ihm reichen
Ein neues güldnes Band.

Jetzt wurde ein Purpurnachen mit goldnen Rudern über die Fläche des Saals hingeſteuert, Fiſcher zogen ein Netz nach dem Nachen und brachten goldne Fiſche, die ſie auf dem Boden gefangen, und an dem einen fand ſie und übergab dem Pfalzgrafen einen Ring, den Thalmann mit der Leiche des verſtorbenen Pfalzgrafen im Rheine herausgefiſcht und dem Sohne aufbewahrt hatte, er ſollte ein Glückszeichen des Hauſes ſein.

Thalmann.

In ihrem Purpurnachen
Mit Rudern hell von Gold,
Läßt sie sich sanft anfachen
Vom Winde kühl und hold,
Sie läßt die Netze ziehen
Und läßt die Fischlein schön,
Daß sie vor Freuden glühen,
Durch ihre Hände gehn.

Da findet sie mit Freuden
Des Ahns Verlobungsring,
Der einst durch Sturm und Leiden
Im Rheine unterging.
Er war das erste Zeichen,
Es stand darauf vom Glück,
Nichts wird dem Glücke gleichen,
Kommt er ins Haus zurück.

Die Rührung zu zerstreuen wurde jetzt eine Abendtafel hineingerollt, die mit den Gerichten des Heerdes besetzt wurde, Johanna und der Pfalzgraf nahmen die Oberstellen ein, sie nöthigte die Italiener zum Tische. Jetzt traten neun der schönsten italienischen Sängerinnen als Musen gekleidet zu dem Tisch und sangen am Schlusse der Mahlzeit ein sehr wohlklingendes italisches Hochzeitlied, von allen Seiten wurden ihr Blumen geopfert; als die Tafel aufgehoben erbaten sich die Ritter scheidend eine Blume zum Angedenken auf ihre Helme und als sie alle vertheilt hatte, lag das Blümlein Zeitenlose allein noch vor ihr, von dem sie geträmmt hatte und das verehrte sie dem schönen Pfalzgrafen.

Thalmann.

Wenn dann die Helden ſchmauſen,
So ſingt der Muſen Chor,
Nach ihrer Art ſie hauſen
Nur wo ein offnes Thor;
Und offen ſind die Thüren,
Am Tiſche immer Raum,
Sie weiß ſie wohl zu führen
Mit frommer Sitte Zaum.

Die Herren möchten bleiben
Bei dieſer holden Fraun,
Das Leben ſich vertreiben,
Ins Auge ihr zu ſchaun,
So ziehen fort die Gäſte
Wie Wolken aus dem Blau,
Das Blau ſteht ewig feſte,
Die Wolken ziehn ſo grau.

Doch wißt daß jeder reiſe
Mit einem Dank nach Haus,
Die Gräfin theilet Preiſe
Beim Abſchied freundlich aus.
Sie ſtecket an die Helme
Voll Sinn die Blümelein,
Ei ſeht die armen Schelme
Fern winkend jauchzen drein.

Dazu die Frau im Zwinger
Zieht ſchöne Blumen auf,
Doch alle viel geringer
Als die des Liebſten Kauf,
Die giebt ſie nicht für Lieder,
Und nicht im Spiele hin,
Die trägt kein bunt Gefieder,
Die iſt der Liebe Sinn.

Der Mann erkennt die Blume,
Sie bleibt ihm ewig neu,
Sie ruht im Heiligthume
Von ſeinem Glauben treu;
Er kränket nicht in Sorgen,
Geht keck in dunkle Schlacht,
Ihm dann der helle Morgen
Aus ihren Blumen lacht.

Die Blume heißt nicht Roſe,
Die iſt voll Zauberblut,
Sie heißt die Zeitenloſe,
Weil ihr die Zeit nichts thut.
Die Jungfrau früh ſie pflanze
In friſchen Herzensgrund,
Sie blüht mit vollem Glanze
Im frommen Ehebund.

8.

Während des Geſanges hatten ſich die Gäſte zerſtreut, Johanna und der Pfalzgraf wurden von Thalmann als Ehrendiener und Sabina als Ehrendienerin durch gewölbte Gänge in ein Prachtzimmer geführt, deſſen Decke der hellgeſtirnte Himmel, deſſen Boden ein weiches ſeidnes Moos war, die Wände flimmerten wie Blumengewinde, die von fliegenden Vögeln getragen und in lieblicher Verwirrung durch die Luft gezogen wurden. In der Mitte des Saales ſtand ein Purpurnachen mit einem Segel von Silberſtoff, an den Maſt rankten zu einer Laube die grünen Weinreben hinauf, vier glänzend weiße Schwäne mit aus-

gebreiteten Flügeln ſchienen den Nachen an goldnen Ketten durch die Luft emporziehn zu wollen, in deſſen Mitte die weichſten Betten und Teppiche von weißem und blauem Sammt zur Ruhe mahnten.

Sabina ſchmückte jetzt Johanna mit diamantner Krone und Thalmann that dem Pfalzgrafen den goldnen Ehrenharniſch und das Schwert an, ſo führten ſie beide einander in die Arme, in das wunderbare Himmelbette des Schiffs, dann ſetzte ſich Thalmann hinter ihnen an das Steuer des Schiffs, während Sabina auf dem geſchmückten hohen Schiffsſchnabel ſitzend, die goldnen Zügel der Schwäne löſte. Da bewegten die hellgeflügelten Träume ihre mächtigen Schwingen über Johanna, erſt mühſam, dann leichter, bis ſie endlich in höchſter Höhe an den Sternen mit gleichen Flügeln hinſchwebten.

Herrlich glänzte ihr der Mars, der Herr hatte ſeinen Geiſt den Seinen auch dort an dieſem erſten heiligen Pfingſtfeſte im blauen Lichte, das alle Stirnen umwallte, ausgegoſſen, die Geiſter der niederen Welt, Melancholia, Koleria, Phlegmatia und Ätherea beſangen in frohem vereinten Chor den, der alles erſchaffen und allein unerſchaffen, undenklich und alles Denkens Weſen iſt! — Sie riefen Johanna zu:

Deine Ruhe iſt kommen. deine Mühe iſt vollbracht,
Die Welt hat empfangen deiner Warnungen Macht,
Du lebteſt im Traume als Zeichen der Böſen,

Erwache vom Traum in der Liebe geneſen,
Du warſt Warnungsſtimme für die ganze Welt,
Wie dem heidniſchen Grimme heilges Papſtthum verfällt.
Wie die Macht der Erde alles Himmliſche beſiegt.
Daß die chriſtliche Heerde unter dreifacher Krone erliegt.
Sinkt einſt die Krone zur Erde, wieder ein Geiſt erſcheint
Und als Hirte die Heerde, wieder in Liebe vereint. —

Nach dieſer prophetiſchen Auslegung der vier Schweſtern verſank Johanna in tiefe betende Betrachtung, die Schweſtern verſetzten das Luftſchiff in ſchaukelnde Bewegung und ſangen einen melodiſchen Schlafgeſang voll knospender Zukunft und blüthedufstender Erinnerung:

Melancholia.

Ihren Goldring wirft die Sonne
In den Strom das Eis zu ſpalten,
Frühling fängt ihn! — doch verhalten
Will er ſich noch vor der Sonne.
Aus der Erde dunklem Munde
Steigt uns ſeiner Hoffnung Kunde.

Chor der Schweſtern.

Über den Fluß
Tönt ſein Lied,
Iſt wie ein Kuß,
Der nie verglüht.

Phlegmatia.

Schwer und feſt wie eine Kette
Zieht er ſie den Strom hinunter,
Viele Wellen ſchwärmen munter
In dem reichen Himmelsbette,
Leiſes Schilf ſich ihr verneiget,
Frühling ſich noch nirgend zeiget.

Chor.

Über den Fluß
Tönet ihr Lied,
Drinnen ihr Kuß
Die Schwälblein hinzieht.

Ätherea.

Müde wird ſie, daß er ſäume,
Daß ſie ihren Ring nicht finde,
Daß ihr Strahlenhaar die Winde
Feſt verwinden in die Bäume.

Chor.

Über den Fluß
Tönet kein Lied,
Spiegelnd im Gruß,
Alles verblüht.

Koleria.

Schwäne zogen da im Glanz,
Holten Tropfen aus dem Fluß,
Holten Grün zum frohen Gruß,
Frühlingsbraut zu deinem Kranz,
Laſſen Tropfen niederfallen
Aus den Lippen, die erſchallen.

Chor.

Nimm hin den Leib,
Nimm hin den Geiſt,

Rein iſt der Leib,
Klar iſt der Geiſt.

Melancholia.

So hat Frühling ſich verbündet,
Der den Sonnenring gefangen,
Vögel ſeine Boten ſangen,
Wie er ihnen ſich verkündet,
Wie er ſie will feſtlich faſſen,
Die er nimmermehr will laſſen.

Chor.

Über den Fluß
Tönet ſein Lied,
Jubelnder Fluß,
Sonniges Lied.

Ätherea.

Als die Morgenwolken kamen,
War ſchon alles jung geworden,
Frühling prangt im bunten Orden,
Tauſend Sterne drinnen ſchwammen,
Reicht der Sonn im Purpurbette
Seiner Frau die Blumenkette.

Chor der Schweſtern.

Über den Fluß
Tönet ſein Lied,
Strahlet ihr Gruß,
Keines vom andern ſich ſchied.

Und als dieſer Schlummergeſang durch das Echo der drei Schweſtern und im fernen Echo der ferne lauſchenden Melancholia leiſe verhallt war, da ſchwebte das Luftſchiff, das ſich unbemerkt und ſchnell wie die Sterne bewegte, bei dem Aufgang der Sonne über

dem Rhein, und Thalmann warf den Anker an dem Felsen der alten Pfalz; die Liebenden spiegelten sich küssend wie in jenen Kindertagen in der Fläche des kleinen Brunnens, auf welchem die weißen Kirschblüthen wie Schiffe voll kleiner Engel, die ihre Kinder werden wollten, in wogenden Kreisen schwankten; Johanna hob die kleinen Blüthenkinder zu sich wie kleine Spielgesellen, mit denen sie sich ganz ihres Gleichen fühlte, und der Pfalzgraf stand wie der Frühling ihr zur Seite, der immer mehr Blüthen von den Bäumen schüttelte. Da hörte sie Posaunen von dem Guttenfels und erwachte. Der Pfalzgraf kniete gerüstet vor dem Bette; der Kaiser glänzte im silberbelegten Stahle, und ließ ein weißes Roß ihr zum Geschenk vorführen. Er verkündete, daß sie noch heute die Reise nach Deutschland antreten müßten, wo ein Anfall der Slaven seinen Rath und seinen Arm zur Gegenwehr forderte. — Johanna rief aus: „Es wird alles noch wahr, was ein liebend Herz geträumt," — ihre ganze Seele war in Begeistrung erhöht über die Erfüllung und Durchdringung ihrer Träume in einer höheren Einheit göttlicher Liebe.

Nur ein freier Glaube, der sich aus dem Leben wieder emporgehoben, ehret Gott, und in diesem freien Glauben betete sie zu ihm, indem sie die gefaltenen Hände vor die Augen legte, während die Engel an der Thür ihres Herzens sangen:

Wenn

Wem nie das Herz zu ſchnell
In dem forſchenden Geiſte geſchlagen,
Der ſieht am lichten Tag nicht hell,
Der wird über die Zeiten hinjagen,
Der hört noch nichts,
Der ſieht noch nichts,
Er wähnt ſich Gott,
Bis er ſich überſchlagen.

Die blinde Leidenſchaft
Ehre, du zagender Geiſt in dem Staube,
Sie führte dich ſcheiternd an deiner Kraft
Auf Klippen, dem Wahnſinn zum Raube;
Der höret nicht,
Der ſiehet nicht,
Er fühlte Gott
Und betet nun mit Glauben.

Wer nur der Welten Lauf
Auf der eigenen Fährte ſich dachte,
Sieht nun verwundert auch,
Wie viel größer ſich alles rings machte;
Der hörte nicht,
Der ſah noch nicht,
Er wähnte ſich Gott,
Daß er das Glück verachte.

Wer lernen kann, der lebt,
Wird immer im Leben verbleiben,
Und die in allem wieder lebt,
Die Sonn wird ihn höher noch treiben;
Er hört auf ſich,
Er ſieht auf ſich,
Er ſchauet Gott
Und wird in Gott verbleiben.

Während Johanna dieſe ihr Inneres verklärende Anſchauung mit feuriger Überzeugung ausſprach, hatte ſich der heilige Papſt der wiedergewonnenen Kindesſeele mit beiden ſegnenden Armen wie der Bogen des Himmels der entſühnten Erde genaht, und ſchenkte ihr ſeinen Segen zu der Heimreiſe:

„Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und deinem Manne folgen; ziehe heim in Frieden, dein Vater ſegnet dich. Es iſt Gottes Wille geweſen, daß du zur Welt zurückkehrteſt. Gott iſt in allem Leben. Lobe denn Gott, der alles ſo freudig endet, in dem Vertrauen das allen Streit der Gedanken beſiegt. Gott ſegnet Euch. Amen.“

„Gott wollen auch wir vertrauen bis zu unſerm Ende. Um dieſen Segen flehen wir am heutigen Sonntag.“

Berlin, gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE APR '67 H

CANCELLED

DUE MAR '68 H

CANCELLED

Widener Library
3 2044 100 906 130